SVEN HEDIN II.

DURCH ASIENS WÜSTEN.

LEIPZIG: F. A. BROCKHAUS.

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 036 6

Durch Asiens Wüsten

Zweiter Band.

Durch Asiens Wüsten.

Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China.

Von

Sven Hedin.

Mit 107 Abbildungen und 5 Karten.

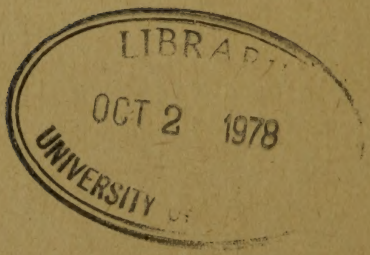
Sechste Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1919.

DS
8
H46
1919
Bd. 2



Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Ein halsbrecherischer Paß	1— 7
Zweites Kapitel. Unter Russen und Engländern auf Pamir	8— 13
Drittes Kapitel. Über vier Bergketten	14— 20
Viertes Kapitel. Abschied von Kaschgar	21— 29
Fünftes Kapitel. Aus einer alten Stadt Innerasiens	30— 34
Sechstes Kapitel. Funde in Borasan	35— 42
Siebentes Kapitel. Ein Pompeji der Wüste	43— 50
Achtes Kapitel. Ein unbekannter Hirtenstamm	51— 57
Neuntes Kapitel. Durch das Heimatland des wilden Kamels	58— 67
Zehntes Kapitel. Durch die Urwälder des Tarim	68— 80
Elftes Kapitel. Der alte Lop-nor	81— 88
Zwölftes Kapitel. Eine Bootfahrt	89— 96
Dreizehntes Kapitel. Eine glückliche Begegnung	97—102
Vierzehntes Kapitel. Ein Kriminalroman	103—107
Fünfzehntes Kapitel. Meine neuen Aufgaben	108—117
Sechzehntes Kapitel. Zum nördlichen Fuße des Kven-lun	118—124
Siebzehntes Kapitel. Die ersten Tagemärsche in Nordtibet	125—131
Achtzehntes Kapitel. Zum Arka-tag	132—139
Neunzehntes Kapitel. Der erste Salzsee	140—146
Zwanzigstes Kapitel. Der Wildesel und der wilde Yak	147—156
Einundzwanzigstes Kapitel. Das höchste Bergland der Erde	157—168
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die ersten Mongolen	169—177
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Unter den Zaidammongolen	178—184
Vierundzwanzigstes Kapitel. Räuber!	185—193
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Das Land der Chara-Tanguten. Der Koko-nor	194—199
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Besuch im Tempel der zehntausend Bilder	200—208
Siebenundzwanzigstes Kapitel. In Si-ning-fu. Der Dunganen-aufstand	209—217
Achtundzwanzigstes Kapitel. Noch einmal durch die Wüste	218—225
Neunundzwanzigstes Kapitel. Nach Peking und heimwärts!	226—233
Register	234—245

Abbildungen.

Die Abbildungen ohne Quellenangabe sind nach Zeichnungen und Photographien des Verfassers hergestellt.

	Seite
52. Der Ullug-art-Paß, vom Aul Ullug-art aus. 53. Hindu-kusch beim Uprang-paß. 54. Tadschikjurte in Tagdumbasch-Pamir	3
55. Ein lebensgefährlicher Flußübergang. Von Lindberg	16
56. Ein chinesisches Potai auf dem Wege nach Chotan. 57. Markt in Mudschi.	25
58. Mein Freund Liu Darin, Gouverneur von Chotan	17
59. Marktplatz in Chotan. Von Larsson-Palm	32
60. Borasan. 61. Alte Manuskripte aus der Gegend von Chotan. 62. Christliche Bronzemedaille aus Chotan	33

Seite
63. Terrakotta-Köpfe aus Borosan ($^1/_3$ natürlicher Größe) 48
64. Haus mit bemalten Querwänden in der Stadt Takla-makan. 65. Mohammed Bais Schilfhütte 49
66. Buddhas aus der alten Stadt in der Wüste Takla-makan ($^1/_3$ natürlicher Größe) 64
67. Ein widerspenstiges Kamel. Von Lindberg 65
68. Fähre über den Kontsche-darja 80
69. Vertreibung der Mücken durch Anzünden eines Schilffeldes 81
70. Lop-Mann im Einbaum 96
Karte. Die Veränderungen des Lop-nor 85
71. Idyllische Bootfahrt auf dem Ilek. Von Ljungdahl 97
72. Loplik auf dem Tarim bei Kum-tschappgan. Von Lindberg 112
73. In einem Schilftunnel des Lop-nor. Von Nyblom 113
74. Das erste Lager in Tibet 128
75. Verhör meiner meuterischen Leute. Von Adlercreutz 129
76. Südseite des Arka-tag, vom Lager Nr. 11 aus 144
77. Der angeschossene Kulan. 78. Die erlegte Yakkuh 149
79. Der erbeutete Yakstier von der Seite. 80. Der erbeutete Yakstier von vorn 153
81. König Oskar-Berg in Tibet 159
82. Am Lagerfeuer in Tibet. Von Adlercreutz 145
83. Schneesturm in Tibet. Von Adlercreutz 160
84. Der östliche Teil des Arka-tag, von Südosten gesehen 161
85. Aussicht nach Nordwesten bei Lager Nr. 31 162
86. Heraufziehender Sturm am See Nr. 20 163
87. Angriff des verwundeten Yak auf Islam Bai. Von Adlercreutz 164
88. Unsere letzten Pferde und Esel. 89. Obo bei Lager Nr. 37. 90. Sike-tschangol oberhalb Harato 167
91. Mein nächtliches Erscheinen im Mongolendorf. Von Nyblom 165
92. Tibetischer Burchan aus Ton. (Natürliche Größe.) 93. Tibetische Amulettbülse aus Silber, einen tönernen Buddha enthaltend. In Lhasa verfertigt. (Natürliche Größe) 176
94. Angriff der Räuber. Von Adlercreutz 177
95. Tibetische Räuber beschleichen unser Lager. Von Adlercreutz 184
96. Tanguten-Lager bei Dulan-jung 185
97. Nordwestende des Koko-nor 192
98. Tangut 193
99. Kloster Kum-bum. 100. Silberne Schale (aus Lhasa); Gebettrommel aus zwei Hirnschalen (aus Kum-bum); Gebetmühlen aus Stoff, Messing und Silber (aus Kum-bum). ($^1/_6$ natürlicher Größe) 200
101. Lamaistische Tempelfahne aus Lhasa 201
102. Das buddhistische Kloster der zehntausend Bilder in Kum-bum 205
103. Stadttor in Si-ning-fu. 104. Ping-fan 211
105. Der Kriegsgott in einem Tempel bei Liang-tscheo-fu. 106. Stadttor in Ning-scha 219

Karten.

Tarimbecken, Lop-nor, Nordtibet und Zaidam. Maßstab 1 : 3000000.
Übersichtskarte zu Sven Hedins Reisen. Maßstab 1 : 30000000.

Erstes Kapitel.

Ein halsbrecherischer Paß.

Mit Islam Bai, zwei anderen Dienern und sechs Pferden verließ ich am 10. Juli 1895 Kaschgar. Mein Freund von der Wüstenreise, Kasim, war als Pförtner im Konsulat geblieben. Von den Pferden hatte ein kleiner scheckiger Hengst die ganze Reise von der Laubhütte im Chotan-darja-Walde an mitgemacht. Er war immer vergnügt und nett und zahm wie ein Hund. Für mich selbst hatte ich ein hochbeiniges, vorzügliches Reitpferd gekauft, das mich über ein Jahr lang durch asiatische Einöden tragen sollte. Die fünf neuen Pferde kosteten nur 260 Mark. Pferde sind in Kaschgar billig.

Als wir am 11. Juli gegen Südwesten nach dem großen Dorfe Upal (2000 Häuser) zogen, goß es den ganzen Tag in Strömen, und der Weg, der über rotgelben Lößboden führte, war glatt und schlüpfrig.

Ein kleiner Bach fließt mitten durch das Dorf. Er hat sich ein tiefes, ziemlich breites Bett in die Lößablagerungen geschnitten, aber beim Dorfe erhebt sich das Ufer langsam in Terrassen.

Bald, nachdem wir angelangt waren, machte ich die Bekanntschaft eines Phänomens, das sich in diesen Gegenden während der Regenzeit alljährlich einstellt. Nach anhaltendem Regen sammelt sich das Wasser der nächsten Bergabhänge zu einer Sil (Sturzflut, Überschwemmung) an, die für einige Stunden das Bachbett füllt und die größten Verwüstungen anrichten kann. Diese Sil ist es, die im Laufe der Zeit das Bachbett zwischen den Lehmterrassen so energisch ausgearbeitet hat.

Um sieben Uhr hörten wir in der Ferne ein Brausen, das immer näher kam und allmählich zu einem betäubenden Getöse anschwoll. Wie eine kochende, siedende Lehmsuppe wälzten sich die Wassermassen mit ungeheurer Gewalt das Bett hinunter, das sie bis an den Rand füllten. Die Dorfbewohner stürmten mit Geschrei und Schreckensgebärden aus den Häusern. Islam und ich nahmen auf einem geschützten Dache Platz.

Im nächsten Augenblick standen die Weiden- und Pappelalleen auf beiden Ufern unter Wasser. Die Erde bebte unter der Wucht dieser losgelassenen Flut, die Wogen wälzten sich mit trübem Schaume dahin, und

das Spritzwasser dampfte wie ein Nebel über dem Bett. Ganze Baumstämme, eine Menge Reisig, Heuschober und andere transportable Dinge tanzten daher und stießen gegen die Ufer, um im nächsten Augenblick weiter zu schwimmen; sie wurden von einem Wirbel hinabgezogen, tauchten wieder auf und ließen sich von den Wogen machtlos hin und her werfen. Die hölzerne Brücke, die beide Ufer verband, wurde zuerst mitgenommen und schwankte knarrend und knackend fort.

Das Wasser stürmt nach rechts ins Dorf und überschwemmt die Hauptstraße, strömt in die niedrigen Häuser hinein und steigt immerfort. Schreiend und lärmend eilen die Besitzer mit ihrer Habe den Hügel hinan. Einige werfen mit Spaten provisorische Lehmwälle auf, um das Wasser daran zu hindern, in die Häuser zu strömen und ihre bewegliche Habe fortzuschwemmen oder zu verderben. Der ganze untere Teil des Basars ist in wenigen Minuten überschwemmt. Ein fürchterliches Getöse erfüllt die Luft.

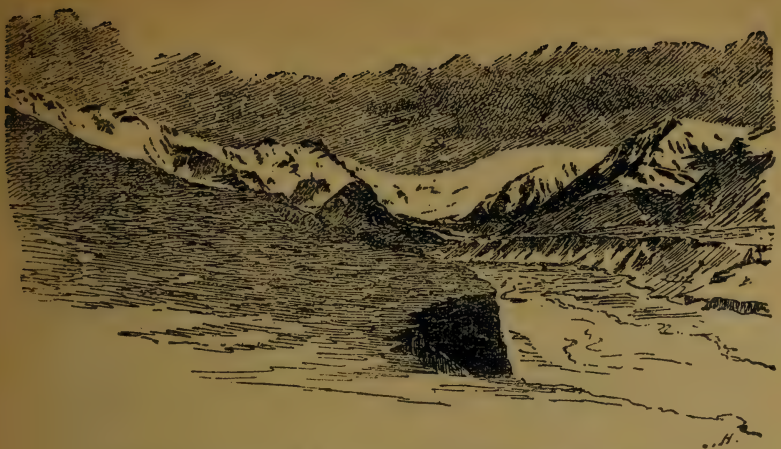
Mütter waten bis an den Oberkörper im Wasser mit kleinen Kindern auf dem Arme. Alle Dächer sind voller Leute, und diejenigen, die nichts zu verlieren haben, genießen das großartige Schauspiel mit sichtlichem Vergnügen. Glücklicherweise lag unser Haus so weit vom Ufer, daß unsere Sachen von der Gefahr nicht bedroht wurden. Fünfzehn Häuser waren vollständig verschwunden. Man sollte meinen, daß die Eingeborenen sich von dieser Flut, die jedes Jahr wiederkehrt, warnen ließen. Durchaus nicht! Kaum ist sie vorbeigerauscht, so werden wieder neue Häuser gebaut, genau an derselben Stelle, wo die alten standen.

Gegen neun Uhr begann das Wasser zu fallen, und am Vormittag des 12. Juli war nur noch das gewöhnliche Bächlein geblieben, und die Verbindung zwischen den Ufern war wiederhergestellt. Alles sah leergespült und öde aus. Der Sicherheit wegen blieben wir indessen den ganzen Tag hier. —

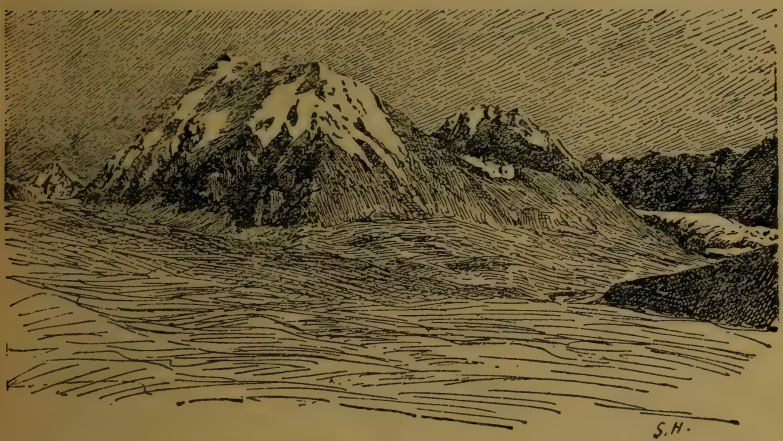
Vier Pässe führen in dieser Gegend über die Mus-tag- oder Kaschgar-Kette, die Pamir im Osten begrenzt: der Ajag-art (Fußpaß) und der Kasig-art (nach einem Kirgisenstamme benannt?), die wir im Norden zur Rechten liegen ließen, der Buru-köß-davan (Wolfsaugepaß), den wir links ließen, und der Ullug-art (großer Paß), den wir wählten.

Der Buru-köß ist der schwierigste von allen Pässen und wird nur ab und zu benutzt, wenn die drei anderen verschneit sind. Der Ullug-art ist ebenfalls gefährlich; man wählt ihn nur dann, wenn der Ges-darja so wasserreich ist, daß er nicht durchwatet werden kann. Im besten Falle ist er zwei Monate im Jahre offen (15. Juni bis 15. August); sonst liegen zu jeder Jahreszeit ungeheure Schneemassen im Passe angehäuft.

Von Upal führt der Weg über eine langsam ansteigende öde Steppe.



52. Der Ullug-art-Paß, vom Aul Ullug-art aus. (S. 4.)



53. Hindu-kusch beim Uprang-Paß. (S. 8.)

54. Tadschikjurte in Tagdumbasch-Pamir. (S. 15.)

Dann reiten wir in die Talmündung ein, deren mächtige Propyläen aus schwarzem und grünem Schiefer bestehen.

Am Abend des 14. Juli wurde es in den höheren Regionen dunkel. Der Donner begann in den Bergen zu rollen. Der Westwind trieb schwere Regenwolken das Tal hinunter, und ein kalter, abscheulicher Platzregen goß herab. In unsere Pelze gehüllt, zogen wir auf dem immer steiler ansteigenden Talgrunde nach dem Aul Ullug-art, der hoch oben auf der Konglomeratterrasse der rechten Talseite thronte. Von dem Aul hatte man eine weite Aussicht (Abb. 52) über das Tal. Am Abend schneite es tüchtig, und auf den Boden legte sich eine weiße Decke.

Im Dorfe glaubte man allgemein, daß der Paß nach diesem Schneefalle drei Tage lang unpassierbar sein würde, ja vielleicht, wenn die Niederschläge fortführen, schon für das ganze Jahr geschlossen wäre. Sogar bei klaren Tagen kam es oft vor, daß Pferde im Ullug-art verloren gingen.

Es blieb uns also keine andere Wahl, als geduldig auf gutes Wetter zu warten. Wir litten auch keine Not, denn der Aul bestand aus zwei prächtigen Zelten. Weideland für unsere Pferde gab es in der Gegend, und von unseren Wirten kauften wir ein Schaf.

Am 16. Juli wollten wir gerade nach dem Ajag-art-Passe aufbrechen, als ein Mann aus dem oberen Aul anlangte und uns vor dem Ajag-art warnte. Der Paß selbst sei allerdings bequem, aber an der anderen Seite sollte der Fluß Markan-su nicht zu passieren sein und wir wären gezwungen, unverrichteter Sache wieder umzukehren.

Der Kirgise stand dafür ein, daß wir mit heiler Haut über den Ullug-art kommen könnten, und wenn er 150 Tengeh (34 Mark) erhielte, würde er mit zehn Mann unser ganzes Gepäck hinüberbringen; es müßte getragen werden, weil die Pferde auch ohne Last die steilen Abhänge nur mit Mühe erklimmen könnten. Wir ritten also zu den sechs Jurten des oberen Auls hinauf, wo wir die Nacht verbrachten.

Am 17. Juli um $^1/_2$6 Uhr war das Wetter klar und ruhig. Eine Stunde später brachen wir mit den zehn Kirgisen auf, die für sich zwei Pferde, Proviant und eine Axt mitnahmen. Der Weg führte durch einen schmalen, abschüssigen Hohlweg, auf dessen Grund ein klares Bächlein zwischen rundgeschliffenen Gneis- und Schieferstücken rieselte. An beiden Seiten erhoben sich oft lotrechte Konglomeratbänke.

Noch weiter oben thronten bizarre Felsspitzen und schneebedeckte Kämme. Um neun Uhr hüllte sich der Paß ernstlich in dichte Wolken, und dann schneite es den ganzen Tag. Das Wetter war außerordentlich ungünstig, und die Kirgisen schüttelten bedenklich den Kopf.

Wir ritten in dem Bache. Die Steigung wurde fürchterlich steil, und die Pferde blieben oft stehen und rangen nach Atem.

Schließlich kamen wir in die eigentliche Mulde unter dem Passe, wo wir uns in 100 Krümmungen an den steilen Wänden emporarbeiteten. Der Schnee lag fußhoch, und die Pferde strauchelten oft in dem von ihm verdeckten Schutte.

Das letzte Stück war schwierig. Hier mußte das ganze Gepäck von den Kirgisen getragen werden, die die schweren Lasten abwechselnd auf den Rücken nahmen. Die Pferde wurden nacheinander hinaufgeführt.

Um elf Uhr erreichte ich zu Fuß die Paßhöhe, wo der Masar von Hasrett Ullug-art sich erhebt, ein kleiner Steinhaufen mit einigen Stangen und Lappen. Während die Kirgisen sich mit den Kisten abmühten und den Westabhang untersuchten, blieb ich anderthalb Stunden dort oben. Die Höhenmeßinstrumente gaben 5150 Meter an, und das Thermometer zeigte —0,6 Grad.

War der Aufstieg schwer gewesen, so war der Abstieg auf der Westseite geradezu halsbrecherisch. Nach einer sanft nach Westen geneigten Halde standen wir am Rande eines Abgrundes mit bizarren Felsvorsprüngen, die aus dem Schnee hervorragten und zwischen denen wir buchstäblich auf Händen und Füßen hinabklettern und auf Rücken und Bauch hinabgleiten mußten.

Der Schnee war zwei Fuß tief. Durch seine Kruste hieben die Kirgisen mit der Axt einen Pfad, auf dem die Pferde, jedes von zwei Mann geführt, vorsichtig heruntergelotst wurden. Ein Mann hielt den Schwanz, um sich dagegenzustemmen, wenn das Pferd ausrutschte. Die erste und schwierigste Wand kamen sie glücklich hinunter. Darauf kam die Reihe an die Kisten. Lange Stricke wurden an ihnen befestigt; dann mußten sie durch ihr eigenes Gewicht auf dem Schnee hinabrutschen, während zwei Mann die Tauenden festhielten und die Schnelligkeit regulierten.

Am Fuße der Felsen begann eine $35^1/_2$ Grad steile Schutthalde, auf der die Pferde allein gehen durften. Der scheckige Hengst vom Chotandarja glitt aus und rollte einige hundert Meter in die Tiefe hinunter; er brach sich das Rückgrat und starb auf der Stelle. Der Ullug-art ist entschieden der schwierigste, lebensgefährlichste Paß, den ich überschritten habe.

Das Wetter war scheußlich, und der Südwestwind hüllte uns in dichte Wolken von Treibschnee ein, durch die nur dann und wann das großartige Panorama, das sich unter uns ausbreitete, hervorschimmerte. Links in der Tiefe sahen wir einen stattlichen Gletscher mit beschneiter Oberfläche.

An seinem rechten Rande lag ein kleiner, dreieckiger Moränensee, gebildet durch den Bach eines kleinen Gletschers, der sich zwischen zwei schwarzen, wilden Felsen hinzog. Vom Fuße der Felsen fiel ein Schuttkegel steil nach dem Seeufer ab.

Als wir auf dieser losen Fläche marschierten, glitten wir alle Augenblicke

in der Richtung des 50 Meter tiefer gelegenen Sees aus und hatten viel Mühe, uns oben zu halten. Die Pferde mußten wieder abgeladen und alle Sachen einen halben Kilometer weit getragen werden.

Wieder kamen wir in ein undurchdringliches Schneegestöber hinein und sahen kaum, wohin wir gingen. Erst eine Stunde später, als die steilen Abhänge aufgehört hatten, klärte es sich wieder auf, aber in den höheren Regionen über uns fuhr das Schneegestöber fort.

Schnell ging es abwärts, das westliche Ullug-art-Tal hinunter. Das Tal wurde immer breiter, und die Schneefelder auf den umliegenden Bergen wurden immer kleiner. Nach vierzehnstündigem Ritt machten wir endlich nahe dem Punkte halt, wo das Tal in das breite Sarik-kol-Tal ausmündet. Weideland fehlte gänzlich, aber Wasser erhielten wir aus einer Schneewehe, die noch in einer schützenden Kluft lag. Unsere Kirgisen waren schon umgekehrt, als wir die gefährlichen Stellen hinter uns hatten.

Am 20. Juli erreichten wir den kleinen See Tschakker-agil, wo wir zwei Tage in einem Aul von sechs Jurten rasteten und verschiedene Untersuchungen ausführten.

Ich übergehe die nächsten Tagemärsche über Bulun-kul, Kara-kul, Subaschi und Gädjek, alles Stellen, die wir schon besucht haben. Erst am 26. waren wir wieder in neuen Gegenden. Wir kreuzten das Tagarmabecken, dessen Gewässer sich mit dem von den Südabhängen des Mustag-ata kommenden Flusse Kara-su vereinigen. Nach Osten hin durchbricht der vereinte Fluß das Gebirge in einer schmalen, Tengi genannten Passage, der auch unser Pfad folgte.

Doch bald nimmt dieses Durchbruchstal ein Ende, und der Kara-su ergießt sich in den Tagdumbasch-darja, der sich mit fieberhafter Energie sein Quertal Schinde-jilga durch die meridionalen Bergketten durchgesägt hat.

Das Terrain ist bisher abgefallen, vom Vereinigungspunkte der beiden Flüsse an aber steigt es wieder. Wir reiten südwärts am linken Ufer des Tagdumbasch-darja hin. In der Ferne erscheint die Festung Tasch-kurgan, das Ziel unseres Tagemarsches.

Wir reiten durch die Dörfer Tschuschman (45 Häuser) und Tisnab (200 Häuser) und haben nun das breite Tagdumbaschtal vor uns. Zur Rechten haben wir eine hohe Konglomeratterrasse, auf der sich das Dorf und die Mauern von Tasch-kurgan (Steinfestung) erheben.

Es war mir eine außerordentlich angenehme Überraschung, hier mit meinem Freunde Herrn Macartney zusammenzutreffen, der ganz plötzlich hierher beordert worden war, um sich der russisch-englischen Grenzkommission auf Pamir anzuschließen.

Am 27. Juli besuchte ich mit Macartney Tasch-kurgan. Dorf und

Festung gewährten einen traurigen Anblick. Die meisten Häuser waren durch das heftige Erdbeben, das vom 5. bis zum 20. Juli die ganze Gegend erschüttert hatte, vollständig zerstört, und die, welche noch standen, hatten von oben bis unten klaffende Risse.

Vom Anfange des Erdbebens an hatte man ungefähr 80 Stöße gezählt, von denen die ersten die heftigsten gewesen waren und das Dorf in Trümmer gelegt hatten. Der letzte Stoß erfolgte heute Morgen um acht Uhr zehn Minuten, und da ich noch lag — wie immer am Boden —, konnte ich deutlich wahrnehmen, daß er rechtwinkelig zur Längenrichtung des Tales, also von Westen nach Osten ging.

Der Erdstoß verursachte ein unbehagliches Angstgefühl. Es war als bewege sich der Boden in Wellenlinien. Ein deutliches Rollen, einem fernen Donnerschlage gleich, war zu hören, aber in ein paar Sekunden ging alles vorüber.

Zweites Kapitel.

Unter Russen und Engländern auf Pamir.

Mein Freund Macartney, der sich nach dem Victoria-See (Sor-kul) begeben sollte, um sich der Grenzkommission anzuschließen, suchte mich zu überreden, ihn dorthin zu begleiten. Da es aber mein Plan war, die Quellen des Jarkent-darja zu besuchen, lehnte ich seine Aufforderung ab.

Nach einigen Tagen gemeinschaftlicher Reise trennten wir uns am 30. Juli bei Chodschett-bai, wie wir glaubten, für immer, denn er sollte nachher den englischen Kommissaren nach Indien folgen. Er zog nach Westen am Tagdumbasch-darja hinauf, ich nach Süden am Chunser-ab aufwärts und erreichte nach einigen Tagemärschen den nördlichen Fuß des Hindu-kusch (Abb. 53).

Zwölf Tage lang war ich hier mit verschiedenen Exkursionen beschäftigt, untersuchte alle bedeutenderen Täler, die zum großen Wasservorrate des Chunser-ab beitragen, und bestieg den Chunser-ab-Paß (4810 Meter).

Vergebens suchte ich über die Pässe Uprang, Kara-su und Ilik-su einen Weg nach dem oberen Jarkent-darja zu finden, der hier Seraf-schan oder Naskan-darja genannt wird. Überall erhielt ich denselben Bescheid. Der Fluß lasse sich allerdings in einigen Tagen erreichen, sei aber während des Sommers nirgends zu passieren.

Die enge, tiefe Talschlucht des Ilik-su war von dem letzten heftigen Erdbeben so mitgenommen worden, daß nur Fußgänger, nicht einmal Yaks, hindurchkommen konnten. Ich war also in eine Sackgasse geraten. Nur nach Westen lagen mir unbekannte Teile von Pamir; ich beschloß also, nach den Quellgebieten des Amu-darja zu ziehen.

Wir ritten das obere Tagdumbasch-Pamir hinauf und überschritten am 15. August den Wakdschir-Paß (4936 Meter), in dessen unmittelbarer Nähe die Gewässer nach drei Richtungen strömen. Hier hat einer der Quellflüsse des Amu-darja seinen Ursprung, der in westlicher Richtung fließende Pändsch oder Wachan-darja, sowie der Tagdumbasch-darja, der nach Osten geht, und auf der Südseite des Hindu-kusch sammelt sich das Wasser zum Indus.

Am 17. August erreichten wir den Tschackmakden-kul (Feuerstahlsee), aus dem der Ak-su oder Murghab entspringt.

Da ich wußte, daß die große russisch-englische Kommission, deren Aufgabe es war, eine definitive Grenze von dem Victoria-See nach der chinesischen Grenze zu ziehen, gerade jetzt in Mehman-jolli (Gastweg), einem kleinen Quertale eine Tagereise weit in Nordosten, mit ihren Arbeiten beschäftigt war, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, ihr eine Visite zu machen.

Der russische Kommissar, General Pawalo-Schweikowskij, Gouverneur von Fergana, war von früher mein Freund und Wohltäter, und ich glaubte daher, ihn zuerst besuchen zu müssen. Ich konnte indessen nicht zu ihm kommen, ohne durch das englische Lager zu reiten. Dort sah mich Mr. Macartney und brachte mir schleunigst eine Einladung zum Mittagessen bei General Gerard, dem Chef der englischen Kommission.

Da saß ich nun in der Klemme. Die einzige Art, meine Neutralität zu bewahren, war, auf meine alte Bekanntschaft mit dem russischen General und auf meine — mangelhafte Toilette hinzuweisen.

Am folgenden Vormittag machte ich General Gerard einen Besuch und wurde auch von ihm mit überaus großer Freundlichkeit empfangen. Im Handumdrehen wurde ich mit allen Mitgliedern der Kommission bekannt. General Gerards nächster Beisitzer war Oberst Holdich, der für seine trigonometrischen und astronomischen Aufnahmen in den Grenzdistrikten Indiens die große goldene Medaille der Royal Geographical Society erhalten hat.

Unter den Russen fand ich mehrere Bekannte aus Turkestan. Die Eskorte der Russen bestand aus einigen 40 Kosaken und einem Musikkorps von 18 Mann, sowie einer Menge von eingeborenen Dschigiten und Karawanenführern. Die Engländer hatten gegen 200 indische Soldaten, Hindus, Affridi und Kandschuter.

Die wichtigen Arbeiten der Kommission zu berühren, kommt mir nicht zu. Ich will nur erwähnen, daß man sich ein kameradschaftlicheres, vertraulicheres, angenehmeres Verhältnis zwischen zwei Lagern, von denen doch jedes seine Sonderinteressen verfocht, nicht denken kann. Es herrschte stets eine fröhliche, offenherzige Stimmung, und hätte der Fremdling es nicht gewußt, er würde nie darauf gekommen sein, daß hier ein Kampf um die Grenzlinie der Machtsphäre beider Staaten in Asien stattfand, welche die Russen soweit wie möglich nach Süden vorgeschoben haben wollten, die Engländer dagegen möglichst weit nach Norden hinaufzudrängen beabsichtigten.

Die meisten Offiziere sprachen französisch, und man kann mit Recht sagen, daß die beiden Regierungen keine tüchtigeren, kundigeren und feiner

gebildeten Leute zu dieser Grenzregulierung hätten finden können als diejenigen, die sich jetzt auf den öden Plateaus von Pamir versammelt hatten. Für mich, der nun seit nahezu zwei Jahren einsam in Asiens Einöden umhergewandert, war es eine wahre Auferstehung von den Toten, mich mit einem Schlage in eine so distinguierte Gesellschaft versetzt zu finden.

Der 29. und 30. August waren festliche Tage. An ihnen arrangierten die Offiziere zum Vergnügen der Gemeinen und der Kirgisen ein großartiges Tamaschah (Schauspiel). Es begann mit Scheibenschießen auf 250 Schritt Abstand, woran sich auch die Offiziere beteiligten. Die Schießstätte bot infolge der bunten Uniformen ein prachtvolles Bild.

Nach dem Schießen teilten die Generale die Preise aus. Sie bestanden aus silbernen Bechern, Etuis mit Messer, Löffel und Gabel, Chalaten, Zeugstoffen, Rubeln und Rupien.

Die zweite Abteilung war lustig und abwechselungsreich. Sie wurde mit Kraftproben eingeleitet. Zwei Parteien, jede von acht Mann, zogen aus Leibeskräften je an einem Ende eines Seiles, um zu zeigen, welche Partei die stärkste war.

Es folgten Wettlaufen, teils frei, teils im Sacke, mit Sprüngen oder richtiger Purzelbäumen übers Seil, sowie Laufen von „siamesischen Zwillingen", wobei immer zwei und zwei zusammengebunden waren.

Der 30. August war Renntag. Etwa 200 oder 300 Reiter versammelten sich auf der Ebene bei dem nahegelegenen Kisil-rabat. Die Bahn war $1^1/_2$ Kilometer lang. Die Kosaken siegten mit zwei Minuten über die indischen Kavalleristen. In einem anderen Spiele (Lime-cutting) waren letztere am geschicktesten. An drei Galgen waren Kartoffeln aufgehängt, und nun galt es, in vollem Galopp eine nach der anderen mit dem Säbel zu spalten, was auch mehrmals gelang.

Die nächste Nummer des Programms war äußerst komisch und bestand in Wettrennen von Kamelen und Yaks. Des Sportes ungewohnt, stürzten sich die ersteren in wildem Galopp brüllend unter die Zuschauer und verursachten eine kleine Panik. Die Yaks nahmen die Sache so ruhig wie möglich und konnten durchaus nicht in Feststimmung gebracht werden. Einige blieben stehen, obgleich die Knüppel der Kirgisen auf ihren Flanken tanzten, einer kehrte sofort um und lief nach der entgegengesetzten Seite, andere schlugen sich seitwärts in die Büsche, und nur ein paar liefen mit der größten philosophischen Ruhe die Bahn ab.

Die letzte Nummer war recht peinlich anzusehen und gewiß noch unangenehmer mitzumachen. Zwanzig kirgisische Reiter stellten sich links, zwanzig rechts von den Zuschauern auf, ungefähr 250 Meter voneinander entfernt. Auf ein Zeichen stürmten sie in wildester Karriere aufeinander los. Einigen gelang es, beim Zusammenstoß unbeschädigt aneinander vor-

beizukommen, aber die meisten prallten mit ihren Pferden in dichtem Gewühle zusammen. Es war wirklich erstaunlich, daß nur ein Pferd verletzt wurde.

Das Lager gewährte einen stattlichen Anblick. Es war auf ebenem Boden auf dem linken Ak-su-Ufer aufgeschlagen worden. Die Engländer und ihre indischen Soldaten waren in zirka 60 weißen Zelten, die Russen in zwölf großen, prächtigen Jurten einquartiert. Ringsumher wohnten Afghanen, Karakesche (Karawanenführer) von verschiedenen Nationalitäten, Kirgisen und Leute aus Wachan.

Jeden Abend um acht Uhr hielten die Kosaken Andacht, und in der dünnen Luft erschollen die stimmungsvollen Klänge des Musikkorps, die feierliche „Malitwa" und die Nationalhymne. Gewaltige Feuer, an denen die Leute sich ihr Abendessen kochten, loderten nah und fern um das Lager herum, aber sie waren lange schon erloschen, ehe es in den Offizierszelten still wurde.

Zwischen dahinjagenden Wolken guckt dann und wann der Mond hervor und beleuchtet hell das weite, offene Ak-su-Tal, das im Norden von der Kaiser Nikolai des Zweiten-Kette, deren höchster Gipfel den Namen Salisbury-Peak trägt, und im Süden von der Mustag-Kette begrenzt wird. Es entstehen unbeschreiblich schöne Bilder, wenn der Mond über dem Lager von einer dichten Wolke verdeckt ist, sein Schein aber die ewigen Schneefelder der fernen Berge mit Silber übergießt.

Nie hatten diese öden Plateaus, auf denen nur eine kleine Zahl halbwilder Kirgisen umherirrt, ein solches Schauspiel gesehen. Die scheuen Tekkes und Archaris betrachteten von ihren luftigen Weiden am Rande der Gletscher herab ohne Zweifel erstaunt das rührige Leben, das in dem sonst so stillen, friedlichen Ak-su-Tale herrschte. Wo die Grenze zwischen Englands und Rußlands Besitzungen gezogen werden sollte, kümmerte sie wenig. Ihre hohe Heimat erreichen menschliche Interessen nicht; sie sind keines Herrschers Untertanen und teilen die Herrschaft nur mit dem ewigen Schnee.

Die Tage verrannen wie Stunden, und ich war verdutzt, mich Anfang September noch in diesem fröhlichen Kreise zu finden. Ich wollte aufbrechen, aber jedesmal, wenn ich diese Seite berührte, meinten die beiden gastfreien Generale, deren persönlicher Freund ich allmählich geworden war, daß ich recht gut noch ein paar Tage, bloß ein paar Tage, bleiben könnte.

Da nichts anderes half und mich doch wichtige Interessen nach Kaschgar zurückriefen, verfiel ich auf eine Kriegslist. Ich ließ eines schönen Tages Islam Bai unsere Karawane rüsten, ging zu General Pawalo-Schweikowskij und teilte ihm mit, daß ich jetzt alles zum Aufbruch fertig hätte. Doch da sagte er, daß ich etwas Merkwürdiges erleben würde, wenn ich

nur noch einen Tag bliebe. Meine Kriegslist mißglückte also vollständig, und ich blieb nicht nur einen, sondern noch mehrere Tage dort.

Das Merkwürdige, das richtig am nächsten Tage bekannt gemacht wurde, war, daß aus Indien ein Telegramm von Lord Salisbury angekommen war. Es enthielt die wichtige Nachricht, daß die Engländer die von den Russen vorgeschlagene Grenze annähmen.

Diese Nachricht rief in beiden Lagern die größte Freude hervor. Überall sah man frohe, befriedigte Gesichter. Während der folgenden Tage wurden die Grenzpyramiden Nr. 9—12 errichtet. Die Kommission hatte ihren Auftrag ausgeführt; man hatte unweit des Hindukusch eine definitive Grenze zwischen Rußlands und Englands Besitzungen auf Pamir gezogen und konnte nun, wann man wollte, wieder nach Hause zurückkehren.

Es bleibt jedoch noch eins, was nicht versäumt werden durfte. Die Arbeit der Kommission hatte im ganzen gegen drei Monate in Anspruch genommen, und man konnte doch nicht, vielleicht auf immer, voneinander scheiden, ohne in jedem Lager ein Festessen veranstaltet zu haben. Zu beiden wurde ich feierlich eingeladen, und da Galadiners auf Entdeckungsreisen in Zentralasien zu den Seltenheiten gehören, opferte ich um ihretwillen mit Vergnügen noch zwei Tage.

Am 11. September lief das russische Diner vom Stapel. General Gerard und ich saßen rechts und links vom Wirte. Grell stach mein mehr als einfacher, bedenklich fadenscheiniger Reiseanzug, der nie im Leben eine Ahnung davon gehabt, was für Dinge Kragen und Manschetten sind, ab gegen die Paradeuniformen der Generale, Obersten, Hauptleute und diplomatischen Agenten mit Orden und Tapferkeitsmedaillen. Ich verlor darob den Mut nicht, und die Krieger schmeichelten mir damit, daß meine Wüstenreise schlimmer gewesen als mancher Feldzug.

Gegen Mitternacht war der offizielle Schluß des fröhlichen Festes, und die Engländer hoben den Wirt hoch in die Höhe. Sie hatten starke Arme, und hier unter dem Dache der Welt ist es hoch bis zur Decke.

Am Tage darauf gab auch General Gerard ein Diner, bei dem die Stimmung ebenso vergnügt und die Reihe der Toaste nicht weniger lang war. Dort brachte auch Hauptmann McSwiney ein begeistertes Hoch auf die Damen aus, und irgend jemand kam auf den köstlichen Einfall, daß ich im Namen der Damen darauf antworten müsse. Ich tat es natürlich. Die Schlußpointe meiner Ansprache war, daß diese in der Ferne weilenden Damen, wenn sie ebenso liebenswürdig und gastfrei seien wie ihre respektiven Männer und Verlobten, deren Bekanntschaft zu machen ich das Vergnügen gehabt, ganz gewiß keine Menschen, sondern himmlische Wesen seien und ihre Gesellschaft ein irdisches Nirwana sein müsse.

Am 13. September wurden wir in früher Morgenstunde alle in einer großen Gruppe von den indischen Punditen photographiert, dann wurde mit kräftigem Handschlag Abschied genommen. Die Engländer brachen nach Süden auf, um sich über den Darkot-Paß nach Kaschmir und Indien zu begeben; die Russen zogen nach Norden. General Gerard begleitete seinen russischen Kollegen, um die Reise durch Rußland zu machen. Wir ritten an diesem Tage nur 24 Kilometer bis zum Kirgisenaul Ak-tasch, wo die Zelte wieder aufgeschlagen wurden und wir noch einen angenehmen Abend verlebten.

Ich konnte General Pawalo-Schweikowskijs liebenswürdige Einladung, mit nach Margelan zu kommen, nicht annehmen. Dies würde mich zu weit aus dem Rahmen meines Programms herausgeführt haben.

Eine starke Versuchung lag auch in General Gerards gastfreundlicher Einladung, die Engländer unter Oberst Holdich nach Indien zu begleiten. Ich weiß nicht, ob dieses vom Schimmer der Sage umflossene Land oder Oberst Holdichs Gesellschaft am verlockendsten war; aber ich weiß, daß ich selten einen nobleren, liebenswürdigeren, gediegeneren Mann kennen gelernt hatte, und ich schied von ihm mit dem Wunsche, ihn bald wieder treffen zu können.

Schließlich siegte das Pflichtgefühl: mein Weg führte ostwärts. Mir blieb noch viel in den Wüsten, am Lop-nor und in Nordtibet zu tun, und die schwedische Post, die mich jetzt in Kaschgar erwarten mußte, besaß auch eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ich nahm daher am 14. September herzlichen Abschied von den beiden Generalen und den übrigen Offizieren, sah sie auf ihren schnellen Pferden in der Ferne verschwinden und kehrte mit meinen Dienern nach den stillen, einsamen Bergen zurück, die das Pamirplateau im Osten begrenzen.

Wird es die letzte englisch-russische Grenzkommission sein, die während der im Gange befindlichen Ordnung der Weltpolitik in Zentralasien zusammengetreten ist? Man sollte es annehmen können, aber — Persiens Schicksal ist noch nicht entschieden, und überdies wissen wir nie, welche Veränderungen die Zukunft bringen kann.

Drittes Kapitel.

Über vier Bergketten.

Von Ak-tasch zogen wir nach Osten. Wir überschritten den 4645 Meter hohen Lakschakpaß in der Sarik-kol-Kette und übernachteten im Aul Keng-schevär auf der anderen Seite, wo acht Tadschiks und zwei Chinesen im Karaul lagen.

Der Weg hatte bisher über schwarzen Schiefer geführt, ging aber eine Strecke hinter dem Lager auf Gneis über, der in einer Menge verschiedener, oft außerordentlich hübscher Abarten auftrat. Von dem Punkte an, wo der Gneis erscheint, verändert sich auf einmal das Aussehen der Landschaft. Schon der Name Kara-korumning-baschi = der Anfang der schwarzen, steinigen (Gegend) verrät schwieriges Terrain.

Der Pfad, der meistens zwischen herabgestürzten Blöcken verschwindet, läuft nach Nordosten durch das tief in den Ostabhang der Sarik-kol-Kette eingeschnittene Quertal Schinde.

Das Terrain ist schrecklich. Oft reiten wir unter gewölbeartig herabhängenden Felsmassen, die von Rissen durchzogen sind und jeden Augenblick herunterstürzen können. Unausgesetzt geht es in den Bach, der blau und klar zwischen den Gneisblöcken rauscht, hinein und über ihn hinüber. Eine kurze Strecke von der Festung Tasch-kurgan entfernt, schlagen wir das Zelt wieder auf.

Jetzt hatten wir die erste der meridionalen Bergketten, die, Bastionen gleich, Pamir im Osten umgürten, hinter uns; am 16. September überschritten wir die zweite über den Särghakpaß. Es war kein leichtes Ding, sich einen Führer zu verschaffen. Endlich bekamen wir einen Mann, der uns zu Fuß begleitete. Aber noch ehe wir den Paß erreichten, blieb er zurück und ward nicht mehr gesehen.

Wir kreuzten das Tagdumbaschtal zwischen zerstreut liegenden Äckern und Häusern. Der Fluß hatte jetzt nur ein Drittel der Wassermenge, die ich hier vor anderthalb Monaten gefunden hatte, und das Wasser war

ganz klar geworden. Auf der östlichen Talseite traten wir sofort in einen schmalen Hohlweg mit scharfer Steigung und trockenem Boden ein.

Dann erklommen wir auf der linken Seite der Schlucht einen steilen, schmalen, niederträchtigen Pfad, dessen glatte Schieferplatten bisweilen mit Brechstangen bearbeitet werden mußten, ehe die Pferde festen Fuß fassen konnten. Nachdem wir die weichen, domförmigen Höhen erreicht hatten, sahen wir das Tagdumbaschtal mit seinen grünen und gelben Ackerfeldern und seinem Flusse tief unter uns liegen.

Die Landschaft hatte ihr Aussehen vollständig verändert. Überall umgaben uns sanft abfallende Höhen. Ab und zu sieht man tief eingeschnittene kañonartige Hohlwege, die die Höhen im Zickzack durchkreuzen. Keinen Tropfen Wasser gab es hier, wohl aber Regenrinnen. Der Weg war nicht schwer, führte aber beständig bergauf, bergab, und wir überschritten mehrere kleine Pässe zweiter Ordnung, ehe wir den Kulminationspunkt der Kette bei 4032 Meter erreichten.

Die Aussicht war lehrreich. Im Süden erhoben sich gewaltige Schneeberge, eine direkte Fortsetzung der Kette, auf der wir uns befanden und die in südöstlicher Richtung abschwenkt, nach Tibet hinein, um in das Bergsystem des Kven-lun überzugehen. Im Norden erstreckt sie sich bis an den Mus-tag-ata und bildet also eine direkte Fortsetzung der Mus-tag- oder Kaschgarkette. Tief unter uns erschien im Osten das Tal des Ütsche, der sich in den Tagdumbasch-darja ergießt.

Nach dieser Talschlucht fallen die Ostabhänge unserer Kette in bizarren Armen, Ausläufern und Verzweigungen ab. Bald folgt ihnen der Pfad, bald führt er in eine Erosionskluft hinunter, bald wieder über einen kleinen Paß. Der letzte Abhang ist sehr abschüssig, mündet aber endlich mit seinem nicht unbedeutenden Bache in das Haupttal ein.

Wir ließen uns in dem Dorfe Klein-Beldir nieder, das aus einem einzigen Haushalt besteht. Am Zusammenflusse des Tagdumbasch und des Ütsche liegt das Dorf Groß-Beldir, wo der Ütsche unter dem Namen Beldir-darja bekannt ist. Der Tagdumbasch heißt in seinem Durchbruchstale Schinde und ist der lotrechten Felswände wegen nicht zu passieren.

Am 17. September ritten wir in südöstlicher Richtung talaufwärts weiter. Hier gab es verschiedene kleine Dörfer, die alle von Tadschiks bewohnt waren.

Die hohe Lage und die harte Natur schreiben vielen von ihnen eine Lebensweise vor, die an diejenige der Kirgisen erinnert. Die meisten leben von Viehzucht und besitzen große Herden von Schafen, Ziegen, Yaks, Pferden und Eseln. Ein Teil der Bevölkerung wohnt in Jurten (Abb. 54) und Zelten, der andere, hauptsächlich der ackerbautreibende, in Häusern aus an der Sonne getrocknetem Lehm und Steinen mit platten Holzdächern. Wie

die Tadschiks selbst arischer Abstammung sind und persisch sprechen, so erinnern auch ihre Häuser nicht wenig an die persischen.

Am 18. September setzten wir unseren Weg fort und gelangten nach einer Rabat (Herberge) am Fuße des Kandaharpasses, wo wir die Nacht zubrachten.

Am nächsten Morgen waren wir wieder von einer vollständigen Winterlandschaft umgeben. Es hatte über Nacht heftig geschneit, und die weiße Decke lag überall mehrere Zoll hoch. Von der Rabat führte der Weg ziemlich steil aufwärts, aber der Schnee füllte die Zwischenräume zwischen den Steinen aus und erleichterte den Aufstieg. Der Paß selbst (5062 Meter hoch) ist scharf wie ein Messer, denn hier tritt der grüne Schiefer in beinahe lotrecht stehenden, scharfen Zacken hervor.

Der Abstieg auf der anderen Seite war ziemlich schwierig und hätte mit beladenen Pferden wohl kaum unternommen werden können. Wir hatten einige Tadschiks angeworben und drei Yaks gemietet, die die Kisten mit gewohnter Sicherheit trugen. Anfangs ging es zwischen wilden Felsvorsprüngen jäh hinunter, und wir legten lange Strecken in dem fußhohen Schnee rutschend zurück. Dann wurde das Gehänge weniger steil. Die Schneemenge war überall viel bedeutender als auf der Westseite. Der Himmel, der am Morgen klar gewesen war, bewölkte sich wieder, und es schneite tüchtig.

Am 20. September schneite es noch bis elf Uhr. Mein Zelt wurde so vom Schnee belastet, daß es oft abgefegt werden mußte, und am Morgen war es mit einem angewehten Schneewalle umgeben. Als wir aufbrachen, gesellten sich zwei junge Frauen zu uns, die auf Yaks ritten und ins Tal hinunter wollten, um Brennholz zu holen.

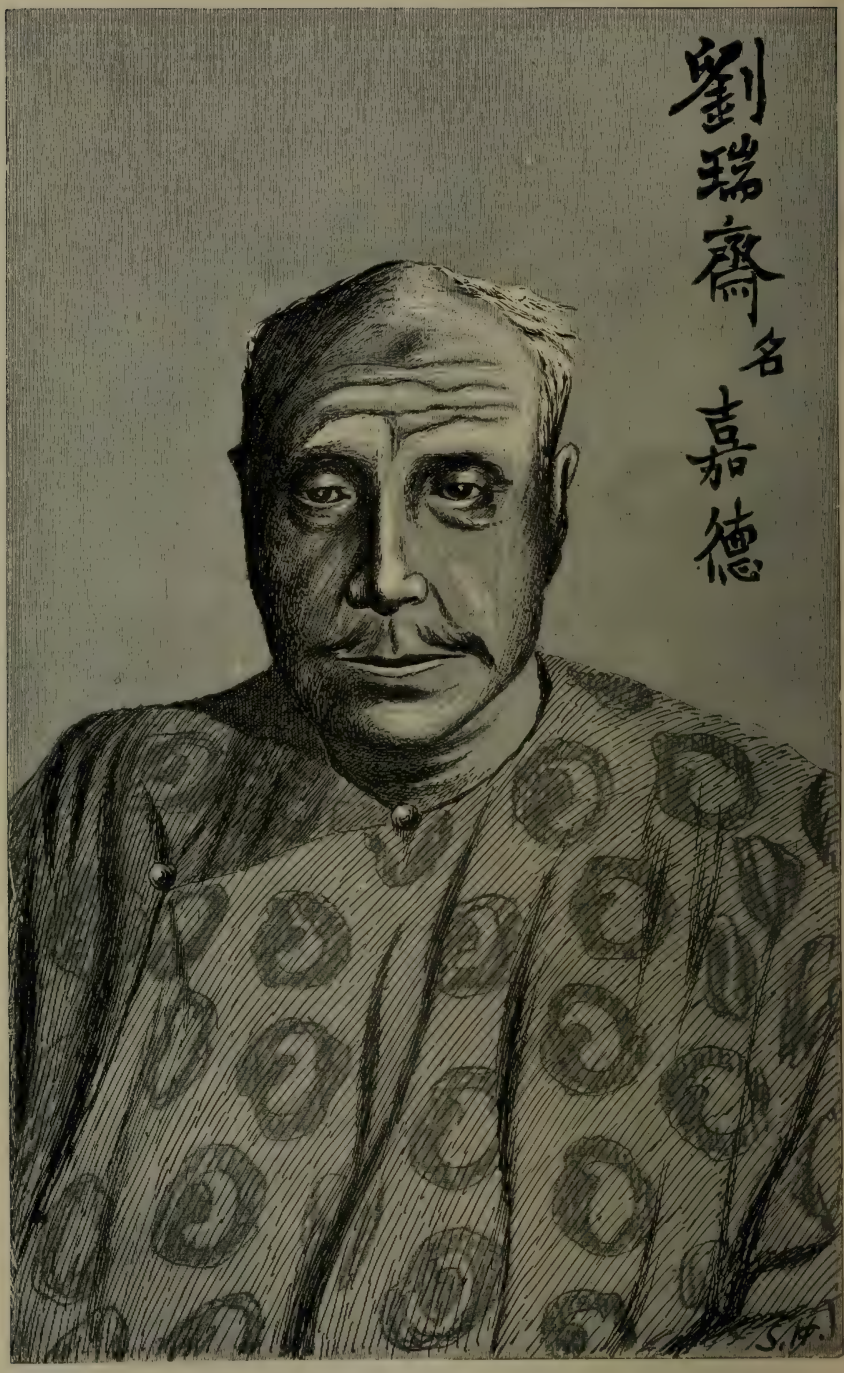
Sie waren sehr hübsch und vergnügt. Mit ihrem schwarzen Haar, ihren starken Augenbrauen, den feinen Gesichtszügen und großen, lebhaften Augen glichen sie Zigeunerinnen. Als wäre es selbstverständlich, halfen sie uns bei den Tieren der Karawane, die sie mit silberheller Stimme antrieben, so daß es von den Felswänden widerhallte. Die Kleider hingen ihnen in dünnen Lumpen um den Leib, und die Brust und der kupferbraune Hals waren dem starken Schneefalle ungeschützt preisgegeben.

In kleinen Talweitungen traten jetzt Birkengehölze auf. Eins von ihnen hieß Tersek. Unsere Wegweiser sagten uns, daß der Wald weiter unten aufhöre und wir hier bleiben müßten, wenn wir ein ordentliches Nachtfeuer haben wollten.

Am 21. September ging es auf steinigem, unbequemem Wege durch das ziemlich schroff abfallende Tal hinunter.

Der Arpa-tallak-Paß, den wir in einigen Tagen überschreiten sollten, bildet eine Religionsgrenze. Östlich davon wohnen nur Sunniten,

55. Ein lebensgefährlicher Flußübergang. (S. 18.)



58. Mein Freund Liu Darin, Gouverneur von Chotan. (S. 31.)

westlich auch Schiiten.* Die beiden mohammedanischen Sekten leben jedoch in bester Eintracht, und die Feindschaft, die sonst zwischen den sunnitischen Türken und den schiitischen Persern herrscht, fehlt hier vollständig. Sie heiraten untereinander und kommen beständig miteinander in Berührung. An die Chinesen zahlen sie als Steuer nur Brennholz und Viehfutter; zu Jakub Beks Zeiten aber waren die Abgaben ziemlich drückend. Doch hatten sie, wie sie mir sagten, seine Herrschaft vorgezogen, weil er Mohammedaner war.

Am 22. September ritten wir durch acht Dörfer, alle aus einigen Häusern und Höfen bestehend und von Äckern und Gärten umgeben, wo Walnüsse, Aprikosen, Pfirsiche, Äpfel, Melonen usw. gezogen wurden. Der Duft frischgemähten Getreides war ein besonderer Genuß nach der Reise durch die unfruchtbaren Hochländer, die wir hinter uns zurückgelassen hatten. Das schönste Dorf ist Tong, dessen üppige Gärten und pittoreske Häuser sich auf dem Hintergrunde von Felswänden prächtig ausnehmen.

Wir hatten nur noch einige Kilometer bis an den Jarkent-darja, der bei Tong entweder einfach Darja (der Fluß) oder Tongning-darjasi (der Tongfluß) genannt wird. Die Namen Raskan und Seraffchan sind nur weiter oben gebräuchlich.

Im Sommer ist der Fluß so angeschwollen, daß er nicht überschritten werden kann. Man begibt sich daher nur im Herbst und Winter nach Jarkent, wohin ein Reiter drei Tage braucht. Die Kaufleute kommen dann aus der Stadt hierher, um Zeug, Zucker, Tee usw. zu verkaufen.

Als wir am 23. September zum Jarkent-darja hinunterritten, fand ich zu meinem Erstaunen, daß das Nebental Tong viel breiter ist als das Haupttal, in das es ausmündet. Ungeheure Wassermassen haben sich hier unaufhaltsam durch Bergpartien hindurchgeschnitten, die in dem prachtvollen Durchbruchstale großartige Bilder aufwärts und abwärts gewähren.

Die Wassermarken an den Bergwänden verrieten, daß der Fluß jetzt $3^1/_2$ Meter tiefer stand als während des Sommerhochwassers, und dennoch hallte die Luft von einem dumpfen Getöse wider, das seltsame Echos in den Schieferwänden weckte, zwischen denen sich die halbklaren, grünschimmernden Wassermassen des gewaltigen Flusses in ihrem tiefen Bette abwärts wälzten.

Jetzt galt es, über diesen Fluß, der uns den Weg versperrte, zu

---

* Sunniten, Anhänger der rechtgläubigen Sunna oder Lehre des Islam, nennen sich jene Mohammedaner, die die Gesetzlichkeit der unmittelbar nach Mohammeds Tode bis zu Alis Regierungsantritt herrschenden Verhältnisse anerkennen. Die Schiiten, die Anhänger Alis und seiner Nachkommen, erkennen nur diese als rechtmäßige Nachfolger des Propheten an. Die überwiegende Mehrzahl der Mohammedaner zählt zu den Sunniten. Der Schiismus ist die offizielle Religionsform des persischen Reichs.

kommen. Am Ufer fanden wir sechs Sutschis (Wassermänner) in weiten Schwimmhosen und mit einem auf der Brust festgebundenen Tulum, einem mit Luft gefüllten Sack aus Ziegenfell. Sie hatten eine Sal (Fähre) zusammengebunden, die wenig vertrauenerweckend aussah und aus einer auf zwölf Tulum ruhenden gewöhnlichen Tragbahre bestand. Zuerst wurden einige Proviantkisten auf die Fähre gestellt. Eins unserer Pferde wurde mit dem Schwanze vor die Längsseite des Flosses gespannt, und ein Sutschi führte es über die vom Strome rund geschliffenen Ufersteine hinaus. Die übrigen hielten die Fähre auf den Wogen im Gleichgewicht.

Das Pferd verlor bald den Boden unter den Füßen und verschwand bis beinahe an den Kopf im Wasser. Hierauf schlang ihm der Sutschi den rechten Arm um den Hals, um mit dem linken zu schwimmen und die Richtung anzugeben. Pferd und Mann wurden von der Strömung erfaßt und tanzten mit schwindelnder Geschwindigkeit stromabwärts.

Uns gerade gegenüber standen am rechten Ufer senkrechte Felsen, an denen sich die Wassermassen mit wahnwitziger Wut brachen, unterhalb derselben aber lag eine kleine, geschützte Bucht, wo das Wasser über seichtem Sandgrunde einen Wirbel bildete. Hier landeten das Pferd und der Wassermann vorsichtig.

Einen Kilometer unterhalb der Furt bildete der Fluß eine Krümmung, in der die Wassermassen nach dem linken Ufer hinüberdrängten, um dort schäumende Schnellen zu bilden. Man mußte daher über den Fluß zu kommen suchen, ehe man vom Wirbel in sie hineingezogen wurde, wo man zwischen Klippen und Blöcken unfehlbar zermalmt wurde.

Nachdem das ganze Gepäck in vier Partien hinübergebracht worden war, kam die Reihe an mich. Ich hatte voll Ungeduld gewartet und dabei dasselbe Gefühl gehabt wie in den Knabenjahren, wenn man baden soll und nicht schwimmen kann. Denn das Floß schaukelte unsicher auf seinen mit Luft gefüllten Schläuchen, und besonders da, wo die Wassermassen am ärgsten schäumten, drohte es jeden Augenblick umzukippen und würde es auch getan haben, wenn nicht die Sutschis aufgepaßt und es im Gleichgewicht gehalten hätten (Abb. 55).

Ich zog vor, das Pferd nicht zu benutzen, sondern die Männer je eine Ecke des Flosses anfassen zu lassen. Im nächsten Augenblick packte uns die Strömung, und in wilder Hast sausten wir stromabwärts. Wer nicht daran gewöhnt ist, wird schwindelig; die Felsen am anderen Ufer scheinen den Fluß hinaufzueilen, die Perspektive verändert sich unaufhörlich, wie die Aussicht vom Fenster eines Schnellzugs. Mit kräftigen Arm- und Beinstößen arbeiten die Männer das Floß aus der Strömung heraus, und schließlich sind wir in der verhältnismäßig ruhigen Bucht angelangt und landen.

Auf der Rückfahrt wurde das Floß ein gutes Stück stromabwärts getrieben und mußte von einem auf dem Ufer gehenden Pferde nach dem Einschiffungsplatze hinaufgezogen werden. Die anderen Pferde wurden schwimmend von je einem Sutschi hinübergebracht.

Auch Islam Bai zog es vor, auf diese Weise über den Fluß gesetzt zu werden. Aber er wurde schwindelig und fand sich nicht mehr zurecht. Mitten im Flusse drehte er sich mehrmals im Kreise, wußte nicht mehr, nach welcher Seite er sollte, und hätte beinahe sein Pferd ertränkt, indem er es zu stark niederdrückte. Er verschwand flußabwärts, und ich schwebte in der größten Sorge, daß er nach den Fällen treiben und zerschmettern würde. Endlich kam er ans Land.

Es war herrlich, die ganze Karawane mit Sack und Pack mit heiler Haut auf dem rechten Ufer des Jarkent-darja beisammen zu haben. Die Sutschis erhielten 100 Tengeh, ihr Anführer außerdem eine Mütze und ein Messer, womit sie außerordentlich zufrieden waren.

Nachdem wir alle übergesetzt waren, wurde die Karawane wieder beladen, und wir zogen am rechten Ufer flußabwärts weiter. Bald aber schien der Weg durch einen senkrecht zum Wasser abfallenden Felsstock versperrt zu sein. Hier hatten die Tadschiks wahrscheinlich schon in grauer Vorzeit in der Felswand selbst auf den Schichtköpfen einen gesimsähnlichen Pfad ausgehauen, dessen äußere Kante schon von der Verwitterung angegriffen war. Mit Stangen, Reisig und Schieferplatten hatte man ihn wieder eben gemacht. Aber an einigen Stellen war er so schmal, daß die Pferde mit den Packkisten, die sich unausgesetzt an der Felswand zur Rechten scheuerten, nicht an ihr vorbeikommen konnten.

Am 24. September ritten wir das Arpa-tallak-Tal hinauf und schlugen während eines heftigen Hagelsturms auf einem zum Dorfe Sugetlik (Weidenbaumdorf) gehörigen Acker Lager; am folgenden Tage gingen wir über den Arpa-tallak-Paß (3838 Meter).

Vom Passe aus sehen wir im Westen den schneebedeckten Kamm, den wir im Kandaharpaß überschritten hatten. Im Osten breitet sich ein Panorama von Bergkämmen aus, die immer niedriger und unbedeutender werden und in der Ferne in einen gelben Dunst übergehen, der die öden Ebenen von Ostturkestan ankündigt. Auf der Ostseite gab es keinen Schnee, und alle Dörfer, die wir passierten, waren von Dschaggataitürken bewohnt. Der Paß ist also eine klimatische und ethnographische Grenze.

Der Pfad führte gegen Ostnordosten nach dem Dorfe Unkurluk (die Schluchten), wo man gerade damit beschäftigt war, die diesjährige Ernte auszudreschen. Dies geschieht auf sehr einfache Weise. Zehn Ochsen gehen nebeneinander im Kreise um einen Pfahl, um den herum das Getreide am Boden ausgebreitet liegt.

Am 26. September rasteten wir in Ütsch-beldir, einer reich angebauten, bevölkerten Gegend. Am Tage darauf kamen wir aus dem Gebirge heraus und überschritten den Jarkent-darja noch einmal bei dem Dorfe Kuscherab, wo der Fluß 78 Meter breit war und eine Maximaltiefe von 3,14 Meter hatte. Die Stromgeschwindigkeit beträgt hier 1,21 Meter in der Sekunde. Wir konnten daher den Fluß mit Leichtigkeit auf einer großen Fähre passieren, die die ganze Karawane auf einmal übersetzte, ohne daß wir die Pferde abzuladen brauchten.

Die letzten Tagemärsche der Exkursion führten uns über die Dörfer Kok-rabat und Kisil, sowie durch Jangi-hissar und Japptschan. Am 3. Oktober war ich wieder in Kaschgar und wurde vom Generalkonsul Petrowskij ebenso gastfrei wie gewöhnlich aufgenommen.

In Kaschgar herrschte noch eine milde, linde Temperatur. Durch den schroffen Klimawechsel zog ich mir ein heftiges Fieber zu, von dem ich erst Mitte November wieder genas.

Die Verluste, die ich auf der unglücklichen Wüstenreise erlitten hatte, waren ersetzt. Von Fueß in Berlin war mir eine Kiste geschickt worden, die drei vorzügliche Aneroide, mehrere Hypsometer, Psychrometer und Thermometer enthielt. Aus Taschkent waren drei große Kisten mit verschiedenen notwendigen Dingen, wie Stoffen, Konserven, Tabak usw. angekommen, so daß ich jetzt wieder ebensogut ausgerüstet war wie damals, als ich die lange Reise antrat.

Viertes Kapitel.

Abschied von Kaschgar.

Sobald ich mich vom Fieber erholt und die neue Karawane zusammengestellt hatte, verließ ich zum letztenmal Chinas westlichste Stadt. Nachdem meine aus neun Pferden und drei Mann bestehende Karawane unter dem Befehl meines alten bewährten Islam in der Morgenfrühe des 14. Dezember 1895 nach Süden abgezogen war, brach ich selbst mit zwei Dienern um die Mittagszeit auf.

Auf dem Hofe des Konsulats war eine richtige Volksversammlung. Generalkonsul Petrowskij und seine liebenswürdige Frau, Adam Ignatieff, 50 Kosaken mit ihren zwei Offizieren, alle zu Pferd, waren gekommen, um mich noch eine Strecke weit zu begleiten. Nach einem letzten Abschied von diesem gastfreien Hause ritten wir in kurzem Trabe durch die Basare.

Auf der breiten, nach Jangi-schahr führenden Landstraße wurde allseitig Abschied genommen. Als ich mit lauter Stimme aufrief: „Lebt wohl, Kosaken!" antworteten sie einstimmig: „Gott gebe Ihnen eine glückliche Reise!"

Dann war ich allein unter lauter Asiaten. Und dennoch, als die Zinnen von Kaschgar am Horizont verschwunden waren, stieß ich bei dem Gedanken, jetzt wieder auf dem „Heimwege" zu sein, einen Seufzer der Erleichterung aus; es war ein Gedanke, dessen Süßigkeit aber nicht wenig von dem Umstande vermindert wurde, daß noch halb Asien zu durchziehen war und daß mich von Stockholm noch 15000 Kilometer trennten.

In Kisil traf ich wieder mit der Karawane zusammen. Ich hatte die große Landstraße dorthin, die ich schon kannte, vermeiden wollen und deshalb den Weg über die in der Sandwüste liegenden Heiligengräber Ordan Padschah und Hasrett Begim eingeschlagen. Wir opferten den 510 Kilometern, die uns von Chotan trennten, 23 Tage; ich hatte also Zeit und Gelegenheit, von diesem großen, wichtigen und in vieler Beziehung interessanten Wege genaue Kenntnis zu erlangen.

Am 20. Dezember ritten wir durch das Doppeltor in Jangi-schahr, dem chinesischen Stadtteil von Jarkent, und eine Strecke weiter durch das Altin-därvaseh (das goldene Tor) in Kovneh-schahr (Altstadt) ein,

wo die Mohammedaner wohnen. Die beiden Stadtteile liegen nur einen Kilometer voneinander entfernt, aber zwischen den Toren, durch die die Hauptstraße von Kaschgar nach Chotan läuft, dehnt sich eine lange, breite, mit Holzdächern gedeckte Basarstraße, in der noch spät abends beim flackernden Scheine der Öllampen ein lebhaftes Treiben herrscht. Mit den umliegenden Dörfern zählt Jarkent 150000 Einwohner; es ist die größte Stadt in Ostturkestan.

Nachdem wir durch das Altin-därvaseh hereingekommen waren, kreuzten wir ein Labyrinth von winkeligen Straßen und Gäßchen, ehe wir das Haus erreichten, das der Aksakal der indischen Kaufleute für uns in Bereitschaft gehalten hatte.

Während der beiden folgenden Tage blieben wir in Jarkent, teils um die Pferde ausruhen zu lassen, teils um die Stadt und ihre nächste Umgebung kennen zu lernen. Vom Aksakal begleitet, ritt ich auf Besuch zum Amban, dessen Jamen viel stattlicher war als das in Kaschgar.

Der Amban, Pan Darin, war ein großer, korpulenter, alter Herr mit grauem Ziegenbart. Er empfing mich mit höflichem, freundlichem Lächeln und hatte die Gnade, sich nach meinen Plänen zu erkundigen. Abends schickte er mir Futter, Mais und Holz als Geschenke; er selbst erhielt, als er am folgenden Tage einen Gegenbesuch machte, einen Revolver.

Im nordöstlichsten Teile von Jarkent erhebt sich eine Anhöhe, Nevrus-dung (Neujahrshügel), von dem aus man eine Aussicht über die ganze Stadt hat. Sie schließt sich unmittelbar der Mauer an, die, mit Zinnen versehen, dünn, baufällig, aus an der Sonne getrocknetem Lehm gebaut ist und sich in Krümmungen auf den alten Uferterrassen des Flusses auf und nieder schlängelt, im allgemeinen aber einen Kreis bildet.

Obgleich die Stadt in nächster Nähe des Jarkent-darja liegt, des größten Flusses von Zentralasien, der sich in die Wüste hineinschlängelt, seinem fernen Ziele, dem Lop-nor, entgegen, ist doch ihr Trinkwasser Gift. Es wird durch Kanäle vom Flusse nach Teichen innerhalb der Stadt geleitet, in denen das stillstehende Wasser fault und sich allmählich mit allem möglichen Schmutz und Abfall vermischt. Diese Bassins werden daher wahre Ansteckungsherde und Bakterienkulturen. Man badet darin, wäscht dort die voller Ungeziefer sitzenden Kleider, spült das Geschirr, schüttet den Abfall von den Mahlzeiten hinein, läßt Hunden und Vieh freien Zutritt und — trinkt dieses verpestete Wasser, das aus seinem Zuflußkanale nur dann erneuert wird, wenn der übelriechende Bodenschlamm im Begriff ist, an den Tag zu treten.

Infolge dieser Fahrlässigkeit ist in Jarkent unter anderm eine Krankheit, Boghak genannt, sehr häufig, eine Geschwulst, die sich auf der Vorderseite des Halses, gewöhnlich auf dem Adamsapfel selbst, bildet und mindestens

die Größe einer Faust hat, oft aber Kopfgröße erreicht und ihrem unglücklichen Träger ein höchst unnatürliches, abstoßendes Aussehen verleiht. Man kann ruhig sagen, daß gegen 75 Prozent des eigentlichen Stammes der Stadtbevölkerung in größerem oder geringerem Grade mit diesem Kropfe behaftet sind, der seinen Mann in den meisten Fällen bis ins Grab begleitet. Über diese Krankheit gibt es eine Legende, die besagt, daß, als Saleh Peigambär durch Jarkent reiste, ihm einige Diebe sein Kamel stahlen, dem Tiere den Hals abschnitten und den Kadaver am Ufer des Jarkentdarja liegen ließen. Der heilige Mann verfluchte hierauf die ganze Gegend und schwur, daß ihre Bewohner auf ewig von Boghak geplagt werden sollten. Der Kamelkadaver hat von da an das Flußwasser immerfort vergiftet und ihm die Krankheitskeime beigemischt. —

Am 23. Dezember setzten wir auf einer Fähre über den Jarkent-darja, der mitten im Winter noch 93 Kubikmeter Wasser in der Sekunde führte. Der Fluß hatte 60 Kubikmeter verloren, seit ich Ende September bei Kuscherab seine Wassermenge gemessen.

Durch reich bevölkerte, gut angebaute Gegenden und eine endlose Reihe von Dörfern kamen wir am Weihnachtsabend nach der Stadt Kargalik (die Rabenstadt). Hier erinnerten weder Schnee noch Tannenbäume an die Bedeutung des Tages, aber die Freundlichkeit der Einwohner gab ihm doch einen gewissen weihnachtlichen Anstrich. Wir kehrten bei einem Kaufmann aus Kokan ein, der abends einen feinen Dastarchan auftischte: Äpfel, Birnen, Rosinen, Mandeln und verschiedene Süßigkeiten auf einem Dutzend Schüsseln. Das Ganze glich einem Weihnachtstische, obgleich es der Fußboden selbst war, auf den die Präsentierteller gestellt worden waren. Später kamen die zehn Beks der Stadt in chinesischen Festgewändern und Zöpfen, um mich zu bewillkommnen, und schließlich erhielt ich vom Amban Li Darin mehrere nützliche Weihnachtsgeschenke: Schafe, Reis, Weizen- und Maismehl, Brennholz und Futter für die Pferde.

War der Amban von Jarkent die Höflichkeit selbst gewesen, so ging der Distriktschef von Kargalik beinahe zu weit in der Liebenswürdigkeit. Ehe ich ihn noch hatte besuchen können, kam er am Weihnachtsmorgen, als ich noch schlief, zu mir, und als ich ihm nachher meinen Gegenbesuch machte und in die Höfe seines Jamen einritt, donnerten drei Kanonenschüsse. Sie hätten mir beinahe einen Purzelbaum eingetragen, da mein Pferd an einen solchen Empfang nicht gewöhnt war.

Der Amban war ein kleiner, geradezu eleganter, angenehmer Fünfziger mit einem grauen gewichsten Schnurrbärtchen und einer großen, runden Kristallbrille. Nachdem ich ihn nach dem Mittagessen, zu dem er mich dabehalten, abgezeichnet hatte, war ich nicht wenig erstaunt, seine junge

gelbe Gemahlin auf ihren kaum 5 Zentimeter langen Füßen hereinbalanciert kommen zu sehen, um mich zu bitten, auch sie zu porträtieren, da sie gern ihren Eltern in Peking ihr Bild schicken wolle, eine Bitte, die zu erfüllen mir natürlich sehr schmeichelte.

Als ich am 26. Dezember Kargalik verließ, hatte der Amban die Artigkeit, mich von einem Bek begleiten zu lassen, der beauftragt war, alles auf der Reise zu beschaffen. Und als wir aus dem Osttore der Stadt ritten, ließ er wieder drei Kanonenschüsse donnern.

Nach einer kurzen Strecke hatten wir die letzten Dörfer hinter uns und kamen in Einöden, wo der Weg, der sonst einem hellen Streifen in der Erde gleicht, von jedem Sturme verweht wird. Zum Besten der Reisenden haben die Chinesen daher Pfähle einrammen lassen, die anzeigen, wo der Weg geht. Sie stehen 80—90 Meter voneinander entfernt, und man sieht 6 oder 7 Stück auf einmal vor sich. Beim Sandburan nützen sie nicht viel, aber nach dem Sturme sind sie vortrefflich, ja notwendig, denn es soll vorgekommen sein, daß man von Reisenden, die sich in dieser Gegend verirrt haben, nie wieder etwas gehört hat.

Von der Oase Besch-arik (die fünf Kanäle) erstreckt sich eine gleichförmig flache, unfruchtbare Ebene bis an die Herberge Koschlenger (zwei Stationen).

Dieses Lenger ist ein ausgezeichnetes Haus, das zu Anfang der Regierung Jakub Beks aus gebrannten, graugrünen Ziegelsteinen erbaut worden ist und einen viereckigen, mit großen Ziegelplatten gepflasterten Hof umschließt. Die vier Längsseiten des Hauses umfassen zehn Zimmer für Reisende. Sie sind gepflastert, und das Tageslicht fällt durch eine runde Öffnung in der gewölbten Decke hinein.

Bis zum Anfang der eigentlichen Sandwüste rechnet man von hier aus anderthalb Tagereisen. Sie ist unter dem Namen Takla-makan, Dschallat-kum und Adam-öllturgan-kum, „der menschenmordende Sand", bekannt.

Dem Charakter des kontinentalen Klimas gemäß sind hier die Winter streng und die Sommer drückend heiß. Ende März beginnt die Zeit der Burane und dauert bis zum Schlusse des Sommers. Sie stellen sich nur nachmittags, fast nie vormittags oder nachts ein, dauern gewöhnlich nur eine Stunde und kommen öfter aus Westen als aus Osten. Sie sind ungemein heftig und fegen mit unwiderstehlicher Kraft über die flachen, offenen Ebenen hin. Gar nicht selten kommt es vor, daß Schafe, die um die Dörfer herum weiden, mit fortgerissen oder durch den Staubnebel von der übrigen Herde getrennt werden. Von alters her ist es in diesen Gegenden der Brauch, daß, wenn bei stillem, schönem Wetter Schafe von der Herde verloren gehen, der Hirte dafür verantwortlich ist und sie dem

56. Ein chinesisches Potai auf dem Wege nach Chotan. (S. 26.)

57. Markt in Mudschi. (S. 26.)

Eigentümer ersetzen muß; gehen sie aber während des Sturmes verloren, so haftet niemand dafür.

Vom Winde wird folgende Legende erzählt: Bei der Station Tschullak hatte ein heiliger Mann vor einigen hundert Jahren einen Brunnen gegraben, der jetzt beinahe vollständig vom Sande verschüttet ist. Als er auf 80 Klafter Tiefe gekommen war, öffnete sich der Boden unter ihm und ließ einen Westwind heraus, der den heiligen Mann gen Himmel trug, und seitdem stammen alle Winde und Stürme der Gegend aus diesem Brunnen. Vernünftiger ist eine andere Sage, der gute Beobachtung zugrunde liegt. Sie lautet, daß, wenn der letzte Buran von Kargalik gekommen ist, der nächste von Guma kommt, und daß es entweder derselbe Buran ist, der wieder umkehre, oder ein anderer, der auf dem Wege ist, jenen aufzusuchen.

Der ganze Weg zwischen Kaschgar und Chotan ist, wie der von Kaschgar nach Ak-su, von den Chinesen in „Potai" eingeteilt worden. Auch die Mohammedaner messen daher die Entfernungen im allgemeinen nach Potai und nicht, wie in Gegenden, wo diese fehlen, nach Tasch (Stein), Joll (Weg) und Tschackerem (Hörweite). Diese Entfernungen werden durch oben abgeplattete Lehmpyramiden von 6 bis 7 Meter Höhe angegeben (Abb. 56). Im Durchschnitt liegen zwischen zwei Stationen 10 Potai.

Mit der Meßkette maß ich einigemal den Abstand zwischen zwei solchen „Meilensteinen" und fand ihn jedesmal verschieden: 3720, 3587 und 3502 Meter. Welche Methode die Chinesen angewandt haben, als sie die Pyramiden errichten ließen, weiß ich nicht, aber besonders sorgfältig scheint sie nicht gewesen zu sein. Bei dem Marschtempo, in dem wir gingen, brauchten wir gewöhnlich drei Viertelstunden, um ein Potai zurückzulegen.

Durch öde Steppen und unfruchtbare Ebenen kamen wir nach der kleinen, reizenden, gut bewässerten Stadt Guma, einer Oase in der Wüste. Wir blieben den 29. Dezember über hier und zogen dann nach dem Dorfe Mudschi (Abb. 57) weiter, von wo aus wir am letzten Tage des Jahres einen kleinen Ausflug nach den Trümmern einer Kovneh-schahr, einer alten Stadt, machten.

Über eine öde Steppe erreichten wir einige kleine Lehmterrassen, auf deren Oberfläche eine Menge Gräber liegen. Wir öffneten ein paar von ihnen. Ihre Seiten waren mit Brettern und Stangen verschalt; im Innern, das jetzt voller Sand und Asche war, fanden wir weißgebleichte Gebeine und Schädel. Sowohl die Form der letzteren, wie die Lage der Gräber zur Richtung nach Mekka, das „Kebleh", zeigten, daß hier Dschaggataitürken begraben lagen.

Nach allem zu schließen, ist dieser Begräbnisplatz nicht sonderlich alt, wahrscheinlich nur zwei- oder dreihundert Jahre. Aber im Verein mit den

Häuser- und Mauerresten in der Nähe zeigt er, daß die Menschen, die einst hier gewohnt, von dem vorrückenden Sande gezwungen worden sind, weiter nach Süden zu ziehen. Der Rückzug vor dem Wüstensande hat sicher Jahrtausende gedauert, und die Dünen der Takla-makan bedecken ohne Zweifel viele merkwürdige Dinge.

Von einer viel älteren Kultur reden die Millionen kleiner Scherben von Tongefäßen und gebrannten Ziegeln, die in der Gegend auf beiden Seiten der großen Heerstraße verstreut liegen und nach Aussage der Eingeborenen von einer alten Stadt herrühren, die sie Nasar nennen. Dann und wann findet man auch alte Münzen, Ringe, Bronzesachen und viele Glasscherben; ich nahm einige von hellblauer und grüner Farbe mit.

Es ist anführenswert, daß die Bewohner des Landes jetzt das Glasmachen nicht mehr verstehen. Das Vorkommen solcher Scherben nicht allein bei Mudschi, sondern auch in mehreren anderen Ruinen in Osttürkestan verrät einen Rückschritt in der Kunstfertigkeit, der zum Teil auch von klimatischen Veränderungen abhängen dürfte. In einem Lande, wo sich das Klima von Jahr zu Jahr verschlechtert, wo der Sand und der Wassermangel immer größer werden, muß die Kultur zurückgehen und die Bevölkerung an Zahl und Lebenskraft abnehmen.

Anfangs macht es einen eigentümlichen Eindruck, diese unzähligen Scherben auf dem Boden umhergestreut liegen zu sehen, denn beim Graben findet man nichts als Sand und Erde. Dieser Umstand muß dem Winde zuzuschreiben sein. Sand und Erde weht er fort, diese Dinge läßt er aber infolge ihres spezifischen Gewichts und ihrer Form liegen. Man kann sich auch denken, daß der Wind im Laufe der Jahrtausende bedeutende, oben aufliegende Schichten fortgeführt, in denen die Scherben enthalten gewesen, die dann allmählich gesunken und auf das jetzige Niveau des Bodens gebracht worden sind. Rastlos, langsam, aber sicher gräbt der Wind aus und nivelliert die öde Landschaft. Die Eingeborenen hatten selbst beobachtet, daß seine Erosionskraft hier viel bedeutender war als die des Wassers.

Am 1. Januar 1896 ritten wir nach Sang-uja, einem kleinen Dorfe von 150 Höfen.

In einem fort wechseln Steppe und Wüste miteinander ab, und die Dörfer liegen gleich Oasen zerstreut. Manchmal läuft der Weg so nahe am Rande der Wüste hin, daß die Sanddünen sich deutlich abzeichnen. Der Gebirgsstock des Kven-lun im Süden ist nur sichtbar, wenn die Luft klar ist. Während der warmen Jahreszeit, in der die Burane häufig sind und die Luft mit Staub gesättigt ist, kann man diesen Weg bereisen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sich nahe südlich davon die gewaltigste Bergkette der Erde erhebt. Es ist daher auch nicht erstaunlich, daß Marco

Polo, der diesen Weg zurückgelegt hat, ihrer in seiner Reisebeschreibung mit keinem Worte erwähnt.

Am 2. Januar wehte es den ganzen Tag ziemlich frisch aus Ostnordosten. Die Luft blieb jedoch sehr klar, und deutlich trat der Kven-lun mit seinen Schneefeldern hervor.

Der folgende Tagemarsch führte uns durch öde Gegenden nach dem einsamen Ak-lenger (der weißen Herberge), das dritthalb Potai vom Wüstenrande entfernt liegt. Nur selten begegneten wir Reisenden, gewöhnlich kleinen Gesellschaften von Chotaner Kaufleuten, die nur so viel Gepäck mit sich führten, wie ihre Reitpferde tragen konnten, oder Landleuten, die von Oase zu Oase wanderten und manchmal einige mit Korn und Grünwaren beladene Esel vor sich her trieben.

Nach einem Ritte von zwei Potai kamen wir am 4. Januar an einen Gürtel von ziemlich hohen, zusammenhängenden Sanddünen. Mitten in diesem Gürtel erhob sich ein Rücken von Ton, auf dem einige Pappeln wuchsen und Tughstangen aufgerichtet waren, die einen Masar anzeigten. Am östlichen Fuße des Hügels fanden wir einige Holzhäuser, von denen das größte ein auf Pfählen ruhendes, vorspringendes Dach hatte.

Dieser Masar, einer der anziehendsten, die ich gesehen, heißt nach dem dort begrabenen Heiligen Imam Chakir, gewöhnlich aber Kumrabat-paschahim (meines Königs Herberge im Sande) oder auch einfach Käptär-masar (Taubengrab).

Das Eigentümliche bei diesem Heiligengrabe ist, daß dort mehrere tausend prächtige, fette Tauben (Käptär) in den buntesten Farbenschattierungen, gelbe, weiße, braune, grüne, gesprenkelte usw., Obdach und Nahrung erhalten. Die Herberge enthält Zimmer mit Lehmfußböden, erhöhten Estrichen, Einfriedigungen und Stangen in den Wänden; die Reisenden müssen sich mit den Tauben in den Raum teilen. Überall ertönt munteres Girren, und die Tiere sind vor den Besuchern nicht im geringsten scheu.

Auf einigen Hausgiebeln erhoben sich mit Fellappen behängte Stangen zum Verscheuchen der Raubvögel. Der „Lengertschi" der Herberge behauptete, daß ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der sich an einer dieser heiligen Grabtauben vergreife, augenblicklich sterbe.

Es ist ein alter Brauch, daß die Reisenden, die an diesem Grabe vorüberziehen, den Tauben einen, wenn auch nur kleinen Vorrat von Maiskörnern mitbringen, was zugleich als Opfergabe für den hier ruhenden Heiligen betrachtet wird. Der Maisvorrat wächst mit der Zeit, so daß die Tauben nicht zu darben brauchen, was sonst geschehen würde, da die Station in einer öden Gegend liegt, wo sich nichts Eßbares finden läßt. Die Tauben entfernen sich auch nicht von hier.

Auch wir hatten einen Sack Mais mitgenommen. Ich nahm eine Porzellanschale, füllte sie wiederholt und streute die Körner auf den Boden. Das gab ein Girren und Flöten und Flügelschlagen ohne Ende. Überall wimmelte es von Tauben. Sie kamen in Wolken hernieder, setzten sich auf meine Schultern und auf die Mütze, pickten direkt aus dem Sacke und der Schale, und ich mußte stillstehen, um nicht auf sie zu treten.

Nachdem wir uns eine Stunde lang an diesem hübschen Bilde erfreut hatten, zogen wir weiter nach der gut angebauten, reich bevölkerten Gegend Sävvah, wo es einen Min-baschi und elf Jus-baschi zur Besorgung der Angelegenheiten der vielen Dörfer gibt.

Fünftes Kapitel.

Aus einer alten Stadt Innerasiens.

Am 5. Januar 1896 legten wir den letzten Tagemarsch, der uns noch von Chotan trennte, zurück. Wir ritten durch eine Reihe von großen Dörfern, ehe wir die Tore von Jangi-schahr (Neustadt) und bald darauf die Hauptbasarstraße von Chotan erreichten.

Der Amban der Stadt hatte mir schon am Morgen seinen Dolmetscher in Gesellschaft des Aksakals der westturkestaner Kaufleute entgegengeschickt. Sie führten uns nach einem großen, schönen, in einem ruhigen Stadtteile gelegenen Hause, dem saubersten, das ich dort zulande gesehen habe.

Die älteste Geschichte von Chotan verschwindet im Dunkel der Sage und fällt in eine Zeit, da das Tarim-Becken noch nicht in eine Sandwüste verwandelt war. In Europa wurde die Stadt durch Marco Polo bekannt, der auf seiner berühmten Reise durch Asien vor 625 Jahren von Samarkand über Jarkent nach Chotan ritt, denselben Weg, den wir eben zurückgelegt hatten. In den Jahren 1878 und 1879 nahmen die Chinesen Chotan mit ganz Ostturkestan ein und besitzen es noch heute in Ruhe und Frieden.

In China hat Chotan von alters her als eine berühmte Stadt gegolten, die mit dem „Reiche der Mitte" in bisweilen freilich unterbrochener Handelsverbindung gestanden. Seine größte Bedeutung besaß es dadurch, daß in seinem Gebiete Nephrit vorkam. Der Nephrit* (chinesisch „Yü", dschaggataitürkisch „Kasch-tasch") gehört in China zu den größten Seltenheiten. Man verfertigt daraus Dosen, Flaschen, Tassen, Pfeifenmundstücke, Armbänder usw.

Heutzutage ist Chotan eine unbedeutende Stadt, die nicht viel mehr als 5000 mohammedanische und 500 chinesische Einwohner in ihren Mauern zählen dürfte. Ihre wichtigsten Produkte sind außer dem Nephrit, Seide,

* Ein dichtes, in dünnen Platten durchscheinendes Mineral von meist lauchgrüner, zuweilen auch grünlich-weißer Farbe, das in der Hauptsache aus Kieselsäure, Magnesia, Kalk und wenig Eisenoxydul besteht.

weiße Filzdecken, Häute, Trauben, Reis und andere Getreidearten, Gemüse, Äpfel, Melonen, Baumwolle usw. Ihre seidenen Teppiche sind von außerordentlicher Schönheit und Feinheit.

Chotan ist eigentlich der Name der ganzen Oase mit ihren 300 Dörfern. Die Stadt selbst wird gewöhnlich Iltschi genannt; außerdem hat die Oase noch zwei weitere Städte, Kara-kasch und Jurun-kasch.

Der Handel mit China geht teils längs des Chotan-darja über Ak-su und Turfan, teils über Jarkent und Maral-baschi, dagegen fast gar nicht über den Lop-nor. Der russische Handel geht über Kaschgar, der englisch-indische über Leh in Ladak.

Ich blieb neun Tage in Chotan, dessen Amban Liu Darin (Abb. 58) mich mit großer Gastfreundschaft aufnahm. Ich ging oft und gern zu Liu Darin und lernte in ihm bald einen Mann kennen, der auch nach europäischen Begriffen edel, rechtlich denkend und gerecht war, und es entstand zwischen uns eine wahre Freundschaft.

Er war ein hochgewachsener Siebziger mit energischen Zügen, klugen Äuglein, dünnem, weißem Schnurrbart und sehr dünnem Zopfe. Von allen Asiaten, mit denen ich auf dieser Reise in Berührung kam, ist Liu Darin derjenige, dessen ich mich am liebsten erinnere und den wiederzusehen mich am meisten freuen würde.

Über das jetzige Iltschi ist nicht viel zu sagen. Es ist ein uninteressanter Ort. Dasselbe Gewirr von schlechten, unbedeutenden Häusern, engen Straßen und Sackgassen, das wir in Jarkent gefunden.

Der Basar ist, wie in allen mohammedanischen Städten, der Mittelpunkt und die Hauptpulsader des Lebens und Verkehrs (Abb. 59). In seine Straßen münden eine Menge unglaublich schmaler, krummer, schmutziger Gäßchen. Hier und dort gibt es aber offene Plätze mit von Bäumen beschatteten Teichen.

Mitten in der Stadt, unmittelbar neben dem Basar, erhebt sich ein sogenannter Kovneh-sefit-potai (alte Lehmpyramide) mit zerstörten Mauern und Türmen von Hadschi Padschahs „Ordu" oder Burg. Von ihrer Höhe hat man eine umfassende Aussicht über die Stadt, ihre viereckigen Dächer und Höfe und die unter Wasser stehenden Ackerfelder außerhalb der Mauern, die einem blank polierten Schachbrett gleichen, dessen Felder durch schwarze Linien getrennt sind. Diese Linien sind die Erdwälle, die die einzelnen Äcker voneinander scheiden.

Jede Woche gibt es zwei Basartage, zu denen die Dörfler aus der Umgegend mit ihren Waren kommen. Auch Frauen treiben Handel; sie sind, wenn sie im Basar sitzen, stets unverschleiert. Sie könnten sich aber recht gut den Schleier vor das Gesicht ziehen, denn sie sind unbeschreiblich häßlich und schmutzig und voller Ungeziefer, auf das man sie oft ganz

ungeniert Jagd machen sieht. Im allgemeinen gehören verschleierte Frauen zu den Seltenheiten. Die Moral steht auf einem betrübend niedrigen Standpunkt, und ansteckende Krankheiten sind ganz allgemein.

Häute und Schafwolle bilden wichtige Ausfuhrartikel, die meistens über Kaschgar und Narinsk nach Westturkestan gehen. Der alte Tatare Mohammed Rafikoff aus Orenburg besaß eine Gerberei und Wollreinigungsanstalt. Er hatte zehn Jahre hier gewohnt und sich ein hübsches Haus am Basar gebaut; die Fabrik aber lag am Flusse Jurun-kasch. Sie bestand aus einem gewaltigen Zelte als Magazin und einem provisorischen Häuschen in russischem Stil.

Der Alte erzählte, daß er alljährlich im Februar die ganze Herrlichkeit abreißen lasse, um den Chotanern gegenüber zu tun, als wolle er sein Geschäft aufgeben und nach Hause zurückkehren. Denn dann beeilen sie sich, so viele Häute wie möglich zu verkaufen, und geben sie billig ab. Im Mai aber baut er die Fabrik wieder auf; so ist es schon zehn Jahre lang fortgegangen. Als ich meine Verwunderung aussprach, daß die Chotaner noch nicht hinter seine Schliche gekommen, antwortete er, dazu seien sie viel zu dumm und denkfaul.

Am 11. Januar machte ich einen Ausflug nach dem Dorfe Kalta-kumat (der kurze Sand), das $2^1/_2$ Potai nordöstlich von der Stadt liegt. Um dorthin zu gelangen, muß man über den Fluß Jurun-kasch und durch die nur 15 Minuten von Iltschi entfernte Stadt gleichen Namens reiten.

Hinter Tam-agil (das Steindorf) fängt die Wüste wieder an, mit vereinzelten Dünen und Wasserrinnen. Dann wird das Terrain außerordentlich steinig, und wir merken bald, daß wir uns in einem alten Flußbett befinden. Kein anderer Fluß als der Jurun-kasch kann hier einst geflossen sein; er hat sich also, ganz entgegen dem allgemeinen Gesetze in dieser Gegend, nach Westen verlegt.

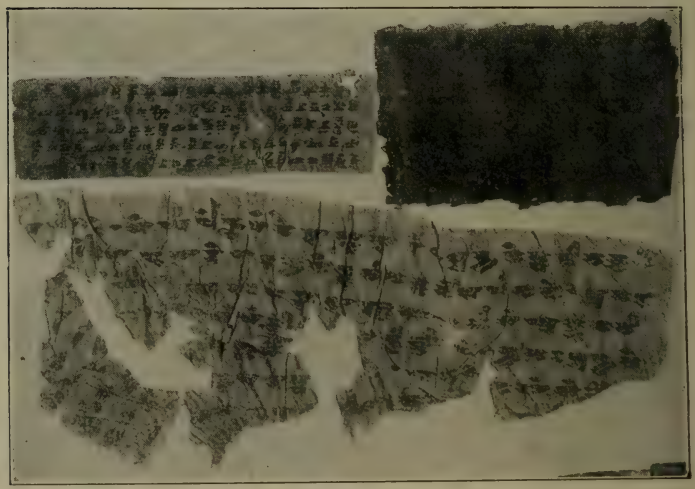
In diesem alten Bett liegt einer der hauptsächlichsten Nephritfundorte. Überall sahen wir Gruben von ein paar Meter Tiefe, einigen Metern Breite und höchstens 10 Meter Länge, jedoch von ziemlich wechselnder Größe, je nachdem die Arbeit vorgeschritten war. Das aus den Gruben herausgeschaffte Material besteht aus rund geschliffenen Steinen, Sand und Ton. Unter diesen Steinen kommt der Nephrit vor.

Nicht selten kann man, wie mir gesagt wurde, ein paar Monate arbeiten, ohne etwas zu finden, und dann auf einmal binnen wenigen Tagen so viel antreffen, daß man steinreich wird oder doch jedenfalls ein glänzendes Geschäft macht.

Die Preise des Nephrits sind sehr verschieden und hängen von der Farbe, Reinheit und Spaltenlosigkeit des Steins ab. Gelbe oder weiße

59. Marktplatz in Chotan. (S. 31.)

60. Borasan. (S. 35.)



61. Alte Manuskripte aus der Gegend von Chotan. (S. 40.)

62. Christliche Bronzemedaille aus Chotan. (S. 42.)

Stücke mit rotbraunen Flecken gelten für selten, und Unebenheiten auf der Oberfläche, Gusch (Fleisch) genannt, erhöhen den Wert. Der einfache, grüne Nephrit erzielt dagegen einen geringen Preis. Mir wurden einige schöne Stücke für 100 und 140 Sähr (180 und 250 Mark) angeboten, aber ich war nicht so gut bei Kasse.

An diesem Platze ist ein kleines Dorf von hölzernen und steinernen Hütten entstanden, das seinen Wasserbedarf aus einem besonderen Arik erhält. Der Boden ist gesetzlich verteilt, so daß jede Grube ihren Besitzer hat, wodurch Streitigkeiten bei wertvollen Funden vorgebeugt wird. Die meisten Arbeiter sind Chinesen, aber auch Mohammedaner versuchen ihr Glück. Ein Bek hält die Ordnung aufrecht.

Der Aufenthalt in Chotan war in jeder Beziehung angenehm. Daß es uns nicht gelang, über das in der Wüste verloren gegangene Kamel Nachricht zu erhalten, kümmerte mich wenig, denn ich hatte jetzt ja alles, was ich zur Ausrüstung brauchte.

Aus Kaschgar hatte ich einen Mirza (Schreiber) namens Iskender als Sekretär mitgenommen. Mit seiner Hilfe hatte ich unterwegs die Namen aller Orte und geographischen Gegenstände gesammelt, notiert und übersetzt, und zwar nicht allein die Namen derjenigen, die direkt zu der Marschroute gehörten, sondern auch von solchen, die so weit davon lagen, als die Kenntnisse meiner Kundschafter reichten, und die ich durch meine Fragen in Erfahrung bringen konnte.

Woran ich bei dieser Gelegenheit erinnern will, ist die Wichtigkeit des richtigen Fragens. Die eigenen Beobachtungen müssen natürlich immer den ersten Platz einnehmen; aber wenn ein Reisender einen Ort im Sommer besucht, kann er nicht wissen, ob es dort im Winter zu schneien pflegt, und kommt er an einem klaren Tage dorthin, so weiß er, ohne zu fragen, nicht, ob es dort nicht öfter regnet.

Ich stellte stets dieselben Fragen in derselben Reihenfolge: nach der Einwohnerzahl des Ortes, den Produkten, Heiligengräbern, Moscheen und Legenden, ob im Frühling oder Herbst oder beidemal gesät wird, ob dasselbe Feld zweimal jährlich verschiedenes Getreide tragen muß oder ob es nur einmal im Jahre oder vielleicht bloß jedes zweite Jahr bestellt wird, nach Handel und Verkehr, den Wegen, der Entfernung von der Wüste und dem Gebirge, der Wassermenge der Flüsse, ihrem Zufrieren und Eisgange, sowie ihrer Quelle, dem Bewässerungssystem und den damit zusammenhängenden Lokalgesetzen, den vorherrschenden Winden, Buranen, Regen und Schnee usw.

Eine Frage gibt zu der anderen Veranlassung. Sie pflegten mir zwei bis drei Stunden wegzunehmen; dann mußte erst noch alles aufgeschrieben

werden. In Gegenden, wo es Menschen gab, kam ich vor Mitternacht nicht zur Ruhe, wenn alle meine Leute schon lange schnarchten. Die Antwort auf eine Frage konnte oft Anlaß dazu geben, daß ein vorher entworfener Reiseplan gänzlich umgestoßen wurde. Ich hätte nie einen neuen Zug durch die Wüste gewagt, wenn ich nicht durch Fragen Anhaltspunkte gewonnen hätte, die einen glücklichen Ausgang beinahe sicher machten.

Bei solchen Arbeiten und unter Vorbereitungen zur nächsten großen Reise durch die Wüste gingen die neun Tage, die wir uns in Chotan aufhielten, schnell dahin.

Sechstes Kapitel.

Funde in Borasan.

Am 9. Januar unternahm ich von Chotan aus einen Ausflug nach dem fünf Kilometer weiter im Westen liegenden Dorfe Borasan, einem Orte, der durch die dort gemachten Funde in archäologischer Hinsicht einer der merkwürdigsten in Zentralasien ist (Abb. 60). Der Boden besteht hier aus gelbem Löß, wie die Geologen die vom Winde mitgeführte Stauberde nennen, die sich hier in 8 Meter mächtigen, auf hartem, steinigem Konglomeratboden ruhenden Schichten abgelagert hat.

Ein Bach, der zum Teil von Quellen gespeist wird, durchschneidet das weiche Erdreich, so daß sein Bett in den darunterliegenden harten Boden eingegraben ist. Hierdurch ist in die Lehmterrasse eine tiefe Furche eingepflügt worden, die einem Cañon oder einem Korridor mit lotrecht abgeschnittenen Wänden gleicht. Besonders im Frühling und Sommer, wenn auf den Nordabhängen des Kven-lun der Schnee schmilzt, schwillt der Bach zu einem ansehnlichen Flusse an, dessen Wassermassen die Lehmterrassen fortschlämmen und unterminieren. Im Herbst, wenn das Wasser wieder gefallen ist, findet man da, wo die fortgespülten Terrassen gestanden haben, Überreste einer hochentwickelten Kunstindustrie. Sie bestehen aus kleinen Terrakottagegenständen, Buddhabildern aus Bronze, Gemmen, Münzen usw. Für die Bewohner von Chotan sind diese Dinge, soweit sie nicht aus edelm Metall sind, wertlos, und sie geben sie ihren Kindern als Spielzeug. Für den Archäologen aber sind sie von größter Bedeutung, da sie beweisen, daß die durch griechischen Einfluß veredelte antike indische Kunst bis ins Herz von Asien gedrungen ist.

Die Veranlassung, daß ich überhaupt dazu kam, diesem Studium meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, war, daß reisende Kaufleute aus Westturkestan solche Terrakotten schon früher an Generalkonsul Petrowskij in Kaschgar verkauft hatten, der auf diese Weise und durch einige sich besonders dafür interessierende Eingeborene in den Besitz einer schönen Sammlung von Borasaner Altertümern gelangt war. Die Terrakotten, von denen hier die Rede ist, sind mit einem hohen Grade von Kunstfertigkeit in

feinem plastischem Ton ausgeführt, welcher nach der oft ziegelroten Farbe und der außerordentlichen Härte zu schließen entschieden in starkem Feuer gebrannt worden ist.

Im ganzen können sie in zwei Gruppen eingeteilt werden: 1) in solche, bei denen die naturalistische oder getreu abbildende Kunst sich geltend macht, und 2) in solche, welche Produkte einer höheren, stilisierenden Kunst sind.

Die erste Gruppe sagt uns in den meisten Fällen nicht viel und gibt keine Anhaltspunkte für eine Zeitbestimmung. Man erfährt daraus nur, daß die Leute, die früher in Borasan wohnten, gerade so, wie es in der Oase Chotan noch heute der Fall ist, das zweihöckerige oder baktrische Kamel und das Pferd als Reit- und Lasttiere benutzten.

Das Dromedar war, wie jetzt, unbekannt. Wir finden es erst in Persien, wo seine geographische Verbreitungszone sich mit der des baktrischen Kamels berührt. Daß die Kamelbilder, bei denen Last, Reiter und Zügel fehlen, wilde Individuen darstellen sollten, ist sicherlich nicht der Fall. Es ist nämlich Anlaß zu der Annahme vorhanden, daß die Kamele, die es jetzt nördlich von Chotan in der Wüste Gobi gibt, erst in der Zeit nach der Blüteperiode von Borasan verwildert sind. Dagegen berichtet eine chinesische Chronik, daß im Jahre 746 n. Chr., d. h. unter der Thang-Dynastie, Gesandte von Chotan zu dem Kaiser von China kamen und unter anderem „ein wildes Kamel, dessen Füße schnell wie der Wind waren", mitbrachten.

Doch in einer Hinsicht ist auch die naturalistische Gruppe von Gewicht, denn sie kann uns aus den Eigenschaften gewisser Gegenstände lehren, woher die Menschen stammen, die diese Gegenstände abgebildet haben. Dies gilt vor allem von den Menschen- und Affenbildern.

Zu unterst in Abbildung 63 sehen wir einen Affenkopf, der einer Vase als Hals gedient hat und dem in Indien bis an den Südfuß des Himalaja vorkommenden Macacus rhesus gleicht. Noch größeres Interesse besitzen jedoch die Abbildungen von Menschenköpfen, welche sich infolge von Kennzeichen, die zu erklären uns zu weit führen würde, leicht von Buddhaköpfen unterscheiden lassen. Die meisten sind zirka 5 Zentimeter hoch, haben zu kleinen Statuen gehört und geben weibliche Züge sowie bis ins kleinste Detail die Art wieder, wie die Frauen ihr Haar aufsteckten.

Beim ersten Anblick erkennen wir den indischen Typus. Wir finden dieselben mandelförmigen Augen, dieselben schön geschwungenen Brauen, die vollen Wangen, die schwach gebogene Nase, das wenig vortretende Kinn und oft auch ganz dieselbe Haarfrisur wie bei den Frauenbildern in den Reliefs von Barahat und Santschi und auf der Stupa von Amaravati in Indien. Letztere werden der Periode Asokas oder des persischen Einflusses zugeschrieben, deren Blütezeit ungefähr um das Jahr 300 v. Chr. begann.

Der charakteristische, 12 Zentimeter hohe Männerkopf in der Mitte des Bildes mit dem langen, dünnen, wohlgepflegten Barte, den eine gerade Linie bildenden Augen und der großen, gebogenen Nase verrät einen ganz anderen Typus als den indischen und eine auffallende Ähnlichkeit mit den Bildern der achämenidischen Großkönige in den Ruinen von Persepolis.

In scharfem Gegensatz zu diesen unzweideutig persischen Kennzeichen stehen die der indischen Kunst eigentümlichen langen Ohren und das Zeichen auf der Stirn. Diese sogenannte „Ûrna", die bei vielen Buddhaköpfen durch einen gefaßten Edelstein vertreten wird, ist nach Grünwedel durch die abergläubische Vorstellung entstanden, daß Menschen, bei denen die Augenbrauen in eine Linie zusammenlaufen, besonders begabt sein sollen. Man möchte glauben, daß dieses Bild einen persischen König oder Helden vorstellt und von einem indischen Künstler gemacht worden ist, oder auch, daß es einen Borasaner Matador darstellt und von einem Meister ausgeführt ist, der unter dem Einflusse persischer Ideen gestanden.

Eine Tatsache ist, daß die persische Kunst zur Zeit der Achämeniden großen Einfluß auf die indische Architektur und Bildhauerkunst ausübte, wenn ihre Formen sich auch den traditionellen Regeln der einheimischen Plastik anpassen mußten oder sich, sozusagen, lokalisierten und akklimatisierten.

Wann der politische Zusammenhang zwischen Persien und Indien anfing und aufhörte, wissen wir nicht mit voller Sicherheit. Aber wir wissen durch die zuerst von Grotefend übersetzten, persisch, medoskythisch und babylonisch abgefaßten Keilschriften zu Bisutun in Westpersien mit vollkommener Gewißheit, daß der von 521 bis 485 v. Chr. regierende Achämenide, der Sohn des Darius Hystaspes, unter seine 32 Satrapien auch folgende beiden tributpflichtigen Völker zählte: die am Indus wohnenden „Hindhu" und die „Gandhara", einen arischen Stamm südlich vom Kabulflusse.

Auf welchem Wege der Einfluß der persischen Kunst nach Borasan gelangt ist, läßt sich schwer feststellen und ist überdies von geringerer Wichtigkeit; aber ohne Zweifel stand die Gegend in direkter Verbindung mit Gandhara, und überdies führte eine uralte Straße von Merw über Karategin nach Chotan, der Hauptstadt der Serer.

Unter den stilisierten Gegenständen sind die Greife von besonderem Interesse. Wir finden bei ihnen Formen wieder, die sich aus dem Bilde des uralten Garuda der einheimischen indischen Kunst entwickelt haben, des mit Flügeln versehenen phantastischen Vogels, der als das Reittier der höheren Gottheiten galt. Aber sie verraten auch ihre Verwandtschaft mit dem griechischen adlerköpfigen Greife, wie er im dritten Jahrhundert vor Christus aussah.

Vor 22 Jahren kam Curtius, auf dem damals vorhandenen Material fußend, zu dem Schlusse, daß der Einfluß der griechischen Kunst in Indien

auf Alexanders des Großen Eroberungszug zurückzuführen sei und auf die Gründung hellenischer Reiche an der Grenze von Indien, als nach seinem Tode die Herrschaft der Mazedonier zerfiel (4. und 5. Jahrhundert).

Grünwedel unterscheidet in der altindischen Kunst zwei große Gruppen. Die ältere, in der persischer Einfluß vorherrscht, beginnt mit der Zeit Asokas oder im 3. Jahrhundert v. Chr., und dorthin gehören die berühmten Funde von Barahat, Santschi, Amaravati usw. Die andere ist die Periode der Gandharaklöster oder die gräco-buddhistische. Zwischen beide schiebt Vincent Smith die indo-hellenische Periode ein.

Wahrscheinlich stammen die Terrakotten, die in Borasan gefunden werden, aus der Zeit, da Alexanders Nachfolger an der Nordgrenze von Indien Königreiche gründeten. Von der Gegend von Peschawar scheinen die griechischen Ideen sich weit umher verbreitet zu haben und sind, wie wir gesehen haben, sogar nach Chotan gekommen.

In Chotan gelang es mir, auch einige in Bronze und Kupfer gegossene Borasaner Buddhabilder zu bekommen, die ohne Zweifel aus einer späteren Periode stammen, in der die einheimische Kunst den griechischen Einfluß ganz verdrängt hat. Diese Bronzen stammen wahrscheinlich aus dem 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und tragen schon dieselben Kennzeichen wie die modernen Buddhabilder.

Chotan, in dessen unmittelbarer Nähe diese Antiquitäten gefunden worden sind, ist eine uralte Stadt. Auf Sanskrit heißt es Kusthâna, und der Name ist keineswegs, wie viele geglaubt haben, mit dem mongolischen „Choten", d. h. Stadt, identisch. Die Chinesen nannten es schon im 2. Jahrhundert v. Chr. Jü-thien. In der 1744 gedruckten chinesischen Chronik „Thai-tsching-jih-tung-tschi" findet man verschiedene wichtige Mitteilungen über das alte Chotan, die Abel Rémusat in seiner „Histoire de la ville de Khotan" übersetzt hat. Unter den Dynastien Tsin, Liang, Wei, Tscheo, Sui und Thang, d. h. vom Jahre 397 an und ein paar Jahrhunderte hindurch gibt das angeführte Werk Aufschlüsse über Chotan und seine Bewohner.

„Es ist ein reiches, blühendes und gut bevölkertes Reich. — Die Bewohner sind dem Buddhakultus sehr ergeben. — Die Frauen haben Zutritt zum geselligen Leben, auch wenn Fremdlinge zugegen sind. Sie tragen das Haar in Flechten und reiten Kamele und Pferde auf dieselbe Weise wie die Männer. — Alle Bewohner dieser Gegend haben tiefliegende Augen und eine kräftig hervortretende Nase.

„Die Einwohner sind von Charakter sanft und rücksichtsvoll, aber auch listig, schmeichlerisch und heiter, sowie sehr förmlich. Wenn sie einander begegnen, begrüßen sie sich damit, daß sie sich auf ein Knie niederlassen. Sie bedienen sich der Siegel von Nephrit, und wenn einer einen

Brief erhält, führt er ihn erst an die Stirn, bevor er ihn erbricht. Sie amüsieren sich, tanzen und singen, sind aber auch des Gesetzes und des Rechtes sowie des Rituals ihrer Lehre kundig.

„Sie verbrennen ihre Toten, worauf die Gebeine gesammelt und begraben werden, und auf dem Grabe wird dem Feo Tho, d. h. Buddha, eine Kapelle errichtet."

Von besonderem Interesse für uns ist, daß ihre Industrie auf einer hohen Stufe stand. Eine der vielen Gesandtschaften, die von Chotan an den Kaiser von China geschickt wurden, brachte ihm unter anderen Geschenken eine Anzahl Glasvasen. Ich habe in Ostturkestan an mehreren Stellen, nicht nur bei Chotan, Glasscherben gefunden, die augenscheinlich von kleinen Schüsseln, Kännchen, Schalen und Lotosblumen stammten.

Die Chronik „Thai-tsching-jih-tung-tschi" lehrt uns, daß Chotan noch im Jahre 400 eine glänzende Stadt war, wo der Buddhismus auf dem günstigsten Boden blühte. An einer anderen Stelle erzählt die Chronik, daß es um die Stadt herum eine Menge Tempel und Türme mit männlichen und weiblichen Tempeldienern gab.

Der Reichtum an Buddhabildern, den die Lößterrassen bei Borasan verdecken, spricht für die Glaubwürdigkeit des chinesischen Reisenden. Ohne Zweifel war Borasan, das indische Birasana, schon damals jahrhundertelang einer der Brennpunkte des Buddhismus und ein von Pilgern gern besuchter Wallfahrtsort gewesen. Das beweisen die auf derselben Stelle gefundenen Terrakottabilder, die mindestens 700 Jahre älter sind und aus einer Periode datieren, in der China noch nicht mit Chotan in Verbindung stand. Doch nach 400 scheint die Stadt im Laufe der Jahrhunderte an Bedeutung verloren zu haben. Die Chronik spricht wohl von den Gesandtschaften der Könige von Chotan an die Kaiser von China, aber nicht mehr von glänzenden Tempelfesten.

Aus dem Jahre 632 stammt eine Legende von einem Buddhabilde, das sich damals in der Stadt Pi-ma westlich von Chotan, vielleicht das jetzige Pialma, befand. Es war 20 Fuß hoch, aus Sandelholz geschnitzt, hatte wunderbare Eigenschaften und strahlte stets ein helles Licht aus. In alten Zeiten war es nach der im Norden gelegenen Stadt Ho-lao-lo-kia gebracht worden, deren reiche Einwohner sich dem Wohlleben hingaben und sich nicht um den Gott kümmerten.

Da kam ein Rahan oder Gelehrter, um das Bild anzubeten. Die Einwohner gerieten darüber in Zorn und gruben den Rahan bis an den Mund in den Sand ein. Aber ein frommer Mann, der das Buddhabild anbetete, brachte ihm heimlich Speise und Trank. Als der Rahan schließlich fortzog, sagte er zu seinem Retter: „In sieben Tagen wird ein Regen von Sand und Erde fallen, der diese Stadt ganz und gar begraben soll, so daß außer dir keiner entkommt."

Der Rahan verschwand. Sein Retter warnte seine Verwandten, aber alle machten sich über ihn lustig. Er versteckte sich darauf in einer Grotte, und am siebenten Tage fiel nach Mitternacht ein Sandregen, der die ganze Stadt begrub. Dann kroch der Mann aus der Grotte heraus und begab sich nach Pi-ma, aber kaum war er dort angelangt, als das Buddhabild sich selbst ebenfalls dorthin versetzte.

Zum Vergleich mit den heutigen Sagen von den in der Takla-makan-Wüste begrabenen Städten und Schätzen will ich anführen, was die Sage von dieser untergegangenen Stadt Ho-lao-lo-kia erzählt:

„Sie ist jetzt weiter nichts als ein großer Sandhaufen. Die Fürsten verschiedener Länder haben oft dort graben lassen wollen, um die dort verborgen liegenden Kostbarkeiten fortzuführen. Aber bei jedem Versuche hat sich ein rasender Wind mit Rauchwirbeln und dichtem Nebel erhoben, der den Weg verweht und die Arbeiter irregeführt hat."

Ein Mann in Chotan erzählte mir, daß er einmal draußen in der Wüste eine begrabene Stadt gefunden, in deren Häusern er menschliche Leichen in einer solchen Stellung gesehen habe, als seien sie plötzlich vom Tode überfallen und auf dieselbe Weise in den Sand eingebettet worden wie die Bewohner von Pompeji in Asche. Merkwürdigerweise glaubt man hierzulande allgemein, daß die Versandung wie ein plötzlicher Schlag gekommen und nur das Werk einiger Augenblicke gewesen ist.

Daß diese Legenden und Sagen nicht reine Phantasiegebilde sind, sondern einen wirklichen Hintergrund haben, hatte ich später Gelegenheit, durch die Entdeckung der beiden in der Takla-makan-Wüste begrabenen uralten buddhistischen Städte zu beweisen. Doch können wir überzeugt sein, daß die Versandung nicht mit einem Schlage, sondern sukzessive im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangen ist.

Aus demselben Jahre 632 stammt auch die Mitteilung, daß die Bewohner von Chotan Chroniken hatten und daß ihre Schrift, Gesetze und Literatur aus Indien entlehnt waren, eine Angabe, die Bedeutung erhält, wenn sie mit der Entdeckung der alten Manuskripte in Verbindung gebracht wird, die ich gefunden und die nicht indisch, also mindestens 1300 Jahre alt sind (Abb. 61).

Ich muß hier noch eine Mitteilung des chinesischen Reisenden Juan-tschuang anführen, der im siebenten Regierungsjahre des Kaisers Thai Tsung von der Thang-Dynastie, also im Jahre 632, von Chotan nach dem Lop-nor reiste.

Er erzählt, daß alle Reisenden auf dieser Straße, um sich nicht in den Sümpfen zu verirren, den Weg durch die Stadt Ni-jang, das heutige Nija, nehmen, die in dieser Richtung die Grenze des Landes Kiu-sa-ta-na, Chio-tan oder Cho-tan bildet. Am merkwürdigsten aber ist, daß der

chinesische Reisende Nija kannte, eine Stadt, deren Marco Polo 600 Jahre später nicht erwähnt. Und in unseren Tagen, 600 Jahre nach Marco Polo, stimmt, wie ich Gelegenheit hatte zu kontrollieren, die Beschreibung des Chinesen von Nija und seiner Lage in allen Teilen mit der Wirklichkeit überein. Marco Polos „Pein", das man in dieser Gegend wiederfinden müßte, kann dagegen nicht mehr identifiziert werden.

Dann heißt es: „Geht man von dort nach Osten (d. h. von Ni-jang aus), so tritt man in den großen, fließenden Sand ein, der deshalb so genannt wird, weil er beweglich ist und Wogen und Hügel bildet, wenn er vom Winde getrieben wird. Dort werden die Spuren der Reisenden verwischt, so daß manche sich auf diesen ungeheuren Flächen verirren, wo sich dem Blicke nichts darbietet, was ihnen den Weg angeben könnte, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrechen, wovon die Knochenhaufen, die man an mehreren Stellen sieht, Zeugnis ablegen.

„Dort gibt es weder Wasser noch Vegetation, doch oft entsteht ein heißer Wind, der Menschen, Pferden und Tieren den Atem raubt und nicht selten Krankheiten verursacht. Man hört beinahe immer scharfe Pfiffe oder laute Rufe, und wenn man ausfindig zu machen sucht, woher sie kommen, erschrickt man, da man niemand zu erblicken vermag. Es geschieht sogar sehr oft, daß Menschen dort umkommen, weil die Gegend der Aufenthaltsort böser Geister ist.

„Nach 400 Li kommt man nach dem alten Königreiche Tu-ho-lo. Dieses Land ist schon seit langem in eine Wüste verwandelt. Alle seine Städte liegen in Ruinen und sind von wilden Kräutern überwuchert."

Marco Polos Schilderung von der Lopwüste ist der des chinesischen Reisenden so ähnlich, daß man sich versucht fühlen könnte, zu glauben, daß er verschiedene seiner Eindrücke daraus entnommen. Es ist von außerordentlichem Interesse, zu erfahren, daß das Land im Osten von Nija schon vor 1250 Jahren ebenso wüstenhaft war, wie es jetzt ist.

Was das alte Königreich Tu-ho-lo mit seinen begrabenen Städten anbetrifft, so will ich für den Augenblick nur erwähnen, daß Tu-ho-lo derselbe Name wie Tuchari ist, nur nach den Gesetzen der chinesischen Transkription verändert, und daß dieser Name das Volk bezeichnete, das vor dem Jahre 157 v. Chr. in Bulungir-gol lebte, später aber nach Westturkestan auswanderte, wo noch heute der Name Tocharistan von seinen alten Ahnen redet. Ferner sei hier schon gesagt, daß Tu-ho-lo ohne Zweifel dasselbe Wort wie Takla ist, und daß die Städte, die ich entdeckte und die, wie die ganze Wüste, von den Eingeborenen Takla-makan genannt werden, sicher zu dem alten Reiche Tu-ho-lo gehört haben. Und schließlich hat das kleine Dorf Tochla bei Chotan, wohin sich die Einwohner der alten Städte begaben, als der Sand sie verdrängte, wenigstens dem Namen nach die

Erinnerung an dieses einst mächtige Volk beibehalten, das nach Klaproth und Vivien de Saint-Martin tibetischer Herkunft war.

Nach dem Jahre 632 hat die „Thai-tsching-jih-tung-tschi" nichts mehr vom Buddhakultus zu erzählen. Aber aus den Jahren 1094—1097 weiß sie zu berichten, daß die Bewohner von Chotan, die Araber, die Römer und andere Völker, regelmäßig Tribut an den Kaiser schickten. Die Araber hatten damals die Stadt schon lange erobert.

Fünfundzwanzig Jahre lang kämpften die Araber gegen Chotan, bevor sie der Oase die neue Religion aufzwingen konnten. Vielleicht wurde der prachtvolle Tempel, der in der chinesischen Chronik aus dem Jahre 400 beschrieben ist, schon damals dem Erdboden gleichgemacht, denn die Mohammedaner verabscheuen Götzentempel. Und falls sie einen stehen ließen, sorgten die Mongolen unter Dschingischan, als sie die Stadt im Jahre 1220 eroberten, dafür, daß er zerstört wurde.

Dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß es in Chotan jetzt keine Spur von architektonischen Denkmälern mehr gibt. Schon zu Marco Polos Zeiten scheinen sie beseitigt gewesen zu sein. Er passierte die Stadt im Jahre 1274 und erwähnt nur folgendes:

„Die Bewohner sind die Untertanen des Großkhans (d. h. Kublai Khans) und beten Mohammed an. Es gibt im Lande eine Menge Städte und Dörfer, aber Cotan, die Hauptstadt, ist die edelste von allen und gibt dem Königreiche den Namen. Man kann dort alles in reichlicher Menge bekommen, sogar Baumwolle im Überfluß. Das Volk hat Weingärten, Obstgärten und Landgüter. Sie leben von Handel und Gewerbe, sind aber keine Krieger."

Diese kurze Beschreibung des berühmten Venetianers stimmt noch heute mit den wirklichen Verhältnissen überein, nur mit dem Unterschied, daß jetzt Kaiser Kuang Tsü Herr über Chotan ist.

Marco Polo erzählt, daß er in Kaschgar und Jarkent Nestorianer und Jakobuschristen gefunden, „die ihre eigenen Kirchen hatten", aber in Chotan erwähnt er ihrer nicht. Es war ein interessanter Fund, den ich mit der alten Medaille aus Chotan machte, die hier abgebildet (Abb. 62) ist und die zeigt, daß es auch dort einst christliche Missionare gegeben hat. Die Medaille hat wahrscheinlich irgendeiner katholischen Brüderschaft als Ordenszeichen gedient.

Diese uralte Stadt hat also in ihren Mauern die drei großen, weltbeherrschenden Religionen einander folgen sehen. Hat vielleicht einst hier das Kreuz den Halbmond besiegt, wie dieser vorher die heilige Lotosblume Gautama Buddhas von hier verdrängt hatte?

Siebentes Kapitel.

Ein Pompeji der Wüste.

Am 14. Januar 1896 verließ ich Chotan mit einer kleinen, sorgsam ausgewählten Karawane von vier Mann und drei Kamelen. Ich nahm außerdem zwei Esel mit, um ihre Brauchbarkeit bei einem forcierten Wüstenmarsche zu erproben. Meine Begleiter waren Islam Bai und Kerim Dschan, beide aus Osch, und die beiden Jäger Ahmed Mergen und Kasim Achun, die uns im vorigen Jahre nach dem Schiffbruche in der Wüste beigestanden hatten.

Die Erfahrungen auf jener schwierigen Reise hatten uns gelehrt, daß wir möglichst leicht ausgerüstet sein mußten. Darum wurde jetzt auch nur das unumgänglich Notwendige mitgenommen, das zusammen leichte Lasten für die drei prächtigen Kamelmännchen ausmachte. Waren wir diesmal wieder gezwungen, die Karawane im Stiche zu lassen, so würden die Verluste weniger fühlbar sein.

Das große Gepäck und unser meistes chinesisches Silber ließen wir im Hause des Aksakals in Chotan, wohin wir folglich früher oder später wieder zurückkehren mußten. An Proviant wurde nur für 50 Tage mitgenommen, aber wir blieben vier und einen halben Monat fort und mußten uns daher lange mit dem begnügen, was das Land bot.

Mein erster Plan war, Prschewalskijs Masar-tag zu erforschen und dann ostwärts durch die Wüste nach dem Kerija-darja zu gehen, um unterwegs die Ruinen einer alten Stadt zu besuchen, von denen ich in Chotan gehört hatte. Die Rückreise sollte im Bette des Kerija-darja nach Süden und über die Stadt Kerija nach Chotan ausgeführt werden. Wie dieser bescheidene Plan wuchs und sich zu einer großen, an unerwartet wichtigen Entdeckungen reichen Exkursion entwickelte, wird der Leser in den folgenden Kapiteln finden.

Das schlimmste war, daß ich meinen chinesischen Paß nicht mitnahm und es mir daher einmal beinahe schlimm ergangen wäre; aber auch dieses Abenteuer lief glücklich ab. Als wir unseren Plan entwarfen, konnten wir uns ja nicht träumen lassen, daß wir mit chinesischen Mandarinen in Berührung kommen würden. —

Mein persönliches Gepäck und die Instrumente nahmen eine Kiste in Anspruch, das Kochgeschirr eine zweite. Auch nahmen wir Pelze und für mich einen großen, aus Ziegenfellen zusammengenähten Schlafsack, einige Filzteppiche, zwei Äxte, zwei Spaten, eine sartische Hacke, sowie Waffen und Munition mit. Dinge wie Zelt und Bett wurden als Luxusartikel betrachtet. Ich schlief wie meine Leute während der ganzen Reise in Pelze gehüllt auf dem nackten Erdboden, und zwar im Winter bei einer Kälte von —22 Grad!

Ich bestieg mein ausgezeichnetes Reitkamel, und beim Klange der Glocken zogen wir gen Norden, dem linken Ufer des Jurun-kasch-Flusses folgend. Vier Tage lang zogen wir durch öde Gegenden und zerstreut liegende Waldstrecken, bis wir bei Islam-abad den Fluß auf seiner starken Eisdecke passierten.

In dem naheliegenden Dorfe Tavek-kel auf dem rechten Ufer gönnten wir den Kamelen einen Ruhetag und trafen die letzten Reisevorbereitungen. Vor uns dehnte sich nach Osten hin der ewige öde Sand in einem Gürtel aus, der halb so breit wie der, den wir im vorigen Jahre zwischen dem letzten See und dem Chotan-darja gekreuzt, und der überdies viel weniger gefährlich war. Wir wußten, daß der Sand niedriger war, daß man überall Grundwasser graben konnte und daß wir hier und da Tamarisken und Pappeln finden würden. Im Dorfe nahmen wir zwei Wegweiser mit, die schon mehrmals die im Sande begrabene Stadt besucht hatten.

Am 19. Januar verließen wir den Fluß und steuerten direkt nach Osten in die Dünen hinein. In den ersten Tagen waren sie ganz unbedeutend. Am dritten Tage stiegen die Dünen auf 5 und 10 Meter Höhe und lagen in einem netzförmigen System von Osten nach Westen, von Norden nach Süden.

Wir wandern gewöhnlich täglich nur fünf, sechs Stunden, um die Tiere nicht anzustrengen. Wenn wir Lager schlagen, kehren immer dieselben Beschäftigungen wieder. Ein paar Männer machen sich sofort an den Brunnen, zwei andere graben Tamariskenwurzeln zum Lagerfeuer aus, Islam Bai bereitet mein Mittagessen, und Kerim Dschan beschäftigt sich mit den Kamelen und ihren Packsätteln.

Ich selbst sitze auf meinem Teppich und schreibe Notizen auf, mache dann ein paar Skizzen, stelle Dünenmessungen an und gehe hierauf nach dem Brunnen, der dann beinahe fertig ist.

Man lernt bald beurteilen, ob es sich zu graben verlohnt oder nicht. Wächst in der Nähe eine grünende Tamariske (Julgun) oder Pappel (Tograk) und besteht der Boden aus lauter Sand, der bis dicht an die Oberfläche feucht ist, so kann man sicher sein, daß in ungefähr 2 Meter Tiefe süßes Wasser hervorsprudeln wird.

Mittlerweile wuchs der Sand und wurde immer unfruchtbarer, je

weiter wir kamen. Am 22. Januar hatten wir 12 Meter hohe Dünen. In diesem Teile der Takla-makan treten im Sande dieselben eigentümlichen Protuberanzen auf, die wir in der westlichen Wüste gefunden hatten: gewaltige Dünenanhäufungen, die sich von Norden nach Süden, also parallel mit den beiden Flüssen Chotan- und Kerija-darja hinziehen.

In den Senkungen zwischen diesen Anhäufungen fanden wir gewöhnlich Tamarisken, die ebenfalls in Linien von Norden nach Süden standen und die Punkte zu erkennen gaben, wo das Grundwasser am nächsten ist. Diese, von den Eingeborenen Dawane (Pässe) genannt, lassen sich beinahe nur durch die Veränderungen der Perspektive wahrnehmen. Wenn wir die unmerklich ansteigende Westseite eines Dawans erklommen, rückt uns der östliche Horizont ganz nahe, und wir können vor uns nur einige zwanzig einzelne Dünen zählen. Haben wir aber die Paßhöhe erreicht, so schauen wir weit über das tote Wüstenmeer hin und zählen gegen Osten Hunderte von Dünenkämmen.

Am 23. Januar stiegen die Dünen auf 15 Meter. In einer Senkung fanden wir zwei Pappeln mit trockenen, rissigen Stämmen. Die Zweige lebten indessen noch und schickten sich gerade an, Knospen zu treiben. Die Freude sollte ihnen jedoch nicht widerfahren, denn die Kamele und Esel fraßen sie voll Gier auf.

Gegen Mittag erreichten wir eine Einsenkung, wo Köttek (abgestorbener Wald) in großer Menge vorkam. Niedrige Stämme und Baumstümpfe, grau und spröde wie Glas, Zweige, die infolge der Dürre wie Pfropfenzieher gewunden waren, und von der Sonne gebleichte Wurzeln sind alles, was von einem einstigen Walde übriggeblieben ist.

Für uns war dieser Streifen toten Waldes von großer Bedeutung, denn meine Wegweiser wußten, daß die alte Stadt, die sie Takla-makan nannten, an seinem Ostrande lag. Als sie am Terrain sahen, daß wir in ihrer Nähe sein mußten, und wir überdies Scherben von gebrannten Tongefäßen gefunden hatten, machten wir halt, gruben in 2 Meter Tiefe Wasser und schickten die Wegweiser aus, um nach den Ruinen auszuschauen.

Am 24. Januar blieb das Lager sich selbst überlassen, während wir uns alle mit Spaten und Äxten nach der Ruinenstelle begaben, ich auf dem Rücken meines vortrefflichen Kamels. Wir brauchten nicht weit zu gehen; der Platz lag fast in unserer unmittelbaren Nähe.

Von den Ruinenstätten, die ich in Ostturkestan besucht habe, erinnert keine an die merkwürdige Stadt, deren Überreste wir hier vor uns hatten. Im allgemeinen bestehen die Ruinen des Landes aus Mauern und Türmen, erbaut aus an der Sonne getrocknetem, im besten Falle gebranntem Lehm. Hier aber waren alle Häuser aus Pappelholz gebaut gewesen, und von

einem steinernen oder einem Lehmhause war keine Spur zu entdecken. Es war ein ganz anderer Typus, wenn auch der Grundriß in vielen Fällen an den der modernen Häuser erinnerte. Die meisten hatten die Form eines kleinen Quadrats in einem größeren oder eines in mehrere kleine Räume geteilten Rechteckes.

Das einzige, was übriggeblieben, waren 2—3 Meter hohe Pfosten, die, von Wind und Sand angefressen, oben spitz, rissig und hart, aber nichtsdestoweniger spröde wie Glas waren und leicht zersprangen, wenn man dagegenschlug.

Solcher Häuserreihen gab es hier zu Hunderten. Von ihrer Lage zueinander kann man jedoch nicht auf den Grundriß der ehemaligen Stadt schließen, ebensowenig kann man Straßen, Basare oder offene Plätze finden. Dies kommt daher, weil das Ganze, das ein großes Gebiet von 3 bis 4 Kilometer Durchmesser einnimmt, unter hohen Dünen begraben liegt.

Von einem der Häuser, das die Männer Bud-chane (Buddhatempel) nannten, standen die Wände zwischen den vertikalen Balken in einer Höhe von zirka einem Meter noch da (Abb. 64). Sie bestanden aus Kamisch, das dicht und fest in kleinen Büscheln an dünne Stangen festgebunden und mit einer Schicht mit Häcksel gemischten Lehms überstrichen war. Es bildete ein zähes, festes, dauerhaftes Baumaterial. Außen und inwendig waren diese sehr dünnen Wände weiß abgeputzt.

Auf diesem Verputz waren mit Meisterhand verschiedene Malereien angebracht, die ziemlich leicht gekleidete, knieende Frauen darstellten, die Hände wie zum Gebet gefaltet, das Haar auf dem Scheitel zu einem Knoten zusammengebunden, die Augenbrauen zusammengewachsen und über der Nasenwurzel eine Marke tragend, wie es bei den Hindus noch heute Brauch ist.

Ferner gab es dort Abbildungen von Männern mit schwarzem Vollbart, an denen der arische Typus auf den ersten Blick ins Auge fiel und die ebenso gekleidet waren wie die heutigen Perser. Daneben Hunde, Pferde, auf Wellen schaukelnde Schiffe — ein Bild, das mitten in der Sandwüste einen eigentümlichen Eindruck machte. Schließlich Ornamente, Muster, die ganze Reihen von Ovalen bilden, von denen jedes das Bild einer sitzenden Frau mit einem Rosenkranze in der Hand umschließt, und vor allem Lotosblumen in Menge.

Ein solches Wandstück mitzunehmen war jedoch, wie sich herausstellte, unmöglich. Der Putz und die Malereien wären wie Staub abgefallen. Ich kopierte sie daher, maß sie aus und notierte mir die Farben.

Beim Ausgraben dieser Wandflächen fanden wir auch ein Stück „Papier" mit für uns unlesbaren Schriftzeichen, von denen viele gut erhalten waren. Als nichts weiter zu finden war, begannen wir mit einem

anderen Hause. Dessen Wände waren zerstört und von den Pfosten standen nur noch wenige da.

In dem hier nicht tiefen Sande führte der Zufall unsere Spaten zu einer Menge von 1 bis 2 Dezimeter hohen Gipsfiguren in Hochrelief, deren platte Rückseite zeigte, daß sie als Wandschmuck gedient hatten (Abb. 66). Sie stellten teils sitzende Buddhabilder mit einem Hintergrunde von Lotosblättern oder einem Flammenringe vor, teils stehende Buddhas, eine Hand ausgestreckt, die andere auf die Brust gelegt, in bis auf die Füße herabwallende, faltenreiche Mäntel gekleidet, die oben so weit ausgeschnitten waren, daß Platz für ein Halsband blieb.

In einigen Häusern wurden kleinere Funde gemacht. So fanden wir eine lange, geschnitzte Holzleiste, deren Muster kopiert wurde, eine Seidenraupenpuppe, eine Radachse, die zu einem Spinnrocken oder einem ähnlichen Gerät gehört zu haben schien, Scherben und Henkel von Tonkrügen, auch einen gut erhaltenen Krug, eine einfache Holzschraube und einen Mühlstein aus Porphyr von fast zwei Ellen Durchmesser, der einst durch fließendes Wasser in Drehung versetzt worden war.

Zwischen einigen Dünen waren noch Spuren von Gärten sichtbar. Stümpfe gewöhnlicher Pappeln standen in langen Reihen, ein Beweis, daß es hier einst schattige Alleen gegeben. Auch Aprikosen- und Pflaumenbäumen hatte dieser Boden früher Nahrung geboten.

Diese im Wüstensande begrabene Stadt hatte also einst am Ufer eines Flusses, des Kerija-darja, gelegen, und an ihren Häusern und Tempeln war das Wasser in zahlreichen Kanälen vorbeigeströmt. In der Nähe der Stadt standen damals an den Ufern des Flusses prächtige Wälder, wie am jetzigen Kerija-darja, und während der heißen Sommertage labten sich die Bewohner an dem frischen Schatten unter den dichten Kronen der Aprikosenbäume. Es hatte dort Bäche mit solcher Wasserkraft gegeben, daß sie schwere Mühlsteine in Bewegung zu setzen vermochten. Seidenzucht, Gartenbau und Industrie hatten geblüht, und ein Volk hatte hier gelebt, das es verstanden hatte, seine Häuser und Tempel auf geschmackvolle, kunstreiche Art zu schmücken.

Wann war diese geheimnisvolle Stadt bewohnt gewesen? Wann war das Rauschen des Baches, der den Mühlstein getrieben, in ewiger Nacht verhallt, und wann wurden diese Häuser von ihren Bewohnern dem Herrn der Wüste überlassen?

Welches Volk wohnte hier, welche Sprache redete es, woher kamen diese Menschen, wie lange blühte ihre Heimat, und wohin zogen sie, als sie gefunden, daß sie hier keine bleibende Stätte hatten? Das sind Fragen, die ich jetzt nicht beantworten kann, auf die ich erst nach gründlicheren Studien zurückkommen werde.

Meine Wegweiser nannten diese Stadt Takla-makan, habe ich oben angeführt, und diesen Namen wollen wir beibehalten, denn er birgt eine Menge Geheimnisse, Fragen und Probleme, deren Lösung der späteren Forschung vorbehalten bleibt. Von dem Vorhandensein dieser Stadt hatte bisher niemand die entfernteste Ahnung gehabt. Wer hätte es sich träumen lassen, daß im Inneren der Wüste Gobi, gerade in dem Teile, der der ödeste aller Wüsten der Erde ist, Ruinen großer Städte und Spuren einer blühenden Kultur zu finden sind?

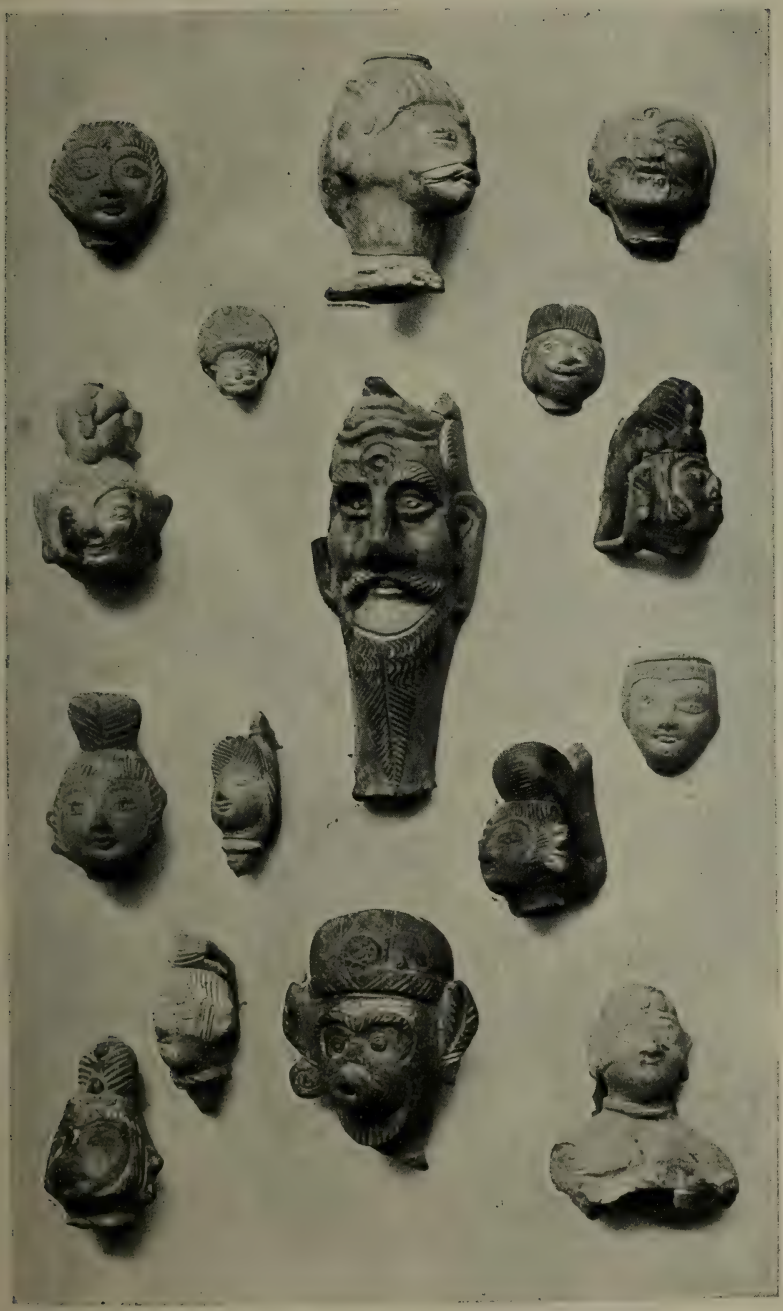
Und hier stand ich inmitten der Trümmer dieser Häuser, in denen jetzt allein der Sandsturm sein Wesen treibt! Ich stand da wie der Prinz im verzauberten Walde und hatte die in tausendjähriger Ruhe schlummernde Stadt zu neuem Leben erweckt, indem ich sie dem menschlichen Wissen eroberte.

Sind auch obige Fragen jetzt schwer zu beantworten, so kann man doch mit voller Gewißheit sagen, daß es solche Kunstfertigkeit, wie die oben beschriebenen Bilder verrieten, bei dem Turkivolke, das jetzt Ostturkestan bewohnt, nie gegeben hat. Daß die Stadt buddhistischen Ursprungs gewesen, unterliegt keinem Zweifel, und wir können also mit vollkommener Gewißheit behaupten, daß sie älter war als die arabische Mission, die zu Anfang des 8. Jahrhunderts von Kuteibe Ibn Muslim geleitet wurde.

Verbinden wir damit die Schlüsse, die aus den jetzt gemachten Funden und aus dem Material, das ich über die Geschwindigkeit der Wanderung der Dünen gesammelt habe, gezogen werden können, so erhalten wir teils historische Anhaltspunkte, teils rein geologische Bestimmungselemente für eine etwaige Berechnung der Zeit, die der Sand gebraucht hat, um von der Stadt gegen Südwesten nach jenen Gegenden zu wandern, wo heute die äußersten Dünen dicht am nördlichen Fuße des Kven-lun-Gebirges stehen.

Durch den Umstand, daß das Bauholz und sein Schnitzwerk gut erhalten sind und das Kamisch, aus dem die Wände bestanden haben, noch von den Kamelen und den Eseln mit gutem Appetit gefressen wird, darf man sich nicht zum Glauben verleiten lassen, daß die Stadt einer uns nahegelegenen Zeit angehört habe. Gegen eine solche Annahme bildet die langsame Verbreitung des Sandes ein unübersteigbares Hindernis, und ich habe schon früher erwähnt, daß der feine, trockene Sand ein gewisses Vermögen besitzt, organische Stoffe zu konservieren.

In diesen Gegenden herrschen nordöstliche und östliche Winde vor, und besonders im April und im Mai weht es heftig. Da stellen sich die meisten Kara-burane ein, die schwarzen Stürme, die so viel Sand und Staub aufwirbeln, daß mitten am Tage vollständige Dämmerung eintritt. Im März und Juni kommen noch die Sarik-burane oder gelben Stürme hinzu, die schwächer sind, aber dennoch eine große transportierende Kraft besitzen.



63. Terrakotta-Köpfe aus Borasan. ($^1/_3$ natürlicher Größe.) (S. 36.)

64. Haus mit bemalten Querwänden in der alten Stadt Takla-makan. (S. 46.)

65. Mohammed Bais Schilfhütte. (S. 56.)

Während der übrigen Monate wehen Winde seltener und zwar bald aus dieser, bald aus jener Richtung.

Am 25. Januar fand ich, daß ein Dünenkamm bei ziemlich heftigem Südwestwind in 45 Minuten um 11,9 Zentimeter nach Nordosten wanderte. In der Nacht sprang der Wind um, und die Düne kehrte in neun Stunden 91 Zentimeter weit nach Südwesten zurück.

Nehmen wir auf jedes Jahr nur 24 Tage mit heftigem Nordostwind an und nehmen wir ferner an, daß es an jedem solchen Tage beinahe ununterbrochen weht, so daß die Düne 2 Meter weit wandert, so rückt sie jährlich gegen 50 Meter weit fort, hat also 1000 Jahre gebraucht, um den Punkt zu erreichen, an dem der Sand jetzt südwärts angelangt ist.

Dabei müssen wir jedoch festhalten, daß ich die größtmögliche Anzahl starker Burane angenommen und also für das Alter der Stadt eine Minimalgrenze erhalten habe, sowie daß die Dünen nicht gerade nach Süden, sondern nach Südwesten wandern, ein Umstand, der das wahrscheinliche Alter auf etwa 1500 Jahre erhöht. Dazu kommt der weniger heftige Wind, der in entgegengesetzter Richtung geht und das Alter vielleicht wieder um 500 Jahre erhöht.

Schließlich können wir mit Überzeugung behaupten, daß die Bewohner der Stadt Buddhisten und arischen Stammes gewesen sind. Wahrscheinlich sind sie aus Hindustan gekommen. Hier wäre vielleicht auch der Ursprung der vielen Legenden von dem Volke Togda-raschid Nokta-raschid zu suchen, gegen das Seid Arslan (Ordan Padschah) gekämpft haben soll. Vielleicht hat diese Stadt in derselben Epoche geblüht wie Borasan.

Im Zusammenhang hiermit will ich noch in Kürze ein paar Worte von den Dünen sagen. Die Basis einer Düne ist ursprünglich halbmondförmig mit der konvexen, sanft abfallenden Seite nach dem Winde hin und dem konkaven, schroffen Abhange auf der Leeseite. In der Richtung des Windes schiebt die Düne zwei Hörner oder Flügel vor, die immer niedriger und spitzer werden. Wo der Sand zusammenhängt, wird diese Urform entstellt. Die einzelnen Dünen gehen ineinander über und verwachsen mit ihren Nachbarn, haben aber doch stets dieselbe Architektur, die auf einem Marsche täglich und stündlich mit unglaublicher Regelmäßigkeit wiederkehrt.

Die vom Winde abgekehrte Seite hat stets 33 Grad Neigung mit unmerklichen Abweichungen. Die Windseite hat alle Winkel von 20 Grad bis 1 Grad, ja bis 0 Grad und —10 Grad, mit anderen Worten, die Windseite der Düne fällt oft nach innen nach der scharf markierten Kammlinie ab. Wenn man den Sand an der Basis der Leeseite entfernt, rutscht von oben neuer Sand herunter, und es entsteht eine Furche, die sich allmählich bis zum Kamme hinauf einfrißt.

Da gerade hier der Sand am härtesten gepackt liegt, weil er dem

Drucke des Windes am meisten ausgesetzt ist, kann man, wenn die Furche die Kammlinie erreicht hat, leicht eine doppelte innere Struktur wahrnehmen, die zwei Schichtungen zeigt, die eine parallel mit der Windseite, die andere mit der Leeseite. Diese Struktur entspricht der Spaltbarkeit eines Kristalls und erstreckt sich durch die ganze Düne.

Die feine, schön gezeichnete Kräuselung auf der Oberfläche der Dünen ist nur eine sekundäre, von der inneren ganz unabhängige Flächenstruktur. Diese kleinen Kräuselungen wandern mit viel größerer Schnelligkeit vorwärts als die Düne selbst — bei mittelstarkem Winde 24 Zentimeter in der Stunde — denn sie werden direkt von dem vom Winde getriebenen Flugsande gebildet. Sobald sie die Kammlinie erreicht haben, fallen sie nach der Leeseite hinüber, wo der Sand immer am lockersten liegt, weil er nur vermöge seiner eigenen Schwere fällt und nicht vom Winde gepreßt wird.

Eine solche Leeseite läßt sich nicht mit Kamelen erklimmen, und liegt sie einem im Wege, so muß man sie umgehen. An den ebenen Stellen in den Dünentälern liegt auch loser Sand, so daß die Kamele bis zu 20 Zentimeter tief darin einsinken. Wir versuchten immer, soviel wie möglich der Kammlinie zu folgen, denn hier sanken die Tiere kaum einen Zentimeter ein.

In der alten Stadt wurden die jetzt überflüssigen Führer entlassen, die auf unserem Wege zurückkehrten und bei den gegrabenen Brunnen rasteten.

Am 25. Januar wanderten wir über acht Davane von höchstens 25 Meter Höhe, doch fanden wir abends in 1,87 Meter Tiefe Wasser. Am Tage darauf wurde der Sand immer schlimmer, und wir arbeiteten uns wieder über acht Davane hinüber. Im Osten erhob sich ein kolossaler Davan, der, durch den Dunst betrachtet, einem entfernten Berge glich. Es wurde Kriegsrat gehalten und beschlossen, daß wir nachsehen müßten, was es hinter diesem Davan gäbe. Er stieg bis zu einer Höhe von 40 Meter an und war der schlimmste von allen. Die Leute waren verstimmt, die Kamele gingen verdrossen und langsam, und die Esel blieben weit zurück.

So erreichten wir den Kamm. Welche Überraschung! Kein Davan mehr zu erblicken! Weit konnten wir jedoch nicht sehen des Staubes wegen, der seit dem letzten Sturme in der Luft schwebte. Bald stießen wir auf eine Fuchsspur und fanden eine tote Wildente, und Tamarisken und andere Wüstenpflanzen wurden immer zahlreicher. Mit Entzücken bemerkten wir, daß der Sand immer niedriger wurde. Wir sahen Spuren von Pferden und Menschen und kamen auf ebenen Boden, wo ein Pappelwald stand, entdeckten dann eine verlassene, luftige, aus einem Dache auf einigen Pfosten bestehende Hütte und lagerten diese Nacht am Ufer des mit dickem Eise bedeckten Kerija-darja.

Achtes Kapitel.

Ein unbekannter Hirtenstamm.

Wir hatten also den Wüstenstrich glücklich überschritten und den Fluß erreicht. Die üppige Vegetation des Ufers entzückte unsere Augen, die acht Tage lang nichts anderes gesehen hatten als gelben Sand. Das letzte Schaf wurde geschlachtet, und gewaltige Feuer von Baumstämmen wurden angezündet. Die Hütte war entschieden noch gestern besucht worden, nach einem kaum verkohlten Lagerfeuer und frischen Spuren zu urteilen, die zu verwischen der Wind noch keine Zeit gehabt. Aber jetzt ließ sich kein Mensch blicken.

Als wir am nächsten Tage, 27. Januar, am linken Ufer des Kerijadarja nordwärts entlang zogen, war natürlich unser erster Gedanke, baldigst einen Führer aufzufinden. Von ihm hofften wir zugleich Mitteilungen über diesen Fluß zu erhalten, der bisher noch nie von Europäern besucht worden und dessen Lauf nördlich von der Stadt Kerija auf unseren Karten deshalb nur mit einer punktierten Linie angegeben war.

Doch nicht ein einziges menschliches Wesen war zu sehen. Wir wanderten Stunde auf Stunde, bald durch dichten Pappelwald, bald durch Unterholz, Gestrüpp und dichte, welke Kamischfelder. Oft benutzten wir Pfade, die bald wieder im Dickicht verschwanden, und sahen unzählige Spuren von Wildschweinen, Hasen, Füchsen, Rehen, Hirschen und zahmen Schafen und bisweilen den Abdruck eines nackten Menschenfußes; aber die Gegend blieb still und stumm, kein Laut war zu hören.

Die Menschen- und Schafspuren waren sämtlich nach Süden gerichtet, und wir fürchteten, daß die Hirten in dieser Jahreszeit vielleicht in die Nähe von Kerija zögen und wir keine Leute finden würden.

Der Tag und unser Marsch nahten sich ihrem Ende, als wir in einiger Entfernung vom Flusse ein überall von Urwald umgebenes Kamischfeld passierten. Plötzlich hörten wir Schafe blöken. Eine große Herde weidete zwischen den mannshohen Kamischblättern. Hier mußte es auch Menschen geben! Wir riefen und pfiffen, aber keine Antwort kam, und niemand zeigte sich.

Alle vier Männer wurden in verschiedenen Richtungen in den Wald hineingeschickt, und ich wartete wohl eine halbe Stunde bei den Kamelen, ehe Ahmed Mergen mit einem Hirten und seiner Frau wiederkam. Durch unsere Ankunft erschreckt, waren sie Hals über Kopf ins Dickicht geflohen und hatten sich dort versteckt. Sie beruhigten sich jedoch bald und zeigten uns den Weg nach ihrer nahegelegenen Sattma (Schilfhütte), in der wir alle die Nacht zubrachten. Der Hirte wurde ausgefragt und seine ganze, nicht allzu reichhaltige Kenntnis der Gegend ihm abgezapft und in mein Tagebuch aufgenommen.

„Wie heißt du?" fragte ich und erhielt die Antwort: „Hussein und Hassan." Da der Doppelname mir ein wenig außergewöhnlich vorkam, erklärte er, eigentlich sei sein Zwillingsbruder in Kerija derjenige, der Hassan heiße, er selbst aber sage immer beide Namen, da sie ja Zwillinge seien. Hussein erzählte sodann, daß es längs des ganzen Flusses, soweit er sich nach Norden erstrecke, in großen Zwischenräumen Hirtenlager und Schafherden gebe, die Bais in Kerija gehörten.

Die Herden beständen aus 300—2000 Schafen. Jeder Hirte habe sein bestimmtes Waldgebiet, das er nicht überschreiten dürfe. Dort halte er sich das ganze Jahr hindurch auf, wandere von einem Platze im Walde zum anderen und bleibe 10—20 Tage bei jeder Agil (Hürde). Sei bei der einen alles abgeweidet, so ziehe er nach einer anderen.

Der Besitzer der Herden wohnte in Kerija und pflegte im Herbst und Frühling in den Wald zu kommen, um die Schafe zu scheren und zu zählen. Er brachte den Hirten Maismehl und was sie sonst brauchten mit, denn Hussein selbst kam nur alle zwei Jahre einmal in die Stadt, die von Kotschkor-agil (Widderhürde), dem Punkte, wo wir den Fluß erreicht hatten, nur vier Tagereisen entfernt lag.

In den Wäldern des Kerija-darja unterhalb der Stadt leben ungefähr 150 Menschen, die eine Welt für sich bilden, von allem Verkehr mit den übrigen Menschen abgeschieden, weit ab von allen Heerstraßen, jeder Obrigkeit unerreichbar, umgeben vom totenstillen Wüstenmeere.

Die Hirten sehen keine anderen Menschen als ihre nächsten Nachbarn und die Bais, die gelegentlich ihr Lager passieren, um weiter abwärts liegende Agile zu besuchen. Sie sind daher halbwild und außerordentlich scheu, sind sie doch in der Tiefe des Urwaldes geboren und aufgewachsen. Das einzige, was sie kennen und verstehen, ist die Pflege und das Hüten der Schafe.

Vom Flusse berichtete Hussein, daß er oberhalb der Stadt Kerija in viele Ariks geteilt werde, die die Felder der Gegend bewässern, weshalb der Fluß dort beinahe verschwinde. Diesem Umstande ist es zum Teil wohl zuzuschreiben, daß keiner der Reisenden, die Kerija besucht haben, Prschewalskij,

Pjewzoff, Grombtschewskij, Dutreuil de Rhins und Littledale, auf den Gedanken gekommen ist, eine Exkursion flußabwärts zu machen. Auf ihren Karten haben alle, außer Pjewzoff, seinen Lauf zu kurz angegeben.

Unterhalb der Stadt gibt es viele ergiebige, vom Überschußwasser der Ariks gebildete Quellen, die zur Wiedergeburt des Flusses beitragen. Die Eingeborenen sagen daher, daß der Kerija-darja immer mächtiger werde, je weiter er hinabkomme, obgleich man das Gegenteil erwarten sollte — eine Auffassung, die natürlich nur teilweise richtig ist.

Im Juni und Juli, wenn Schnee und Eis in den Gebirgen von Tibet schmelzen, strömt das Hochwasser in dem Bette hinunter. Es wird jedoch nie tiefer, als daß man es an vielen Stellen durchwaten kann. Dieses Hochwasser geht an den Irrigationskanälen vorbei und wird Ak-su oder weißes Wasser genannt, weil es von Schneefeldern stammt, im Gegensatz zum Kara-su oder schwarzen Wasser, das aus den Quellen kommt. Im Herbst fällt der Fluß rasch, und Ende November gefriert er in Schollen, die sich übereinander schieben, so daß er größer aussieht, als er ist. Kurz, der Kerija-darja hat ganz dieselben Eigenschaften wie sein Nachbar, der Chotan-darja, steht aber, was Wassermenge und Länge betrifft, bedeutend hinter ihm zurück.

Hussein zog nach Süden weiter, wir nach Norden in einem Bette, das der Fluß vor 15 Jahren verlassen, um sich 3 Kilometer weiter östlich ein neues zu suchen, in dem er anderthalb Tagereisen weit fließt. Auch dieser Fluß zeigt also die Neigung, nach Osten zu wandern.

Am Abend des 28. Januar stießen wir bei Kuruk-akin (trockenes Bett) wieder auf Hirten. Auch ihnen wurde alles, was sie wußten, gewissenhaft ausgepreßt. Nach einem Ruhetage zogen wir wieder nordwärts. Wir hatten von nun an stets einen Wegweiser, der uns durch die Wälder führte. Oft ging es durch gewaltige, dichte Urwälder, wo es den Kamelen schwer wurde, durch das Gestrüpp zu kommen, und ich mich vorsehen mußte, daß ich nicht von einem Zweige heruntergefegt wurde.

Am 30. passierten wir den Punkt, wo das neue Bett sich wieder mit dem alten vereinigt. Der Fluß war hier majestätisch. Seine Breite überstieg 100 Meter, und das Eis war 36 Zentimeter dick; bald war es spiegelblank, bald mit einer dünnen Staubschicht bedeckt.

Am 1. Februar begann der Fluß eine immer deutlicher werdende Neigung, sich nach Nordosten zu krümmen, zu zeigen. Ich ging mit dem Plane um, diesen ganzen Teil der Wüste Gobi von Süden nach Norden zu durchqueren und so nach dem Tarim-Flusse zu gelangen. Es war daher ein wenig beunruhigend, diese Schwenkung nach rechts zu gewahren, die vielleicht, je weiter wir kämen, immer deutlicher werden würde. Ja, vielleicht würde der Fluß schließlich parallel mit dem Tarim in der Richtung

nach dem Lop-nor abbiegen, ohne natürlich den See je erreichen zu können. Jede neue Tagereise wurde immer spannender. Würde die Reise glücken oder würden wir wieder den alten Weg zurückkehren müssen.

Jugan-kum, in welcher Gegend wir an diesem Tage ankamen, trägt ihren Namen „der mächtige Sand" mit Recht. Hohe, kahle Dünen fallen hier jäh nach dem Flusse ab. An ihrer südlichen Basis aber lag eine Steppe, in der wir wieder Hirten fanden. Einer von diesen begleitete uns nach der Waldgegend Tonkus-baßte (das aufgehängte Wildschwein).

Hier hielten sich zwei Hirtenfamilien auf, die wie Wilde unter freiem Himmel bei einem Feuer lagerten. Sie waren von kleinen Kindern umgeben, deren einziges Kleidungsstück ein offener Pelz bildete. In der Nähe des Lagers weideten ihre 300 Schafe. Einige der Männer trugen eine recht eigentümliche Fußbekleidung, die wir hier zum erstenmal sahen: die Fußschwielen des wilden Kamels mit den Hufen. Die wilden Hirtenfamilien wurden leicht zahm und ließen sich sogar alle abzeichnen.

Die Hirten machten uns die wichtige Mitteilung, daß eine Tagereise nach Nordwesten die Ruinen einer zweiten alten Stadt im Wüstensande lägen. Sie nannten sie Kara-dung (schwarzer Hügel), weil einige von den Dünen mit Tamarisken bewachsen waren, die von fern gegen den gelben Sand schwarz aussahen.

Der 2. und 3. Februar wurde zu einem Besuche dieser Stätte benutzt. Schon auf dem Wege dorthin machten wir eine interessante Entdeckung. Wir ritten nämlich in einem ausgetrockneten Flußbett, das in der Nähe eines kleinen Salztümpels zwischen den Dünen verschwand. Auch hier hatte der Fluß also eine östlichere Richtung eingeschlagen. Einst war er entschieden dicht an der jetzt in Ruinen liegenden Stadt vorbeigeflossen.

Diese war an Umfang viel kleiner gewesen als die vorige, gehörte aber derselben Zeit an. Wir fanden dort dieselben Malereien auf dem Kalkputz, wenn auch mehr ruiniert und abgeblättert, dieselbe Architektur und dasselbe Baumaterial.

Hier wurde kein hervorragender Fund gemacht, aber die Bauart der Häuser, die Zusammenfügung der Balken und die Anlage der Herde wurde untersucht.

Die Hirten und Jäger vom Chotan-darja kennen dieses Ruinenfeld, und mein Diener Kasim war einmal vom Chotan-darja in fünf Tagen hierher gewandert. Aber merkwürdigerweise hatten sie nie daran gedacht, noch einen Tag weiter nach Osten zu gehen, wo sie Wasser in Menge gefunden haben würden, sowie Menschen, die ihre eigene Sprache redeten, und wo sie Schafe, Brot und alles, was sie brauchten, bekommen hätten.

Sie hatten deshalb nur einen Tag bei den Ruinen bleiben können, wo sie, wie gewöhnlich, nach Schätzen gesucht hatten. Sowohl die Waldbewohner des Chotan-darja wie die des Kerija-darja wanderten also dann und wann nach diesem Orte, waren dort aber noch nie zusammengetroffen. Dies war auch der Grund, weshalb jene nichts vom Kerija-darja wußten, und diese nie etwas vom Chotan-darja gehört hatten. Beide Teile nennen die Ruinenstelle Kara-dung.

Wir kehrten nach dem Flusse zurück und setzten die Wanderung an seinem Laufe hinab fort. Er wurde immer unregelmäßiger. Schmale Arme trennten sich vom Hauptbette und bildeten Ufersümpfe.

Bei Tonkus-baßte teilte sich der Fluß sogar in zwei divergierende Bette. Die Hirten erzählten, daß vor sechs oder acht Jahren die ganze Wassermasse durch den rechten, östlichen Arm geströmt sei, um dann wieder in den linken zurückzukehren, wo wir den Fluß jetzt fanden. Erst in diesem Jahre habe das Winterwasser wieder angefangen, sich in den östlichen Arm hineinzudrängen, und man glaube, daß das Hochwasser es ebenso machen werde.

Die beiden Arme stehen in einem periodischen Wechselverhältnis zueinander. In jedem Jahre bringt das Wasser Schlamm und Sand mit, die sich handbreit im Bette absetzen. Dieses hebt sich dadurch so bedeutend, daß das Wasser tiefer liegende Landstrecken aufsuchen muß. In den beiden Betten oszilliert nun die Wassermasse wie ein Pendel. Am Endpunkte des östlichen Arms, der ebenfalls von Wäldern begleitet ist, gibt es, vier Tagereisen von dem Waldgebiete Katak, einige kleine Seen.

Ich erinnere deshalb an dieses Verhältnis, weil es als ein Beispiel für die Leichtigkeit dienen kann, mit der die Gewässer dieser Gegenden ihre Lage immerwährend verändern. Später werden wir dasselbe beim Lop-nor finden. Hier, beim Kerija-darja, ist es ein Fluß, der wandert, dort ein See, der seine Lage verändert.

Bei Sarik-keschme, wo wir am 6. Februar ankamen, war der Fluß noch 79 Meter breit und sah aus, als könne er noch Tausende von Kilometern zurücklegen. Bemerkenswert ist, daß der mächtige Chotan-darja, der sich im Sommer mit so bedeutenden Wassermassen quer durch die Wüste Takla-makan wälzt und im Verein mit dem Jarkent-darja und dem Ak-su-darja den Tarim bildet, während des Winters versiegt, so daß seine immer schmäler werdenden Eisbänder südlich von Buksem, dem Punkte, wo ich im vorigen Jahre an den Fluß gelangte, aufhören.

Dies beruht darauf, daß er ausschließlich von den Schneefeldern und Gletschern in Nordtibet gespeist wird, während der viel kleinere Kerija-darja auch im Herbst und Winter bedeutende Zuflüsse aus Quellen aufnimmt.

Aber auch dieser Fluß, der uns bisher ein unschätzbarer Wegweiser durch die Wüste gewesen war, sollte versiegen und im Kampfe gegen den

Wüstensand unterliegen. Als wir am 7. Februar die Waldgegend Katak erreichten, erfuhren wir, daß der Fluß nur noch anderthalb Tagemärsche weiter nach Norden gehe und dann der ewige Sand sich nach allen Richtungen hin erstrecke.

Wir rasteten hier einen Tag bei dem alten Waldmanne Mohammed Bai, einem komischen Menschen, der sein ganzes Leben hier im Walde zugebracht hatte und nicht wußte, wer im Lande herrsche, ob Jakub Bek oder die Chinesen (Abb. 65). Diese Menschen sind von Abgaben frei und kommen folglich nicht mit den chinesischen Behörden in Berührung.

Überraschend war zu hören, daß vor drei Jahren ein Tiger vom Flusse nach Katak gekommen war und dort eine Kuh zerrissen hatte. Mohammed Bai und seine Hirten hatten die Reste nach ihren Lagerfeuern getragen, um die Haut zu retten, worauf sie sich zu den Schafen begeben hatten, um diese in die Hürden zu treiben. Unterdessen war der Tiger wieder da gewesen und hatte seine Mahlzeit fortgesetzt, obgleich die Kuh dicht am Feuer lag. An den Spuren sahen sie, daß er dann nach Norden gegangen war. Nach einigen Tagen war er jedoch zurückgekehrt und hatte sich nach Osten in die Wüste hineinbegeben. Es soll äußerst selten vorkommen, daß sich in diesen Gegenden ein Tiger zeigt.

Die Neuigkeit erregte uns indessen; denn wir glaubten, daß der Tiger möglicherweise aus Schah-jar am Tarim gekommen, in dessen Wäldern er häufig ist. Der Alte bezweifelte dies aber und erzählte, daß der Sand im Norden hoch ansteige und daß, wenn es überhaupt einen Fluß namens Jarkent-darja oder Tarim gebe, bis dorthin sicher ein Weg von ein paar Monaten sei. Während der 35 Jahre, die er in dieser Gegend verlebt, habe der Fluß allerdings nicht an Größe verloren, aber er habe gemerkt, daß der Sand gewachsen und dem Walde näher auf den Leib gerückt sei. Nach Mohammed Bais Auffassung dehnte sich die Sandwüste im Norden bis ans Ende der Welt aus, bis wohin ein Weg von ungefähr drei Monaten sei.

Obgleich mit seiner Frau, seinen Söhnen und ihren Kindern ganz von der Außenwelt abgeschlossen, ist und bleibt Mohammed Bai doch Mohammedaner und verrichtet pünktlich seine Gebete, denn, „täte ich das nicht", erklärte er, „so würden Wolf und Wildschwein mir bald meine Schafe auffressen."

Als ich fragte, ob es nicht schön sei, eine so unbegrenzte Freiheit zu genießen und vor allem der Berührung mit den chinesischen Behörden zu entgehen, sagte er, daß er Wölfe und Wildschweine für ebenso schlimme Feinde halte wie die Chinesen.

Am 9. Februar ging es nach Norden weiter. Der Fluß, der noch bei Katak beinahe 84 Meter breit gewesen, schrumpfte auf 15 Meter zusammen

und schlängelte sich zögernd in scharfen Krümmungen zwischen undurchdringlichen Wäldern hin.

Abends lagerten wir wieder in der Wildnis, denn wir hatten die letzten Hirten hinter uns zurückgelassen. An dieser Stelle glich der Fluß einem Bache von 5 Meter Breite und kaum 1 Kubikmeter Wasser in der Sekunde.

Nachdem der letzte Wegweiser am Tage darauf wieder umgekehrt war, folgten wir dieser versiegenden Wasserader. Es gab mir einen Stich ins Herz, als wir den Punkt passierten, wo der Fluß unter einer porösen Eisdecke im Sande verrann und in seinem verzweifelten Kampfe gegen die Wüste rettungslos unterlag. Doch hatten wir noch einen Tag lang großen Nutzen von dem trockenen Bette, wohin nur das Sommerhochwasser dringt. Es war hier schmal und tief, und an den Ufern stand der Urwald so dicht und üppig, daß nur das Feuer dort einen Weg hätte bahnen können.

Am Abend des 10. Februar lagerten wir in dem Bette selbst, wo wir in 1,85 Meter Tiefe Wasser fanden. Auf lange Zeit zum letztenmal hörten wir hier den Wind in den gelben, trockenen Pappelblättern vom vorigen Herbste rascheln. Der ewige Sand umgab uns jetzt wieder auf allen Seiten, und noch einmal sollten wir gegen ihn zu Felde ziehen.

Neuntes Kapitel.

Durch das Heimatland des wilden Kamels.

Auf meinen Ausflügen ins Land der Träume hatte ich mir manches Mal gewünscht, ein wildes Kamel zu sehen. Doch daß ich Gelegenheit erhalten sollte, mit diesem merkwürdigen Tiere eine so intime Bekanntschaft zu machen, wie es jetzt der Fall wurde, hätte ich nicht einmal zu träumen gewagt. Damit der Leser sich keine Illusionen mache und mich für einen gewaltigen Nimrod halte, will ich gleich erklären, daß ich selbst kein wildes Kamel geschossen habe. Erstens bin ich kein Jäger, ein Fehler, der doch stets den Vorteil hat, daß die Zeit zu wichtigeren Dingen angewendet werden kann, zweitens bin ich kurzsichtig, was die große Unbequemlichkeit mit sich bringt, daß das Wild entflieht, ehe ich es überhaupt erblickt habe, und drittens würde ich, selbst wenn ich Jäger wäre, es wahrscheinlich nicht über mich gewinnen, auf ein so edles Tier, wie es das wilde Kamel ist, einen Schuß abzufeuern.

Da wir uns indessen seinem Eldorado, den innersten, unzugänglichsten Teilen der Wüste Gobi, nahten, wollte ich natürlich die Gelegenheit nicht versäumen, ein Fell zu erobern, das, wie ich hoffte, einst in Stockholm eintreffen sollte.

Meine eigenen Mängel im Weidwerk wurden zur Genüge dadurch ersetzt, daß sowohl Islam Bai wie auch die beiden Leute vom Chotan-darja vorzügliche Schützen waren und jetzt vor Begierde brannten, dieses Tier, von dem sie nur reden gehört, zu Gesicht zu bekommen. Auf der Wanderung in den Wäldern des Kerija-darja bildete das Kamel eins unserer hauptsächlichsten Gesprächsthemata.

„Es stammt von den zahmen Kamelen, die die Bewohner der alten Städte hielten", erklärte mein prächtiger Ahmed, der Jäger, aus Überzeugung, und, Prschewalskijs Ansicht in allen Ehren, fürchte ich doch, daß Ahmed recht hatte. Nach einer Sammlung von Kamelabbildungen aus Terrakotta zu urteilen, die ich in Borasan fand und die wahrscheinlich gegen 2000 Jahre alt sind, zählte man das Kamel schon damals zu den hauptsächlichsten Haustieren des Landes.

Nichts ist auch wahrscheinlicher, als daß die in der Takla-makan begrabenen Städte mit China und Indien durch Kamelkarawanen in Verbindung standen. Als der Sand vorrückte, die Vegetation erstickte und die Kanäle zuschüttete, fanden diese „Schiffe der Wüste" vielfach günstige Gelegenheit, sich von dem Joche der Menschen zu befreien. Sie pflanzten sich in der Freiheit fort und kommen jetzt in Masse sowohl in diesem wie auch in anderen Teilen der Wüste Gobi vor.

Es ist vielleicht gewagt, aber mir erscheint es wahrscheinlich, daß, falls wir den Stammbaum des wilden Kamels verfolgen könnten, wir in der Zeit nur um einige hundert Generationen zurückzugehen brauchten, um wieder beim zahmen Kamel anzulangen. Ich werde einige Gründe für meine Ansicht anführen.

Prschewalskij fand das wilde Kamel im Astun-tag und am Lop-nor, und er zieht aus seinen Beobachtungen den Schluß, daß die jetzigen wilden Kamele direkt von wilden Vorfahren abstammen, sich aber wahrscheinlich hin und wieder mit zahmen Kamelen, die aus der Gefangenschaft entflohen waren, vermischt haben. Diese letzteren haben, falls sie überhaupt fortpflanzungsfähig waren, Nachkommen hinterlassen, die sich in den folgenden Generationen nicht von dem wilden Typus abgesondert haben.

Diese Annahme gilt natürlich nur von den Kamelen, die Prschewalskij selbst sah. Daß er sich über die Kamele am unteren Kerija-darja nicht äußern konnte, ist klar, da er ja von ihrer Anwesenheit in dieser Gegend keine Ahnung hatte, sondern das Verbreitungsgebiet des wilden Kamels folgendermaßen begrenzt:

„Nach den einstimmigen Versicherungen der Lop-nor-Bewohner ist die Sandwüste Kum-tag, östlich vom Lop-nor, die eigentliche Heimat des wilden Kamels. Am unteren Tarim und im Kurruk-tag kommt es ebenfalls vor, am Tschertschen-darja ist es selten, und weiter westlich, nach Chotan zu, tritt es gar nicht mehr auf."

Dr. Hahn schreibt in seinem Buche „Die Haustiere": „Man kann annehmen, daß die Wüsten Mittelasiens die Heimat des wilden Kamels sind. Alle Wüstentiere sind weit verbreitet, und man wird daher auch von dem wilden Kamel voraussetzen können, daß es einst die ganze große Wüstenstrecke von Vorderindien und Nordpersien bis zur Mongolei bewohnt hat.

„Wo, wann und von welchem Volke es zuerst gezähmt worden ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich geschah es durch wandernde Wüstenstämme, die vielleicht hier und da in den Oasen ein wenig Ackerbau trieben, sonst aber hauptsächlich von der Jagd lebten."

Obgleich Prschewalskijs Beschreibung von dem von ihm gefundenen wilden Kamel im großen und ganzen auch auf die Kamele paßt, die in

der Wüste nördlich vom Kerija-darja leben, können diese doch nicht ohne weiteres in dieselbe Rubrik gesetzt werden wie jene, denn sie scheinen ein begrenztes Gebiet zu bewohnen und haben keinerlei Verbindung mit den Kamelen vom Lop-nor. Was für die eine Gruppe gilt, braucht deshalb durchaus noch nicht auch auf die andere Anwendung zu finden. In der einen kann zahmes Blut überwiegend sein, in der anderen wildes.

Vom zoologischen Standpunkt aus ist jedenfalls der Unterschied zwischen dem wilden und dem zahmen Kamel sehr fein, und Dr. Hahn sagt hierüber:

„Das wilde Kamel unterscheidet sich von dem zahmen nur durch die Abwesenheit der Fetthöcker, welche also eine Haustiereigenschaft bilden."

Was mich betrifft, fand ich bei den drei wilden Kamelen, die wir schossen, ziemlich tüchtig entwickelte Fettbildungen unter den Höckern, wenn sie auch nicht ebensostark ausgebildet waren wie beim zahmen Kamel.

In Tonkus-baßte hörten wir am 1. Februar zum erstenmal von den wilden Kamelen des Kerija-darja. Die Hirten der Gegend hatten sie freilich nicht selbst gesehen, aber manchmal erblickte man ihre Spuren in dem Sande, der bis an den Waldrand reicht. Von da an verging kein Tag, an dem wir nicht Beiträge zur Charakteristik des merkwürdigen Tieres erhielten.

Viele von den Hirten weiter flußabwärts hatten Kamele gesehen, einzeln oder in Herden von fünf bis sechs Stück. Die Tiere glichen ihrem zahmen Vetter auf ein Haar, hatte dieselbe Größe, dieselben Bewegungen und Gewohnheiten wie er. Die Brunftzeit trat bei beiden Arten gleichzeitig ein, im Januar und Februar, ja auch die Eindrücke ihrer Fußschwielen im Sande waren ganz gleich.

Man erzählte mir, daß das wilde Kamel sehr scheu sei; es verschwinde schnell wie der Wind, wenn es sich verfolgt sehe, und mache erst nach zwei, drei Tagen halt. Es hege vor nichts größere Furcht als vor dem Rauche von Lagerfeuern, und die Hirten behaupteten, daß es ebenfalls auf lange Zeit verschwinde, sobald es verkohltes Holz wittere.

Man hatte einmal vor langer Zeit zahme Kamele am Flusse gehabt, und obgleich diese von ihren Packsätteln befreit gewesen, hatten die wilden sie doch wie die Pest geflohen und in ihnen ebenso gefährliche Feinde wie in Wolf und Tiger gesehen.

Die Hirten erklärten, daß das wilde Kamel sofort das Loch im Nasenknorpel, den Stock und den Strick, womit das zahme regiert wird, wahrnehme. Es wittere gleich, daß seine Verwandten Lasten getragen, sei es nun Mehl, Fleisch, Schafwolle oder etwas anderes, und bemerke, daß ihre Höcker vom Packsattel abgeplattet worden seien.

Ich bin kein Zoologe, erlaube mir aber doch die Vermutung auszusprechen, daß gerade dieser Zug, den ich in einigen Punkten zu modifizieren

Gelegenheit hatte, Spuren von Atavismus und Beweise dafür bietet, daß das wilde Kamel selbst einmal zahm gewesen ist und daß die Generation, die jetzt zwischen den Dünen der Gobi frei umherstreift, noch ein unbewußtes, instinktives Entsetzen vor allem behalten hat, was an die Sklaverei ihrer Stammväter in jener Zeit erinnert, als sie noch gebunden an Lagerfeuern standen, als der Tyrann ihnen mit einem Pfriemen ein Loch durch den Nasenknorpel bohrte und ihre Höcker und ihre Wolle von Lasten gedrückt und abgescheuert wurden.

Der alte Wald- und Wüstenmann Mohammed Bai, der letzte Hirte, den wir am Flusse trafen, kannte die Gewohnheiten seiner wilden Nachbarn ebenso genau wie die der Schafe. Das Jahr vorher war es dem Alten geglückt, ein höchstens eine Woche altes Junges einzufangen. Dieses war den ganzen Frühling und Sommer vollständig frei umhergelaufen, hatte mit den Schafen zusammen gegrast und war mit den Menschen ebenso vertraut geworden wie ein zahmes. Leider war es gestorben.

Man sollte meinen, daß auch die Leichtigkeit, mit der das wilde Kamel sich an den Menschen gewöhnt, als ein Zug von Atavismus betrachtet werden könnte. Doch hiergegen könnte man anführen, daß das zahme Kamel ebenfalls erstaunlich schnell vergißt, daß es der Sklave des Menschen ist.

Im allgemeinen hat das zahme Kamel ein störrisches, wenig liebenswürdiges Temperament. Es wird nie so zahm wie das Pferd. Versucht man es zu streicheln, so riskiert man, daß es ausschlägt, und will man ihm über den Kopf streichen, so brüllt es verdrießlich und spuckt eine Masse stinkenden Schleims aus. Nur mein Reitkamel auf dieser Reise bildete eine Ausnahme von der Regel. Wir standen auf ganz vertrautem Fuße. Aber es hatte auch gesehen, daß ich ihm nichts zuleide tat und den Nasenknorpelstrick nie anrührte.

Von dem wilden Kamel hörten wir ferner, daß es sich in der tiefsten Sandwüste und den ihm wohlbekannten Dünentälern aufhält, in denen hier und da Pappeln und Tamarisken wachsen. Es scheut den Wald und geht nie ins Dickicht, wo ihm die Aussicht benommen ist und es sich bei einem Überfall nicht schnell genug würde retten können. Es liebt die offenen Sandflächen, und hat man das zahme Kamel das „Schiff der Wüste" genannt, so ist das wilde mit dem „Fliegenden Holländer" zu vergleichen, der „immer segelt und nie zerschellt", nicht einmal in diesen grauenvollen Gegenden, wo das zahme Kamel Schiffbruch leidet.

Über die Herkunft des wilden Kamels gibt es bei den Hirten am unteren Kerija-darja folgende Sage:

Gott hatte einen Peresch (Geist) vom Himmel auf die Erde gesandt, ihn dort in einen Divaneh (Derwisch) verwandelt und ihm befohlen, zu

Hasrett Ibrahim (Patriarch Abraham) zu gehen und diesen zu bitten, ihm eine Anzahl Haustiere zu schenken.

Zwanzig Jahre hindurch hatte Abraham dem armen Derwisch täglich tausend Tiere gegeben, am ersten Tage Schafe, am zweiten Ziegen, dann Yaks, Pferde, Kamele usw. Gott fragte dann den Derwisch, ob Abraham seine Bitte erfüllt habe, und erhielt die Antwort, daß der Patriarch alles fortgegeben habe, was er besessen, so daß er nun selbst arm geworden ist.

Da befahl Gott dem Derwisch, Abraham alle Tiere wiederzugeben. Doch dieser weigerte sich, sie anzunehmen, und erklärte, da er sie einmal verschenkt habe, wolle er sie nicht wiederhaben. Der Derwisch teilte Gott die Antwort mit, und da gebot Gott den Tieren, heimatlos zu sein und zu bleiben und ohne Besitzer auf Erden umherzuirren, so daß, wer da wolle, sie von Rechts wegen fangen und töten dürfe.

Aus den Schafen wurden Archaris, aus den Ziegen Tekkes, Kijiks und Marals, die Yaks flüchteten ins Gebirge und verwilderten, die Pferde verwandelten sich in Chulane, und die Kamele suchten ihre Zuflucht im Sandmeere. —

Am 11. Februar durchwanderten wir ein Übergangsgebiet, wo das Flußbett immer undeutlicher wurde und der Wald allmählich aufhörte. Die Tamarisken wurden seltener und der Sand immer höher, doch ohne uns schon Schwierigkeiten zu bereiten. Aber alte Baumstümpfe, spröde wie Glas, standen im Sande dicht beisammen und zeigten die Bahn an, der der Fluß in der Zeit gefolgt war, als er noch mit einigem Erfolg gegen den Sand kämpfte.

Auf diesem Terrain wanderten wir den ganzen Tag. Die Kamelspuren waren jetzt so häufig, daß wir ihnen keine Aufmerksamkeit mehr schenkten. So hatten wir nachmittags gerade eine Gegend erreicht, wo das alte Bett wieder deutlicher und die Tamarisken zahlreicher wurden, als Kasim, der, die Flinte auf der Schulter, stets vorausging und die besten Wege aussuchte, plötzlich wie vom Blitz getroffen stehen blieb, sich wie eine Katze duckte, uns ein Zeichen gab, stehen zu bleiben, und dann wie ein Panther lautlos zwischen den Tamarisken hindurchschlich.

Wir alle sahen jetzt die Herde ungefähr 200 Schritt vor uns. Ich hatte, wie immer, das Fernglas in der Hand und konnte damit der ganzen Jagdszene sehr gut folgen. Kasim war mit seiner primitiven Steinschloßbüchse bewaffnet, Islam Bai, der ihm folgte, hatte ein russisches Berdangewehr.

Als Kasims Schuß fiel, zuckten die Kamele zusammen, blickten ein paar Sekunden aufmerksam nach der gefährlichen Seite hin, machten dann kehrt und liefen nach Norden, jedoch nicht besonders schnell, wahrscheinlich

weil sie sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt oder noch nicht begriffen hatten, um was es sich handelte.

Auch das Kamel, auf das Kasim geschossen hatte, lief hinkend, schwerfällig und langsam davon, so daß wir es einen Augenblick, nachdem es gestürzt war, erreichten. Es lebte noch, aber ein Messerstich in den Hals machte seinen Leiden ein Ende.

Das war eine Aufregung und ein Reden an diesem Abend! Wir hatten ja beinahe die Hoffnung aufgegeben, ein wildes Kamel auch nur zu Gesicht zu bekommen, und hier lag es nun — beinahe hätte ich gesagt, lebendig — leibhaftig vor uns!

Nun wurde das Monstrum vom Kopf bis zu den Füßen untersucht. Es war ein ungefähr zwölfjähriges Männchen von derselben Größe wie unsere zahmen. Aber die Unterseite des Halses, das Genick, den Scheitel, die Höcker und die Oberseite des Buges ausgenommen, war die Wolle kurzhaarig, und daher sah das Tier, mit unseren Kamelen verglichen, etwas nackt aus.

Die Hufe waren länger und mehr klauenartig gebogen, so daß sie sich in der Spur schärfer abzeichneten als die der zahmen. Die Oberlippe war weniger gespalten und kürzer, die Unterlippe hing nicht herab, und der Blick war wilder.

Die Höcker waren kleiner und bildeten regelmäßige, gerade aufrecht stehende Kegel, während die Höcker des zahmen Kamels infolge seiner Arbeit und der größeren Fettbildung schief werden. Die Farbe ging ein wenig ins Rotbraune und war etwas heller als die des zahmen. Die Wolle war außerordentlich fein, weich und nicht abgescheuert.

Doch es war keine Zeit zu verlieren. Die Sonne sank immer mehr, und die Abendkühle fing an, sich fühlbar zu machen (um neun Uhr —8,4 Grad). „Wir müssen die Haut retten", erklärte ich. Islam Bai bemerkte ganz richtig, sie würde eine Kamellast ausmachen, und gerade jetzt müßten die Tiere so leicht wie möglich bepackt sein, da wir das Sandmeer vor uns hätten und Wasser mitgenommen werden müsse. Als einen Augenblick Unschlüssigkeit herrschte, gab Kasim, der das Tier geschossen, den Ausschlag, indem er erklärte, die Haut müsse mit, und wenn er sie selbst tragen solle.

Die Haut war so schwer, daß drei Männer sie mit Mühe nach dem Lager geschleppt hatten; der Kopf und die Füße waren allerdings noch nicht abgezogen. Die Arbeit wurde beim Feuer fortgesetzt, aber es dauerte mehrere Stunden, bis die Haut vollständig auf der Erde ausgebreitet werden konnte. Sie wurde mit warmem Sand bestreut, der über Nacht mehrmals gewechselt wurde und die Feuchtigkeit aufsog, so daß die Haut sehr bedeutend an Gewicht verlor.

Die Arbeit am Brunnen lieferte ein weniger erfreuliches Resultat. Kasim grub unermüdlich, aber noch bei 3,20 Meter Tiefe war der Sand so wenig feucht, daß er den Versuch aufgab.

Wir beschlossen deshalb, den ganzen folgenden Tag an diesem Platze zu bleiben, denn die Erfahrung hatte uns gelehrt, daß man verloren ist, wenn man sich ohne Wasser zu weit in den Sand hineinwagt. Wir machten miteinander aus, daß wir jetzt nur so weit gehen wollten, als der Rückzug stets durch den Wasservorrat gesichert war. Sobald dieser aufhörte, wollten wir umkehren, obgleich die Aussicht, denselben Weg, den wir gekommen, wieder zurückgehen zu müssen, in hohem Grade peinlich war.

Alles Suchen nach einer mehr versprechenden Brunnenstelle blieb am Morgen des 12. Februar fruchtlos. Kasim grub daher tapfer an dem angefangenen Brunnen weiter, der nun wirklich in 4,16 Meter Tiefe Wasser gab. Erst durften die Kamele und die Esel trinken, soviel sie konnten, dann wurden im Laufe des Tages vier Ziegenlederschläuche gefüllt. Nun konnten wir am 13. Februar wieder leichteren Herzens aufbrechen.

Durch toten Wald und an vereinzelten, absterbenden Pappeln vorbei wanderten wir über rudimentäre Dünen nach Norden weiter. Noch eine halbe Tagereise lang konnten wir deutlich das alte Flußbett unterscheiden, zu dem das Wasser jetzt nicht mehr dringen konnte.

Gleich nachdem wir das deutlich erkennbare Flußbett verlassen hatten, sahen wir zur Linken eine teils weidende, teils ruhende Herde von sechs Kamelen: ein großes Männchen und zwei Junge, die übrigen Weibchen.

Während wir unseren Marsch an ihnen vorbei langsam fortsetzten, konnte Islam sich auf einem Umweg bis auf 50 Schritt an sie heranschleichen. Mittlerweile merkten die Tiere, daß Gefahr im Anzug war. Das liegende Männchen erhob sich, und die Herde setzte sich in langsamem Tempo nach Nordosten in Bewegung, wobei sie unseren Weg kreuzte und die Tamariske passierte, hinter der Islam sich versteckt hatte. Ein Schuß krachte, das Männchen stürzte nach drei Schritten und war schon tot, als wir wenige Minuten darauf bei ihm anlangten. Die Kugel war in den Hals gedrungen und hatte ein ganz kleines Loch gemacht, das wir nur mit Mühe entdeckten, da der Bluterguß im Pelze blieb.

Es war ein schönes Exemplar, aber wir hatten die Wüste vor uns und konnten uns nicht aufhalten, um auch diese Haut zu retten. Die Männer begnügten sich daher damit, das Fett aus den kräftig entwickelten Höckern auszuschneiden; dasselbe zeigte sich später bei unseren Reispuddingen als vorzüglich.

Wir waren nicht weit gekommen, als wir auch schon eine dritte Herde von fünf Stück, ein Männchen, zwei Weibchen und zwei Junge, überraschten. Auch diese waren nicht sonderlich scheu. Sie liefen nur 50 Schritt

66. Buddhas aus der alten Stadt in der Wüste Takla-makan. ($^1/_3$ natürlicher Größe.) (S. 47.)

67. Ein widerspenstiges Kamel. (S. 76.)

weit, blieben stehen, bis wir ganz nahe waren, liefen dann wieder etwas; dieses Manöver wiederholten sie dreimal.

Jetzt schoß Islam, ehe ich es hatte verhindern können, auf ein Weibchen, das die Kugel in das Gelenk des rechten Vorderbeins erhielt; es stürzte augenblicklich und blieb in der gewöhnlichen Stellung des Kamels, auf den Schwielen der Knie und des Brustkammes liegen. Es wackelte mit dem Kopfe nach links, öffnete das Maul, bohrte die Lippen in den Sand und brüllte wild vor Schmerzen.

Es sah uns nicht an, aber ich glaubte in seinem erlöschenden Blicke einen Ausdruck voll Haß gegen diese Quälgeister seiner Stammväter wahrzunehmen. Gerade als das Messer an den Hals gesetzt werden sollte, starb es. Ich schämte mich, die Ursache dieses grausamen, zwecklosen Tötens zu sein, und verbot streng alles weitere Schießen.

Es war ebenso interessant wie komisch, unsere drei zahmen Kamelmännchen zu beobachten. Sie gewahrten die wilden viel früher als wir selbst, und oft, wenn wir noch gar keine Herde sahen, brüllten sie dumpf und legten die Schwänze auf den Rücken, während ihnen der Schaum in Flocken von den Lippen fiel. Beim Anblick des sterbenden Weibchens wurden sie geradezu halb wild und mußten gebunden werden, schäumten und rollten leidenschaftlich mit den sonst so ruhigen Augen.

Während der folgenden Tagemärsche sahen wir mehrere Herden, bisweilen auch einzelne Tiere. Wir gewöhnten uns schließlich so an sie, daß wir ihnen keine weitere Aufmerksamkeit schenkten. Ihr Trab war beinahe ebenso plump wie der der zahmen Kamele, und sie schlenkerten mit ihren langen Beinen auf dieselbe ungraziöse Art wie diese. Doch während die Höcker des zahmen Kamels, wenn das Tier läuft, wie Federn wiegen und schaukeln, blieben sie bei dem wilden unbeweglich und aufrecht. Das Brüllen hatte denselben klagenden, melancholischen Tonfall wie bei unseren Kamelen.

Am 14. Februar machten wir einen langen Marsch. Der Sand wurde ein wenig höher, lebende Pappeln und Tamarisken wurden immer seltener, aber toter Wald war den ganzen Tag etwas Gewöhnliches.

Die steilen Seiten der Dünen waren nach Süden und Westen gewendet. Der Gesichtskreis war überall von hohen, drohenden Davanen begrenzt, in die hineinzugeraten wir uns sehr hüteten. Rund um jede lebendige Pappel herum lag massenhaft Dung von wilden Kamelen, und die Schößlinge und Zweige waren so weit abgefressen, als die Tiere hatten reichen können.

Daß wir noch immer in dem alten Flußbette marschierten, sahen wir teils an dem toten Walde, der uns überall entgegentrat, teils an den Tonrändern und flachen Landrücken, die zwischen den Dünen auftauchten und

einst entschieden das Bett des Flusses begrenzt hatten. Doch je weiter wir nach Norden kamen, desto mehr hatte der Flugsand die früheren Unebenheiten des Terrains ausgeglichen.

16. Februar. Unser Zug geht langsam nach Norden. Jeden Tag wird die zurückgelegte Strecke genau ausgerechnet, und jeden Abend der wahrscheinliche Abstand gemessen, der uns noch vom Tarim trennt, nach dessen Ufer wir uns aus der gefährlichen Sandwüste sehnen. Ungeduldig spähten wir nach den äußersten Wäldern des Tarim am nördlichen Horizont aus.

Eine Oase von 70 frischen Pappeln lockte uns zur Rast, aber da Ahmed der Jäger hier eine Pantherspur entdeckte und sagte, daß dieses Tier sich vermutlich nicht weiter als einen Tagemarsch vom Wasser entfernt, zogen wir weiter, denn von Süden her, vom Kerija-darja war das Tier gewiß nicht gekommen.

Die Dünen stiegen inzwischen wieder zu 15 Meter Höhe an. Die Landschaft wurde tot wie gewöhnlich, und nur ein paarmal sahen wir Dung von wilden Kamelen. Als es dämmerte, ließen wir uns bei einer einzelnen Pappel nieder, deren Zweige von den Kamelen abgeschält wurden.

Zum Brunnengraben war es zu spät, aber wir hatten noch ein wenig Wasser in den Ziegenschläuchen. Brennholz war da, und bald saßen wir plaudernd um ein lustig flammendes Feuer unter einem blauschwarzen Himmel mit funkelnden Sternen.

Die Leute sind vorzüglicher Laune und hoffen vom kommenden Morgen das Beste. Kerim Dschan versorgt unsere fünf Tiere, Ahmed und Kasim haben aus der Nachbarschaft trockene Wurzeln und Zweige geholt, Islam kauert an der Erde und rührt mit einer Kelle in dem Topfe, wo der Reispudding mit Zwiebeln, Rosinen und Mohrrüben in dem Fette von den Kamelhöckern brodelt. Ich selbst liege auf meinem Teppich auf dem Bauche, die Pfeife im Munde, und schreibe beim Feuerschein im Tagebuch.

Rund um uns her erheben die Dünen ihre zauberhaften Rücken. Hell vom Feuer beleuchtet, steht die Pappel einsam und verlassen da, und die Sterne scheinen uns mit ihren scharfen Blicken zu fixieren, als wollten sie fragen, ob wir Bewohner der ehemaligen Städte seien, die wieder zu neuem Leben auferstanden wären.

Alles ist so stumm, so still! Es wäre geradezu unheimlich gewesen, wenn nicht das trockene Holz unter den gierigen Flammen geknistert hätte. Ich kam mir wie ein König vor in diesem Lande, in dem ich jetzt auf einem Eroberungszuge begriffen war. Ich hatte es erobert; es gehörte mir. Ich war der erste Europäer, der diesen unbekannten, vergessenen Boden betrat! —

18. Februar. Das Wasser war so langsam hervorgesickert, daß wir

beim Aufbruch am Morgen nur einen Tulum (Lederschlauch) hatten füllen können. Das Terrain wurde immer schlechter. Ein Davan hatte wohl 40 Meter Höhe. Langsam schritten wir auf den aufgetürmten Dünen dahin und erreichten endlich den höchsten Punkt. Von hier aus konnte man aber den nördlichen Horizont nur in unendlich weiter Ferne schwach wahrnehmen. Überall war der Sand unfruchtbar und glich dem westlichen Teile der Takla-makan.

An einer geeigneten Stelle rasteten wir und gruben. Nach $1^1/_2$ Meter wurde der Sand feucht, aber nur so unbedeutend, daß wir das Graben aufgaben. Der Wasservorrat in den Schläuchen ging am Abend und Morgen drauf. Die Kamele waren ausgehungert und durften ihre Packsättel auffressen.

Was viel dazu beitrug, den Mut aufrechtzuerhalten, war, daß wir im Laufe des Tages zweimal die Spur eines Fuchses gekreuzt hatten, der einen Blick in die Wüste hinein getan hatte und dann wieder direkt nach Norden gelaufen war. Was hatte er hier zu tun gehabt? Suchte er Hasen? Wahrscheinlich, aber die hätte er näher finden können. Auch einen Raben hatten wir nach derselben Himmelsrichtung fliegen sehen. Ahmed glaubte, daß der Rabe die geschossenen Kamele gewittert habe und nun auf dem Rückweg nach dem Tarim sei, um einige seiner Bekannten zu diesem leckeren Funde zu holen.

Nun war das Wasser zu Ende und der Brunnen trocken! Wartete unser eine ebenso schreckliche Wüste und ein ebenso schauerliches Schicksal wie in der westlichen Takla-makan? Nein, diesmal wollten wir klug sein! Wir hielten Kriegsrat und beschlossen, noch einen Tagemarsch nach Norden zu wagen. Der Fuchs konnte sich nicht so weit vom Tarim entfernt haben; er ist aber ein listiges Tier und ein gefährlicher Wegweiser, und wir wollten uns nicht irreführen lassen.

Finden wir morgen kein Wasser, so kehren wir wieder nach dem Brunnen des Lagerplatzes Nr. 27 zurück.

Zehntes Kapitel.

Durch die Urwälder des Tarim.

Nach mehrstündigem Marsch im hohen Sande wurde am 19. Februar im Norden wieder Vegetation sichtbar. Diese bestand, wie sich herausstellte, hauptsächlich aus dem auch in Transkaspien gewöhnlichen Wüstenstrauche Saksaul, kaschgarisch Sak-sak, chotanisch Kö-uruk und mit dem wissenschaftlichen Namen Anabasis ammodendron genannt. Der Saksaul scheint die Tamariske zu verdrängen, denn diese fehlte hier.

Jetzt erschienen wieder Spuren von wilden Kamelen, Hasen, Füchsen und Eidechsen. Zwischen einigen Dünen bestand der Boden aus „Schor", wie die Männer sagten, d. h. aus feuchtem Lehm mit Salzkristallisationen. Der Tarim konnte nicht mehr weit entfernt sein.

Die Dünen waren 8—10 Meter hoch. Vom Kamme eines kahlen Davans aus sahen wir endlich in einiger Entfernung ein kleines Kamischfeld, wo wir der Kamele wegen rasteten. Der Brunnen gab in 1,57 Meter Tiefe Wasser (4,6 Grad), aber es war so bittersalzig, daß nicht einmal die Tiere davon tranken.

Ahmed war ruhig, denn er hatte dieselbe Beobachtung gemacht wie ich, daß das Brunnenwasser in der Nähe der Flüsse immer salzhaltig ist. Ich hatte jedenfalls ein schönes Geburtstagsgeschenk bekommen, denn jetzt hatten wir sichere Anzeichen vom Tarim. Abends füllten wir jedoch einige Gefäße mit Wasser und schmolzen am Morgen das Eis (das Temperaturminimum betrug in der Nacht —15,6 Grad), wodurch ein guter Teil des Salzgehalts verschwand. Aber man konnte sich nur mühsam überwinden, in Gestalt von Tee einige Schlucke davon zu trinken.

20. Februar. Der Fuchs hatte uns nur um einen Tag getäuscht. Die Dünen sanken schon vormittags auf fünf und zwei Meter herab. Sie standen immer weiter voneinander, stellenweise auf dem ebenen, harten Boden, und schließlich sahen wir in der Ferne die dunkle Waldlinie des Tarim.

Welch herrlicher Anblick! Keine Gefahren mehr! Jetzt traten auch die gewöhnlichen deutlichen Zeichen auf: Tschigge (Binsen), Wildschweinspuren, die Spur eines Reiters, wahrscheinlich eines Jägers, der

kürzlich unseren Kurs gekreuzt hatte, und die eines barfüßigen Mannes, wohl eines Hirten. Die merkwürdigsten Spuren, die wir sahen, waren jedoch die frischen Abdrücke der Fußschwielen wilder Kamele. Leben vielleicht diese Tiere, wenn man die Sache genauer besieht, doch in einem Striche südlich vom Tarim längs seines ganzen Unterlaufes?

Der Boden wurde immer ebener, offener und reichlicher bewachsen, und die Dünen standen immer vereinzelter.

Der Wald wurde dichter, wurde aber hin und wieder von offenen Stellen unterbrochen. Wir wunderten uns darüber, daß alle Schafsteige nach Westen und Osten gingen, ebenso ein größerer Weg mit Gleisen von Arbarädern. Stunde auf Stunde marschierten wir nach Norden. Alles war still, nichts Lebendiges war zu sehen. Es wurde dunkel, aber noch immer suchten wir vergeblich nach dem Flusse, bis wir spät abends in einem undurchdringlichen Waldesdickicht förmlich stecken blieben.

Müde lagerten wir uns hier in einer verlassenen Schafhürde, deren Einfriedigung Brennholz lieferte. Es war der zweite Abend, daß wir ohne Wasser waren, und der Durst quälte uns. Die Männer suchten im Dickicht auf allen Seiten, aber ohne Erfolg, und schließlich beschlossen wir das Suchen bis zum Tagesanbruch aufzuschieben.

21. Februar. Der Tarim scheint uns zu fliehen. Den ganzen Tag suchten wir vergeblich nach Wasser, sahen aber unzählige Menschen- und Pferdespuren nach allen Richtungen hin. Der Durst machte sich jetzt so geltend, daß wir ein paarmal zu graben versuchten, aber es war vergebliche Mühe. Auf einem Waldhügel lagen drei Sattmen, auf deren Dächern Kamischstengel aufgestapelt lagen. Dort waren Spuren von Menschen und von Kühen. Die Spuren konnten nicht älter als von gestern sein. Ein Ackerfeld und eine „Dreschmaschine" um einen Pfahl herum sprachen ebenfalls für die Nähe von Menschen. Wir riefen, erhielten aber keine Antwort. Immer tiefer gerieten wir in diesen endlosen Wald hinein.

Da hörten wir Islam Bai, der vorausgegangen war, mit lauter Stimme „Su, su!" (Wasser, Wasser) rufen. In einem tiefen, gewundenen Bett lag richtig ein ziemlich großes Becken, das mit dickem Eis bedeckt war. Nun wurde das Marschtempo beschleunigt, und als wir die Stelle erreicht hatten, eilten die Männer mit Äxten und Spaten hinunter und hackten in wenigen Minuten ein Loch ins Eis, worauf sie sich alle der Länge nach auf den Bauch legten und tranken.

Wir hatten es wieder gut; aber noch besser wurde es, als wir in weiter Ferne Hundegebell hörten. Ahmed und Kasim eilten dorthin und kamen nach einer guten Weile mit drei Männern wieder, die gründlich ausgefragt wurden. Unter anderem teilten sie uns mit, daß das erste Flußbett, das wir gestern passiert hatten, Atschik-darja (der salzige Fluß)

heiße und die Gegend, in der wir uns jetzt befanden, Kara-dasch (der schwarze Tümpel) genannt werde.

Am folgenden Tage wanderten wir mit Führern nach Nordosten weiter und gingen über den Jarkent-darja oder Tarim, der hier 156 Meter breit war. Das Eis war ziemlich stark, bog sich aber und knackte unter dem Gewicht der Kamele.

Im Dorfe Tschimen kamen wir in einem mehr als einfachen Raume unter Dach. Ahmed und Kasim erhielten für ihre großen Dienste eine anständige Belohnung; sie wollten von hier aus im Bette des Chotan-darja nach ihrem Hause in Tavek-kel zurückkehren. Ich hatte die vortrefflichen Waldleute liebgewonnen, und es wurde mir wirklich schwer, von ihnen zu scheiden. Doch teils wartete ihrer die Frühlingssaat im Heimatdorfe, teils schwindelte ihnen der Kopf bei dem Gedanken an die von Tag zu Tag wachsende Entfernung von den ihnen bekannten Gegenden.

Als wir am 23. Februar in Schah-jar einzogen, hatten wir die Wüste Takla-makan in 41 Tagen durchzogen und eine Reise gemacht, die zu vielen unerwarteten Entdeckungen geführt hatte. Ich hatte den Kerija-darja im Detail aufgenommen, das Auftreten des wilden Kamels in der Wüste nördlich davon festgestellt, halbwilde Hirtenstämme gefunden und zwei alte Städte entdeckt. War die erste Reise durch die Takla-makan unglücklich gewesen, so war diese neue eine Kette von Erfolgen. Hatten wir damals vergebens nach Altertümern gesucht, so hatten wir uns diesmal davon überzeugen können, daß die unzähligen Legenden von begrabenen Schätzen und von vom Sande verschlungenen Städten nicht unbegründet waren.

* * *

In Schah-jahr kam mir eine große Idee: laßt uns direkt zum Lop-nor gehen, statt an dem Chotan-darja aufwärts, den wir schon kennen, wieder zurückzukehren, und so mit einemmal diese Reise zum Lop-nor abmachen, die einer der Hauptpunkte meines Reiseplanes war!

Die Lop-nor-Frage, die von Professor Freiherrn von Richthofen angeregt worden ist, stellt ein vielumstrittenes Problem von brennendem Interesse dar.

Ich will hier einige der Hauptpunkte anführen, die er in seinem Aufsatze „Bemerkungen zu den Ergebnissen von Oberstleutnant Prschewalskijs Reise nach dem Lop-noor und Altyn-tagh" in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde", V, S. 121 fg. (Berlin 1878), entwickelte.

Marco Polo war der erste, der die Europäer mit der Lopwüste bekannt machte, und auf d'Anvilles Karte von Asien findet man zum erstenmal den Lop-nor mit seinen Flüssen, jedoch auf $42^1/_3$ Grad nördlicher Breite. Kurz vor Prschewalskijs Reise dachte man sich den

See in einem ungeheuren Becken und weiter von dessen südlichen als von den nördlichen Grenzgebirgen gelegen. Prschewalskij fand indessen den See viel südlicher, als die Karten und die chinesischen Erzählungen angaben, und das innere Asien erhielt durch seine zweite Reise ein ganz anderes Aussehen. Das Gebiet von Korla bis zum Altun-tag war ganz unbekannt, und man hatte keine Ahnung davon, daß der untere Tarim eine so lange Strecke in südöstlicher Richtung flösse. Die Entdeckung des Altun-tag war ebenso wichtig für die Kenntnis der physischen Geographie Zentralasiens wie für das Verständnis der Lage und Richtung der alten Handelswege. Jetzt wurde es begreiflich, weshalb die uralten Seidenausfuhrstraßen von China nach dem Abendlande so dicht am südlichen Lop-nor vorbeiführten, obgleich man hier doch die fürchterliche Sandwüste zwischen Sa-tscheo und dem See passieren mußte.

Seine Beweisführung stützt von Richthofen teils auf einfache geologische Gesetze, teils auf eine große Karte von China und Zentralasien, die im Jahre 1863 in Wu-tschang-fu herausgegeben worden ist.* Er sagt:

„Das Überraschende und Auffallende besteht darin, daß Prschewalskij das letzte Reservoir des Tarim viel weiter südlich fand, als die Karten und chinesische Berichte es angaben, und daß er einen Süßwassersee antraf, wo wir Salzwasser mit Notwendigkeit voraussetzen mußten.

„Es kann als eine absolute Unmöglichkeit bezeichnet werden, daß ein Seebecken, welches durch eine Reihe geologischer Perioden die Funktion einer fortdauernd durch einen großen Fluß gespeisten Salzpfanne gehabt hat, süßes Wasser enthält und Fischen zum Aufenthalt dient. Das würde selbst dann nicht denkbar sein, wenn das ganze Stromgebiet des Tarim in Gegenden läge, welche nach gewöhnlichem Begriff völlig salzfrei wären. Hier aber ist der Boden in allen Gebieten, aus denen das Wasser zusammenströmt, so reich an Salz, daß Brunnen süßen Wassers zu den Ausnahmen gehören und nur unmittelbar an den Gebirgsrändern vorkommen.

„Das Wasser des Tarim muß mithin einen größeren Betrag an Salzen enthalten als dasjenige beinahe aller anderen größeren Flüsse der Welt; die Ansammlung derselben durch die Verdunstung des Wassers muß in dem letzten Reservoir in starkem Maße vor sich gehen, und die Fortsetzung des Vorgangs durch undenkliche Zeiten sollte dort eine ungewöhnlich großartige Ablagerung von Steppensalzen aller Art hervorgebracht haben. Daher war es ganz erklärlich, daß die Chinesen seit alten Zeiten den Lop-nor als den Salzsee κατ' ἐξοχήν, im Gegensatz zu den vielen anderen Salzseen von geringerer Größe, bezeichneten."

Allen theoretischen Folgerungen und historischen Nachrichten entgegen

---

* Siehe S. 85, erstes Kärtchen.

erhalten wir nun von dem ersten europäischen Augenzeugen, der zugleich einen seltenen Grad der Beobachtungsgabe besitzt, die vollkommen sichere Mitteilung, daß das letzte Wasserbecken des Tarim ein Süßwassersee ist. Es müssen daher besondere Umstände vorhanden sein, welche diesem scheinbaren Zwiespalt zugrunde liegen.

Man sollte, fährt von Richthofen fort, annehmen können, daß sich bei der geringsten Verdunstung im Winter das süße Wasser über das salzige lagerte; aber gegen diese Annahme spricht die geringe Tiefe des Sees. Eine andere Erklärung ist, daß der Tarim, der seinen Lauf und seine Lage oft ändert, sein früheres Reservoir verlassen habe und sich nun in das jetzige ergösse, das dann von verhältnismäßig unbedeutendem Alter wäre.

„Eine dritte Erklärung, welche das größte Maß von Wahrscheinlichkeit haben dürfte, beruht in der Möglichkeit, daß neben den beiden, von Prschewalskij beobachteten Wasserbecken (Kara-buran und Kara-kurtschin) noch mindestens ein anderes vorhanden ist, in welches ein vom Tarim abgezweigter Kanal mündet."

Auf der chinesischen Karte ist kein südlicher Lauf des Tarim angegeben, wohl aber ein großer See, der vom 41. Grad nördlicher Breite durchschnitten wird. Er liegt also in der Verlängerung des Tarim und heißt auf der Karte Lop-nor. Hierfür spricht unter anderem der Umstand, daß Prschewalskij dort nicht den Namen Lop-nor in Gebrauch fand; dagegen hörte er ihn gerade an dem Teile des Tarim, in dessen Osten der eigentliche Lop-nor liegen muß.

Ein anderes wichtiges Argument ist, daß der Tarim bei der Mündung des Ugen-darja eine Breite von 300 bis 360 Fuß und einen reißenden Lauf, aber unterhalb des Vereinigungspunktes aller Flußarme nur 180 bis 210 Fuß Breite und einen wenig schnellen Lauf hat. Da Prschewalskij nun zwischen diesen Armen reiste, ist es möglich, daß die östlichsten von ihnen einen Teil ihres Wassers durch einen Kanal nach Osten in die unzugängliche Salzwüste senden, und daß der Reisende diesen Kanal übersehen hat.

Richthofen schließt seine Untersuchung mit den Worten:

„So hoch wir dasjenige anschlagen müssen, was Prschewalskij für die Erforschung des Lop-nor getan hat, können wir somit das Problem, für das er sich so großen Mühseligkeiten unterzogen hat, noch nicht als vollkommen gelöst betrachten." —

Die Europäer, die nach Prschewalskij den Lop-nor besucht haben, Carey und Dalgleish, der Prinz von Orléans und Bonvalot, Pjewzoff mit seinen beiden Offizieren und der Geologe Bogdanowitsch, schließlich Littledale mit seiner Frau, sind alle in den Fußspuren des großen russischen Generals gewandert. Mit Ausnahme von Pjewzoff haben

sie daher die gewissenhafte, meisterliche Beschreibung dieser Gegenden, die Prschewalskij schon auf seiner ersten Lop-nor-Reise (1876—77) geschrieben und bei seinem zweiten Besuche im Frühling 1885 vervollständigt hatte, nicht in nennenswertem Grade ergänzen können.

Sollte nun ich etwas finden können, was die anderen noch nicht gesehen, und sollte ich, wie es mein Wunsch war, Gelegenheit erhalten, die Streitfrage zwischen Prschewalskij und Richthofen zu erledigen, so mußte ich vor allem den Weg vermeiden, den meine Vorgänger gegangen waren. Statt dessen mußte ich die Gegenden aufsuchen, wo der alte Lop-nor nach den chinesischen Angaben und nach Richthofen gelegen haben mußte. —

Allerdings stellten sich der Ausführung meines Planes zur Lösung des vielumstrittenen Problems verschiedene Schwierigkeiten in den Weg. In Chotan hatte ich nicht im entferntesten daran gedacht, diesen ungeheuren Bogen von 2000 Kilometer zu machen, und wir hatten uns darum nur für einen Marsch von 50 Tagen ausgerüstet. Am schlimmsten war, daß ich keine einzige Karte vom Lop-nor mitgenommen hatte und daß mein großer chinesischer Paß noch in Chotan lag.

Der dortige Amban hatte mir indessen glücklicherweise einen kleinen, für die Provinz Chotan geltenden Lokalpaß mitgegeben, ein Papier, das ich für wertlos hielt, da wir ja nur durch die Wüste ziehen wollten, das sich später aber als unschätzbar erwies. Im Vergleich mit diesen Mängeln waren es Bagatellen, daß wir nur Winterkleider und Filzstiefel hatten und daß meine Zeichen- und Schreibbücher, Stahlfedern, Tee und Tabak beinahe zu Ende waren.

Aber Not kennt kein Gebot. Prschewalskijs Karte vom Lop-nor kannte ich auswendig, und ich wollte ja überdies die alten Karten der Lop-nor-Gegend einer gründlichen Revision unterwerfen. Ich würde eben jede Berührung mit chinesischen Mandarinen vermeiden, die auf die dumme Idee verfallen könnten, nach meinem Passe zu fragen. Leichte Sommeranzüge würden wir uns in Korla selbst zurechtschneidern können, wo wir im Basare auch Lederstiefel kauften. In Schah-jar gab es nur schlechtes Papier, aber die Aufzeichnungen und Skizzen, die darauf gemacht wurden, wurden deshalb nicht weniger wichtig.

Kok-tschai (grüner Tee) war zu haben, und der chinesische Tabak, der mit übelriechendem Öl und Tonpulver von einem chinesischen Berge vermischt ist, was ihm die rechte Würze geben soll, war im Notfall in einer chinesischen Wasserpfeife genießbar. Weizenmehl, Reis, Brot, Eier und Zucker besorgte Islam, die Packsättel der Kamele wurden repariert, und nachdem wir uns zwei Tage in Schah-jar ausgeruht hatten, fühlten wir uns zu einer neuen Exkursion gerüstet.

Schah-jar (Terrasse des Königs) wird von einem Bek, zwei Minbaschis und mehreren Jus-baschis verwaltet. Der erstere, Temir Bek, „der eiserne Häuptling", behandelte mich sehr von oben herab, weil ich keinen Paß hatte, versuchte, mich am Weiterreisen zu verhindern, und verbot seinen Untergebenen, mir den Weg zu zeigen. Wir überlisteten ihn jedoch, dank der Zauberkraft des chinesischen Silbers.

Ich werde den Leser nicht durch eine ausführliche Schilderung unserer Wanderung durch die Wälder des Tarim ermüden. Aber um einen, wenn auch nur flüchtigen Begriff von dieser Gegend zu geben, will ich doch einige Episoden anführen.

Am 26. Februar verließen wir Schah-jar mit den drei Kamelen und vier Leuten. Aus dem Kulturgürtel der Stadt gelangt man auf große Steppen hinaus, wo es Herden und Hirten in Menge gibt. Wir gingen nach Südosten und kamen an den Tarim, der hier Ugen-darja genannt wird; später führte unser Kurs mehrere Tage beinahe gerade nach Osten zwischen diesem Flusse und dem Intschikke-darja (der schmale Fluß).

Am 27. Februar wanderten wir bald durch den Wald, bald über offene Felder mit Hirtenlagern nach der Waldgegend Jollbars-baschi (Anfang des Vorkommens der Tiger), wo wir in einer Sattma übernachteten. Ein Hirte teilte uns mit, daß der Atschik-darja hier Arka-darja (der hintere Fluß) genannt werde und nur im Sommer Wasser führe, das mehrere Tagereisen weit nach Osten fließe, um schließlich im Sande zu verschwinden.

Südlich von diesem Flusse seien wilde Kamele nicht selten. Und tief drinnen in der Wüste gebe es Ruinen von einer Stadt, die niemand gesehen, von deren Dasein man aber gehört habe. Sie werde Schar-i-köttek (die Stadt im toten Walde) genannt. Man nenne sie auch Schar-i-katak, ein Name, der in der Wüste zwischen dem Jarkent- und dem Kaschgar-darja ebenfalls spukt.

28. Februar. Schon vom Atschik-darja an hatten wir täglich eine Menge Wildgänse gesehen, aber bei dem heutigen Nachtlager, einer verlassenen Sattma auf einem offenen Platze im Walde, waren sie zahlreicher als gewöhnlich. Alle drei bis vier Minuten sauste eine Schar von 30 bis 50 vorbei, direkt nach Osten, wo ihr Ziel wahrscheinlich der Lop-nor war.

Manchmal kamen kleine Scharen von vier oder fünf Gänsen, die vermutlich Nachzügler waren. Solange die Sonne noch am Himmel stand, flogen sie so hoch, daß sie nur wie kleine, schwarze Punkte aussahen, aber nach Sonnenuntergang hielten sich die meisten Scharen nur einige zehn Meter über dem Boden und schienen oft die Kronen der Pappeln zu streifen. Bisweilen ließen sie ein leises Geschrei hören, als ob sie sich über einen passenden Lagerplatz berieten. Andere Scharen dagegen blieben auch nachts

in bedeutender Höhe. Diejenigen, welche niedrig flogen, hatten entschieden eine längere Reise gemacht als die anderen und gedachten sich bald herabzulassen.

Bewundernswert sind diese Wildgänse, die die Geographie des Landes so gut kennen, als benutzten sie die vorzüglichsten Karten und Instrumente. Sie flogen stets in einer Reihe, folgten ein und derselben Linie, sausten an denselben Pappeln vorbei nach derselben Richtung hin. Wenn man sie in der Ferne schreien hörte, wußte man genau, bei welchem Baumzweige die erste des Zuges sichtbar werden würde.

Ihr Ortssinn ist geradezu staunenerregend. Sie haben gewiß auf dem ganzen Wege unzählige Merkzeichen. Schon lange, ehe sie sich herablassen, senken sie sich, wenn sie merken, daß der Lagerplatz nicht mehr weit entfernt ist. Einmal im Jahre machen sie die Reise von Indien nach Sibirien hin und zurück, eine Reise, die für einen Menschen ein ganzes Jahr erfordern und die viele Mühe kosten würde.

Die ganze Gegend, die wir jetzt bereisten, wird mit dem gemeinsamen Namen Ugen bezeichnet. Es hat aber jede Sattma mit dem sie umgebenden Waldgebiete und ihren Weiden ihren besonderen Namen.

Jeder Tagemarsch bereicherte unsere Kenntnis von dem verwickelten Flußsystem und seinem Charakter. Der Hauptfluß fließt nicht immer in einem Bette, sondern teilt sich auf seinem gewundenen Laufe durch die Wälder. Bei Dung-sattma heißt der Jarkent-darja auch Jumulag-darja (der runde) und sein linker Arm Ugen-darja. In der Benennung herrscht jedoch große Verwirrung, da derselbe Fluß in verschiedenen Waldgegenden verschiedene Namen hat.

Es ist kein leichtes Ding, durch diese dichten Wälder und durch Felder, auf denen das Schilf 3 Meter Höhe hat, hindurchzufinden. Aber glücklicherweise hatten wir an Islam Achun aus Schah-jar einen zuverlässigen Führer.

Am 2. März lagerten wir am Ufer des Ugen-darja, der jetzt ganz schmal war, am folgenden Abend wieder am Intschikke-darja, dessen schon offenes, blaues klares Wasser mit kaum merkbarer Bewegung in einem tiefen, engen Bette floß.

Am 6. März richteten wir in Begleitung eines der Hirten von Tschong-tokai unsern Kurs nach Nordosten. Der Wald lichtet sich und geht in zerstreut stehende Tamarisken und Saksaulsträucher über, die auf Kegeln wachsen, deren Gerüst von den Wurzeln der Pflanzen gebildet wird. Hier und da treten kleine Dünen auf, und ehe der Tagemarsch sein Ende erreicht hat, sind wir mitten in einer Sandwüste.

Dieses Stück Wüste, das sich bis in die Nachbarschaft des Kontsche-darja erstreckt und gegen das Land südlich von Kutscha hin schmäler wird,

hat keinen besonderen Namen, sondern wird gewöhnlich nur „Kum" (Sandwüste) oder „Tschöll" (die wüste Ebene) genannt. Auch hier wurde von dem Vorhandensein ehemaliger Städte gesprochen, aber die Angaben waren ebenso unbestimmt wie früher, und das einzige, was wir fanden, waren die Klinge eines Steinmessers und Scherben von gebrannten Tongefäßen.

Am nächsten Tage durchzogen wir den Rest der Wüste und traten wieder in dichten Pappelwald ein. Wir hatten hier den 9 Meter breiten, 3 Meter tiefen Flußarm Tschartschak zu passieren, über den eine Brücke führte. Sie bestand aus schwankenden Baumstämmen, die 3 Meter über der Wasserfläche schwebten.

Die beiden großen Kamele gingen, wie gewöhnlich, ruhig und sicher hinüber, obgleich die Brücke unter ihnen schwankte; aber das jüngste, das uns oft Verdruß machte, ließ sich weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen, einen Fuß auf die Brücke zu setzen. Wie ein Holzklotz blieb es stehen und kümmerte sich weder um den hart angezogenen Strick in der Oberlippe, noch um die Knüppel, die auf seinen Seiten tanzten (Abb. 67). Wir mußten daher einen Umweg machen und den Fluß weiter unten überschreiten, wo das widerspenstige Kamel mit zwei plumpen Sprüngen über eine vertrauenerweckendere Brücke eilte.

Am 10. März ritten wir endlich in Korla ein. Unsere drei Kamele, die an die Ruhe und Stille der Einöde gewöhnt waren, scheuten bei dem Lärm und Getöse in den engen Straßen, wo uns eine Knabenschar lachend und schreiend auf den Fersen folgte und sich unbeschreiblich über mich amüsierte, der auf dem hohen Kamel ohne Zweifel ein bißchen komisch aussah.

Was mich in Korla besonders interessierte, war, daß es an dem Flusse Kontsche- oder Korla-darja liegt, der aus dem Bagrasch-köll* kommt, dem größten See des innersten Asiens, gegen den der Lop-nor nur ein erbärmlicher Sumpf ist.

Am 11. März maß ich die Wassermenge des Kontsche-darja und fand, daß sie 71,7 Kubikmeter in der Sekunde betrug. Ich wunderte mich darüber, daß die Balkenbrücke, die in der Stadt über den Fluß führt, beinahe die Wasserfläche berührte. Wir befanden uns ja noch im Anfange des Frühlings, wo alle Flüsse von Ostturkestan ihren niedrigsten Wasserstand zu haben pflegen und einige von ihnen, wie der Chotan-darja, sogar austrocknen.

Vermutlich dürfte dasselbe Verhältnis bei dem Korlaflusse herrschen, d. h. das Hochwasser im Spätsommer kommen. Dann aber würde diese Brücke wie ein Streichholz mit fortgerissen und der Verkehr auf dem wichtigen Karawanenwege unterbrochen werden. Dies war undenkbar.

---

* Köll ist dasselbe Wort wie Kul und bedeutet See.

Man klärte mich denn auch auf, daß der Fluß stets denselben Wasserstand habe, und daß der Umfang, in dem sein Wasserstand sich hebe und falle, fast nie zwei Finger Breite übersteige.

Da hinzukommt, daß der Fluß, im Gegensatz zu allen anderen im Lande, kristallklares Wasser vom herrlichsten Blau hat, lag die Vermutung nahe, daß er in einem besonderen Verhältnis zum Bagrasch-köll stehen müsse. Rechnet man die verschwindend unbedeutenden, gelegentlichen Regengüsse ab, die in diesen See ab- und zuströmen, so empfängt dieser nur einen einzigen Zufluß, dafür aber einen von um so gewaltigeren Dimensionen: die Pulsader des ganzen Juldustales, die den mongolischen Namen Chaidu- oder Hädik-gol führt und von den Mohammedanern Kara-schahr-darjasi genannt wird.

Dieser Fluß hat dieselben Charakterzüge wie die Flüsse von Osttürkestan: im Sommer wälzt er ungeheure, von mitgeschwemmtem Schlamm getrübte Wassermassen in seinem Bette hinunter. Im Herbst und Frühling ist er mittelgroß, erreicht im Winter sein Minimum und überzieht sich, wie der See, mit einer dicken Eisdecke.

Dieses hydrographische Problem war so verlockend, daß ich es nicht unterlassen konnte, eine Exkursion nach Kara-schahr zu machen, das am linken Ufer des Hädik-gol liegt. Der Umstand, daß dort ein mächtiger Amban regierte und ich keinen Paß hatte, konnte mich davon nicht abschrecken.

Am 12. März ritt ich dorthin, nur von Kul Mohammed begleitet, während Islam Bai und Kerim Dschan in Korla zurückblieben, um nach den Kamelen und dem Gepäck zu sehen. Wir legten die 60 Kilometer in starkem Trab in sechs Stunden zurück.

Wir kamen nach Kara-schahr gerade zur Zeit des Eisgangs, wenn die Mongolen oder Kalmücken, wie die Mohammedaner sie nennen, ihre Prahme ins Wasser bringen, um Reisende und Karawanen über den Fluß zu setzen. Wir hatten also auch hier vorzügliche Gelegenheit, die Wassermenge zu messen. Sie betrug am 14. März 53,5 Kubikmeter in der Sekunde, d. h. während dieser Tage strömten jede Sekunde 18 Kubikmeter Wasser mehr aus dem See heraus als in ihn hinein.

Nach den Wasserstandzeichen vom vorigen Sommer konnte ich eine annähernde Berechnung machen und aus der ganzen Beschreibung, die mir die Fährleute von dem jährlichen Gange des Flusses gaben, ersah ich, daß im Laufe eines Jahres ungefähr 2 Milliarden Kubikmeter mehr hineinals herausströmen. Dieses Verhältnis kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß der Lop-nor, der wohl mindestens ebensoviel Wasser aufnimmt, keinen Tropfen davon auf andere Weise hergibt als durch die Verdunstung und Versickerung in den Boden. Die Verdunstung ist jedoch der

wichtigste Faktor in einem Klima, wo die relative Feuchtigkeit der Luft so unbedeutend ist.

Merkwürdiger erscheint mir, daß der See im Winter mehr Wasser hergibt, als er aufnimmt. Dies dürfte davon herrühren, daß das bedeutende Bassin, welches das Land zwischen dem Tien-schan und dem Kurruk-tag füllt und drei Tagesritte lang, sowie einen Tagesritt breit ist, ein Regulator ist.

Kara-schahr (die schwarze Stadt) verdient ihren Namen, denn sie zeichnet sich durch größeren Reichtum an Schmutz aus als die anderen Städte im innersten Asien. Ihre Lage auf der flachen, unfruchtbaren Ebene am linken Ufer des Flusses hat nichts Interessantes. Aber es ist eine große Stadt, mehrfach so groß wie Korla. Es ist zugleich der Stapelplatz für den Lokalhandel in diesem Teile des Landes.

Meiner Ansicht nach erforderte es die Höflichkeit, daß ich Hven Darin, dem Amban von Kara-schahr, einen Besuch abstattete, und ganz ruhig betrat ich mit meinem für Chotan geltenden Passe sein Jamen. Er war ein kleiner, sechzigjähriger, weißbärtiger Mann mit lächelnder Miene. Er empfing mich außerordentlich freundlich und artig und setzte mir Tee, Backwerk und eine Pfeife vor. Ich erzählte ihm durch Vermittelung eines Turkidolmetschers, wie ich hierher gekommen, und als ich mein Bedauern darüber aussprach, daß ich keinen Paß bei mir hätte, sagte er liebenswürdig wie ein Franzose: „Ihr seid ja unser Freund und unser Gast; Ihr braucht keinen Paß; Ihr seid selbst Euer eigener Paß.“ Wahrscheinlich fand Hven Darin, daß ich für den Frieden im Lande nicht sonderlich gefährlich aussah. Darauf ließ er mir einen für die Provinz gültigen Lokalpaß ausstellen.

Noch eine Episode von dem Aufenthalt in diesen Gegenden möchte ich anführen. Als wir am 15. März nach Korla zurückkehrten, erzählte Islam Bai, daß er vor zwei Tagen an einem Ladentisch im Basar gesessen und sich mit einem Andischaner Kaufmann unterhalten habe, als fünf chinesische Soldaten vorbeiritten, deren Anführer ein Sinnbild der Herrschaft und der Macht des Kaisers Kuang Tsü auf einer Stange getragen habe. Nun ist es Sitte, daß wenn dieses Ding im Basar oder sonstwo herumgetragen wird, sich alle erheben und alle Reiter absitzen und ihm wie Geßlers Hut eine Reverenz machen, um so ihren Untertanengehorsam zu erkennen zu geben.

Islam Bai hatte geglaubt, daß er als russischer Untertan es nicht nötig habe aufzustehen, und war sitzen geblieben. Da hatten die Soldaten haltgemacht, waren abgesessen, hatten ihn ergriffen, ihm den Tschapan ausgezogen, und während vier ihn mit ausgestreckten Armen festgehalten hatten, war er vom fünften geprügelt worden, bis ihm das Blut vom Rücken herunterfloß.

Teils um meinem Leibdiener Genugtuung zu verschaffen, teils auch um das europäische Prestige zu wahren, schrieb ich sofort nach meiner Ankunft in Korla an Li Daloi, den Befehlshaber der Soldaten, einen Brief folgenden Inhalts:

„Während meiner Abwesenheit haben Ihre Soldaten meinen Diener, der russischer Untertan ist, geprügelt. Können Sie mir ein Übereinkommen zwischen Rußland und China zeigen, das chinesischen Soldaten ein solches Recht zugesteht, so lasse ich die Sache auf sich beruhen; wenn nicht, so fordere ich, daß Sie die Gewalttäter arretieren und auf einem öffentlichen Platze hier in der Stadt bestrafen lassen. Tun Sie auch dies nicht, so telegraphiere ich die ganze Geschichte von Kara-schahr aus sowohl an den russischen Konsul in Urumtschi, wie an Fu Tai (den Generalgouverneur von Ostturkestan, der in Urumtschi seinen Sitz hat)."

Die Wirkung war augenblicklich und großartig. Li Daloi kam sofort zu mir und versprach beinahe weinend, meine Forderung zu erfüllen. Darauf verschwand er, kehrte aber bald mit dem Bescheid zurück, daß der Schuldige nicht zu entdecken sei und kein Mensch etwas von der Angelegenheit wisse. Islam mußte seinen Rücken zeigen und gab an, daß derjenige, der die Peitsche geschwungen, auf der linken Wange eine tiefe Narbe gehabt habe.

Auf mein dringendes Verlangen wurde nun die ganze Mannschaft nach dem Hofe der Andischaner Karawanserai, in der wir wohnten, kommandiert.

„Hier haben wir ihn!" rief Islam, als der Narbenmann antrat, packte ihn beim Kragen und stieß ihn zu Li Daloi hin. Nun trat dieser mit rühmenswerter Kraft auf und kommandierte wie der Blitz. Die jetzt folgende Szene werden die Bewohner von Korla, die sich in den Hof gedrängt und auch auf den Nachbardächern Platz genommen hatten, nicht so bald vergessen.

Der Delinquent lag auf dem Boden; zwei Kameraden hielten ihn an den Armen, zwei an den Beinen und ein fünfter befreite den unteren Teil seiner Person von seiner Hülle, worauf der Mann auf dieselbe Weise abgestraft wurde, wie er Islam behandelt hatte. Nach einer Weile erklärte ich, daß er genug bekommen habe und die beiden Trachten Prügel einander entsprächen.

Dieser Auftritt war durchaus nicht ansprechend oder angenehm. Ich ziehe gern friedlich und still im Lande umher, aber ich konnte doch nicht ein Auge zudrücken, wenn einer meiner Leute unschuldig mißhandelt wurde!

Als ich später zu Li Daloi ging, um ihm für sein Entgegenkommen zu danken, wurde mir eine gewisse Aufmerksamkeit erwiesen. Man machte mir auf den Straßen Platz, und die Buben wagten es nicht mehr, über

mich zu lachen. Ich hatte die ganze Zeit über an eins nicht gedacht, was Li Daloi glücklicherweise auch nicht in den Sinn kam. Wäre er schlau gewesen, so hätte er, als ich meine Forderung stellte, meinen Paß und ein Zeugnis, daß Islam wirklich russischer Untertan war, verlangen können, und was hätte ich dann antworten sollen? Dann wäre ich es gewesen, der hätte höflich sein müssen.

Die mohammedanische Stadt wird von drei Beks verwaltet, von denen einer, ein alter Weißbart, vor fast vierzig Jahren in Kaschgar unter Wali Khan Tura, der Adolf Schlagintweit am 26. August 1857 in Kaschgar ermorden ließ, gedient und auch bei Jakub Bek in Gunst gestanden hatte. Kul Mohammed, der Aksakal der Andischaner, hatte viele Jahre in Korla Handel getrieben und sich dort aufgehalten, als Jakub Bek, der mit 6000 Mann einen Angriff der Chinesen erwartete, am 31. Mai 1877 in der Stadt getötet wurde.

Er gab von diesem Morde eine andere Version als die gewöhnliche. Der Eroberer wollte abends mit seinem Vertrauten, dem mächtigen Nias Hakim Bek von Chotan, demselben, der auf des Fürsten Befehl die oben erwähnten Karawanserais Kosch-lenger und Tschullak-lenger erbaute, Tee trinken. Nias Bek, der sich mit seinem Herrn überworfen hatte, mischte Gift in den Tee, das in kurzer Zeit die beabsichtigte Wirkung tat.

68. Fähre über den Kontsche-darja. (S. 82.)

69. Vertreibung der Mücken durch Anzünden eines Schilffeldes. (S. 90.)

Elftes Kapitel.

Der alte Lop-nor.

In Korla verstärkten wir die Karawane durch zwei Pferde, füllten die Proviantkisten wieder und fanden zwei vortreffliche Führer, die uns nach Tikkenlik führten, einem Dörfchen an dem Punkte, wo der untere Kontsche-darja zwei Abzweigungen des Tarimflusses aufnimmt.

Drei Wege führen dorthin; der eine geht am Kontsche-darja entlang, der zweite längs des Fußes der Bergkette Kurruk-tag (das trockene Gebirge) und der dritte zwischen beiden durch Sand- und Steinwüste.

Der erste war schon bekannt. Ich wählte den letzten und entdeckte auf meinem Zuge zwei alte, aber gut erhaltene chinesische Festungen und eine ganze Reihe von Potais oder hohen Pyramiden aus Holz und Ton, die die Entfernungen in chinesischen Li angeben.

Diese Entdeckung war von großem Interesse, denn sie zeigte, daß es hier in alten Zeiten eine bedeutende Heerstraße von Korla nach — ja, wohin? — gegeben hatte. In der südöstlichen Verlängerung des Weges liegt jetzt nur die Sandwüste; aber früher lag hier in $40^1/_2$ Grad nördlicher Breite der alte Lop-nor, wie er auf chinesischen Karten angegeben ist! Später sollte ich auf dieser interessanten Reise Gelegenheit finden, dies mit geologischen und hydrographischen Beweisen zu bestätigen.

Der obenerwähnte Weg führte also unzweifelhaft nach dem ehemaligen Lop-nor, und nachdem der See infolge von Ursachen, die ich weiter unten anführen werde, ausgetrocknet war, wurde diese Straße verlassen. Doch daß sie von Bedeutung gewesen, beweisen diese Potais; denn noch heute machen sich die Chinesen nicht die Mühe, sie auf anderen als auf den wichtigsten Karawanenwegen zu errichten.

Auf seinem Zuge nach dem Lop-nor war Prschewalskij auf der Hauptstraße zwischen dem unteren Tarim und dem Kontsche-darja gereist und konnte also unmöglich erkunden, ob es weiter östlich einen See oder die Reste eines Sees gab oder nicht. Um diese Frage entscheiden zu können, mußte man unbedingt östlich vom Kontsche-darja ziehen, von dem ein Arm nach dem alten Lop-nor gehen konnte. In der Polemik, die, wie ich II, S. 70 erwähnt habe, zwischen ihm und Freiherrn von Richthofen geführt wurde, hatten, wie ich bald beweisen werde, beide Parteien recht. —

Mit frohem Mut und voll Hoffnung auf Erfolg verließ ich am 31. März das Dorf Tikkenlik und zog direkt nach Osten. Meine Begleiter waren Islam Bai, Kerim Dschan und zwei in der Gegend gut bewanderte Leute. Schon in Tikkenlik hatten mir diese erzählt, daß es weit im Osten eine ganze Kette von Seen gebe.

Wir fanden zunächst, daß der Kontsche-darja sich nördlich von Tikkenlik in einen sumpfartigen See, Maltak-köll genannt, ergießt (Abb. 68). Ein großer Teil der Wassermenge des Kontsche verläßt diesen See wieder, vereinigt sich mit den beiden vom Tarim kommenden Bifurkationsarmen Kok-ala und fließt dann unter dem Namen Kuntschek-kisch-tarim (der östliche Strom) teils nach dem See Tschivillik-köll und von dort nach dem Tarim, teils direkt nach diesem Flusse, den er bei der Fährstelle Arghan (Prschewalskijs Airilghan) erreicht, nachdem er einen großen Teil seiner Wassermenge durch Verdunstung verloren hat.

Der Rest des Wassers des Kontsche-darja fließt unter dem Namen Ilek (der Fluß) nach Ostsüdosten, und groß war meine Befriedigung, als wir am 4. April, nachdem wir drei Tage lang dem linken Ufer des Flusses gefolgt waren, fanden, daß er, ganz wie die Chinesen und Richthofen es haben wollen, in einen langgestreckten See mündet, an dessen östlicher Uferlinie wir volle drei Tage entlang zogen.

Der See ist jetzt beinahe vollständig mit Kamisch zugewachsen, aber vor einigen Jahren hatten die Lopmänner noch dort gefischt. Sie haben besondere Namen für die verschiedenen Teile des Sees und teilen ihn in die vier Becken: Avullu-köll, Kara-köll, Tajek-köll und Arka-köll, ein. In Wirklichkeit ist es nur ein See, der an einigen Stellen durch vorspringende Halbinseln eingeschnürt wird.

Der See liegt, in Übereinstimmung mit dem Lop-nor der chinesischen Karten, ungefähr auf $40^1/_2$ Grad nördlicher Breite. Die Chinesen nennen das Land zwischen Tikkenlik und Arghan noch heute Lop-nor, ein Name, der an dem von Prschewalskij entdeckten See vollständig unbekannt ist.

Sowohl die Lopmänner selbst als auch die Bewohner von Ostturkestan im allgemeinen nennen dagegen, soweit sie es überhaupt kennen, das ganze Gebiet von dem Zusammenflusse des Ugen-darja mit dem Tarim bis nach Tscharchlik einfach Lop. Der von Prschewalskij gefundene See zerfällt in zwei Becken: Kara-buran und Kara-koschun (bei Prschewalskij Kara-kurtschin).

Was beim ersten Anblick des von mir entdeckten Sees wunderbar erscheint, ist, daß seine Längenrichtung von Norden nach Süden geht, während der Lop-nor der Chinesen sich von Westen nach Osten hinzieht. Doch auch dieses hat seine natürliche Erklärung. Erstens müssen wir bedenken, daß nahezu das ganze Lop-nor-Gebiet fast in einer und derselben Horizontal-

ebene liegt. Die hydrographischen Verhältnisse müssen daher gegen die geringsten Niveauveränderungen empfindlich sein.

An solchen Veränderungen arbeiten unaufhörlich vor allem zwei Faktoren: die herrschenden Winde und der vom Tarim mitgeführte Schlamm. Die Winde kommen im ganzen Lopgebiete aus Osten und Ostnordosten, und im März, April und Mai sind Sandstürme aus dieser Richtung häufig. Während unseres Aufenthalts am See befand sich die Atmosphäre allerdings im Gleichgewicht, aber wir hatten den See kaum verlassen, als auch schon ein Buran begann, der mit nur wenigen Tagen Pause während unseres ganzen Besuchs in diesen Gegenden tobte.

Man kann sich denken, welche Quelle unwiderstehlicher Kraft diese beständig wiederkehrenden Frühjahrsstürme sind. Sie drücken und pressen die Seen ordentlich nach Westen, während der Flugsand zugleich ihre Becken auszufüllen strebt.

Daß der alte Lop-nor sich früher auch nach Osten hingezogen hat, geht noch aus folgendem hervor:

An das ganze Ostufer schmiegt sich ein Gürtel von kleinen Salzlagunen, Tümpeln und Morästen, die in jüngstvergangener Zeit durch den vorrückenden Flugsand vom See abgeschnürt worden sind.

Längs desselben Ufers finden wir auch einen schmalen Waldgürtel, größtenteils aus Pappeln und Tamarisken bestehend, in dem wir drei Entwickelungsstadien unterscheiden konnten: in der östlich vom See liegenden Sandwüste toten Wald, zwischen den am weitesten nach Westen vorgeschobenen Dünen prächtige, grüne Stämme und schließlich an der Uferlinie selbst junges, zartes Gebüsch.

Hieraus ersehen wir, daß der Wald, der, um leben zu können, des Wassers bedarf, dem See auf seiner Wanderung nach Westen folgt und daß die Pappeln, deren abgestorbene Stämme sich jetzt im Osten inmitten lauter vorrückender Sanddünen befinden, einst am Ufer gestanden und ihre Nahrung aus dem See erhalten haben.

Dieser langgestreckte See besteht also ohne Zweifel aus den Resten des ehemaligen Lop-nor. Aus seinem Südende, Arka-köll (der hintere See), tritt der Ilek wieder heraus und schiebt sein Bett in den wildesten Krümmungen und Bogen nach Süden vor, wobei er die Ruinen der alten chinesischen Festung Merdek-schahr im Osten 5 Kilometer abseits liegen läßt.

Darauf bildet der Fluß wieder eine ganze Reihe von Seebecken, deren größte Sadak-köll und Nias-köll sind, so genannt nach zwei Lopmännern, die dort ihre Hütten haben. Bei Schirge-tschappgan vereinigt sich der Fluß wieder mit dem Tarim.

Nun ist zu bemerken, daß es erst neun Jahre her ist, seit diese Seenkette durch Bifurkationsarme vom Tarim mit Wasser gefüllt wurde. Vorher

war hier Wüste. Doch auch damals waren alle diese Seebecken und Flußbetten vorhanden, in deren tiefsten Stellen Salztümpel standen, aus denen die wilden Kamele tranken. Wenn also Prschewalskij nach der Rückkehr von seiner zweiten Reise nach dem Lop-nor im Jahre 1885 das Vorhandensein eines Sees östlich vom Tarim bestritt, hatte er durch einen Zufall recht, denn erst drei Jahre später füllten sich die ausgetrockneten Betten wieder mit Wasser. Doch noch mehr recht hatte Richthofen, der gerade in dieser Gegend das Vorhandensein eines Sees ahnte, eines Sees, der auch existierte, obgleich er sich momentan in einer Periode der Austrocknung befand.

Der südliche Lop-nor — denn wir können hier den Namen beibehalten, der sich auf den europäischen Karten eingebürgert hat — war zu Prschewalskijs Zeit ein recht bedeutender See, und von dem Dorfe Abdall aus konnte der Forscher eine lange Bootfahrt nach Osten nach dem Fischerdorfe Kara-koschun machen.

Als ich $11\frac{1}{2}$ Jahre später ebenfalls von Abdall aus eine solche Bootfahrt unternahm, konnte man durch das Schilf nur zwei Tagereisen weit nach Osten kommen, und auch dies nur mit Schwierigkeit, und das alte Kara-koschun stand verlassen, seitdem der See vollständig zugewachsen war.

Der Kara-buran war zu Prschewalskijs Zeit ebenfalls ein großer, offener See, an dessen Ufer man am Meere zu stehen glaubte, weil man den gegenüberliegenden Strand nicht sah. Auch sein Name gibt an, daß die „schwarzen Stürme" sich hier besonders geltend machten. Und nun fand ich, als ich auf dem Strome längs des rechten Ufers ruderte, von dem Kara-buran nur noch einen unbedeutenden Rest, einen kleinen See, der vom Tarim derartig verschlammt worden ist, daß nicht einmal flachgehende Kähne darauf fahren können.

Im Sommer ist dieser Rest ganz vom Tarim und dem Tschertschendarja abgeschnürt. Das Wasser wird daher schnell salzig, bis es im Spätsommer ganz verdunstet und üppigen Weiden Platz macht, auf denen die Bewohner von Tscharchlik ihre Schafe und Kühe grasen lassen. Als wir Ende April von Abdall nach Tscharchlik ritten, kreuzten wir auf trockenem Alluvialboden eine bedeutende Strecke des Gebietes, das zu Prschewalskijs Zeit von dem Wasser des Kara-buran überschwemmt gewesen war.

Der Tarim führt mit einem Worte dem südlichen Lop-nor jetzt bedeutend weniger Wasser zu, als er zu Prschewalskijs Zeit tat. Diese Beobachtung machte schon Prinz Henri von Orléans, der nur vier Jahre nach dem russischen General die Gegend besucht hatte, und wir finden also hierin eine weitere Stütze für die Ansicht, daß der See sich gegenwärtig in einer Periode der Abnahme befindet.

Schon von dem Punkte an, wo der Fluß bei Tscheggelik-ui nach Ostnordosten abbiegt, nimmt seine Wassermenge erstaunlich rasch ab. Dazu

DIE VERÄNDERUNGEN DES LOP-NOR.

Nach Dr. Sven Hedin in „Petermanns Mitteilungen“ 1896.

Maßstab 1:5000000. 50 0 50 100 Kilometer.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt. Leipzig.

tragen vor allem die kleinen, flachen Uferseen bei, die teils natürlich entstanden, teils des Fischfanges wegen künstlich angelegt sind. Das Wasser steht darin still und verdunstet. Sie lassen dem Fluß unausgesetzt zur Ader.

Nachdem wir gefunden, daß die Reste des alten Lop-nor-Beckens in den letzten neun Jahren wieder mit Wasser gefüllt worden sind, der neue Lop-nor dagegen während der letzten zwölf Jahre zu einer Vereinigung von Sümpfen zusammengeschrumpft ist, sind wir nicht allein berechtigt, sondern werden von den Tatsachen förmlich dazu gezwungen, zu behaupten, daß die beiden Gewässer in einem außerordentlich intimen Wechselverhältnisse zueinander stehen, mit anderen Worten, daß der nördliche Lop-nor wächst, wenn der südliche einschrumpft, und umgekehrt.

Ich kann nicht unterlassen, an einige weitere Beweise für die Richtigkeit der Theorie, daß die südlichen, von Prschewalskij entdeckten Seen sich, geologisch gesprochen, erst gestern gebildet haben, zu erinnern.

An allen Flüssen Ostturkestans, die sich zum Tarim vereinen, wachsen dichte Pappelwälder. Da der Wald erst an den Punkten beginnt, wo die Nebenflüsse in die Ebene hinaustreten, gehört er ein und demselben klimatischen Gebiete an. Und da ein Fluß bei der geographischen Verbreitung einer Pflanze eins der sichersten Transportmittel ist, könnte man mit Recht erwarten, daß der Wald an dem Punkte, wo alle diese Flüsse sich zu einem einzigen vereinigen, am üppigsten sein müßte. Statt dessen finden wir, daß er an diesem Punkte auf einmal aufhört, und die letzten Exemplare der Populus diversifolia, die bei Tscheggelik-ui stehen, sind erst 30 Jahre alt, während an den Ufern des Karaburan und des Kara-koschun jede Spur von Wald, von altem wie von jungem, fehlt. Der See ist auf allen Seiten von Wüsten umgeben. Am nördlichen Lop-nor fand ich dagegen sowohl toten wie lebenden Wald. Die Erklärung dieser auffallenden Waldverteilung liegt auf der Hand. Der südliche Lop-nor ist so neuen Datums, daß der Wald sich noch nicht bis nach seinen Ufern hat hinziehen können.

Zu diesen rein physikalisch-geographischen Beweisen der Veränderung der Lage des Lop-nor kommen auch einige historische, zu deren besserem Verständnis ich auf die umstehenden vier Kärtchen verweise.

Die chinesischen Topographen, die nie etwas anderes in die Karte aufnehmen, als was sie selbst gesehen, haben in der nebengenannten großen Karte aus Wu-tschang-fu einen großen, von einigen kleineren umgebenen See in $40^1/_2$ Grad nördlicher Breite gezeichnet, also einen vollen Grad nördlicher, als der von Prschewalskij gefundene See lag.

Marco Polo besuchte vor 625 Jahren die „Stadt Lop", deren jetzt wohl dem Erdboden gleiche Ruinen wahrscheinlich direkt südlich vom Karaburan liegen. Hätte es damals einen See gegeben, so hätte der große venetianische Reisende ihn doch wohl sehen müssen. Es ist wahr, daß er

den Jarkent-darja, den Chotan-darja und den Tschertschen-darja auch nicht erwähnt, welche Flüsse er tatsächlich passiert hat. Aber es ist jedenfalls eine Tatsache, die hervorgehoben zu werden verdient, daß Marco Polo von einem See kein Wort sagt, dagegen ganz ausführlich über die Lopwüste schreibt, „die so groß ist, daß man ein ganzes Jahr braucht, um sie zu passieren".

Der alte Häuptling in Abdall, Kuntschekkan Bek, Prschewalskijs und mein besonderer Freund, ist schon über 80 Jahre alt. Sein Vater Dschehan Bek, sowie sein Großvater Numet Bek starben als Neunziger (die Würde eines Bek ist hier erblich). Kuntschekkan Bek erzählte mir, daß Numet Bek an einem großen See nördlich vom jetzigen Lop-nor wohnte, wo nun eitel Sandwüste liege. Als Numet ungefähr 25 Jahre alt gewesen, habe der südliche Lop-nor angefangen, sich zu bilden. Der Tarimfluß habe sich nämlich einen neuen Weg gesucht, während der nördlich gelegene See, an dessen Ufern Numet seine Jugend verlebt und in dem seine Vorfahren gefischt hatten, ausgetrocknet sei. Er habe den Ort Abdall gegründet, in dem seine Nachkommen noch wohnen. Dies muß sich nach meinen Berechnungen vor 179 Jahren, also um 1720 herum zugetragen haben.

Im Winter 1893—94 wurde die Lop-nor-Gegend von P. K. Kosloff besucht, der an einigen von Prschewalskijs und Pjewzoffs Reisen teilgenommen hatte. Er ging von Tikkenlik am linken Ufer des Kuntschekkisch-tarim abwärts und entdeckte den See Tschivillik-köll, den ich auf meiner Reise nur von ferne gesehen habe. Von Arghan aus machte er eine Fahrt nach dem See Sogot, der wahrscheinlich mit meinem Arka-köll identisch ist. Von hier aus ging er auf dem alten, gewöhnlichen Wege nach Abdall und folgte dann dem Südufer des Kara-koschun nach Nordosten.

Sowohl Kosloffs wie meine Untersuchungen in der Lop-nor-Gegend haben unsere Kenntnis von diesem Gebiete ein gutes Stück gefördert. Wir besitzen jetzt eine sehr genaue Karte davon, und unsere Entdeckungen haben die Prschewalskijs vervollständigt. Aber der Streit über den Lop-nor ist damit noch nicht zu Ende. Kosloff hat in einer Abhandlung („Der Lop-nor, im Anschluß an Sven Hedins Vortrag in der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft am 15./27. Oktober 1897") meine und Richthofens Ansichten über die Lage des alten chinesischen Lop-nor zu widerlegen gesucht. Mich hier ausführlich in dieses in hohem Grade interessante und lockende Problem einzulassen, verbieten mir Umfang und Zweck dieses Buches.

Inzwischen hat mein Kollege, der treffliche, enthusiastische Leutnant Kosloff, eine Polemik eröffnet, auf die ich mich mit Vergnügen einlassen werde. Dies wird der zweite Abschnitt der Lop-nor-Frage werden. Das Material haben wir schon, und es handelt sich jetzt nur darum, welche der beiden Seegruppen, die nördliche oder die südliche, die von mir oder die von Prschewalskij gefundene, älter ist, denn die ältere ist ohne Zweifel mit

dem Lop-nor der chinesischen Karten identisch. Wer von den Parteien recht bekommt, spielt keine Rolle, und ich hoffe, daß die Nationaleitelkeit dabei keine Gelegenheit erhalten wird, einen Druck auszuüben. Die Hauptsache ist und bleibt, der Wahrheit näher zu kommen; von diesem Gesichtspunkte aus ist eine Polemik stets gut.

An den Ufern des wandernden Sees haben wir also gelernt, daß das gigantische Flußsystem, das das ganze zentrale Becken Innerasiens bewässert, nicht hinreicht, um einen permanenten See im Herzen von Asien zu bilden. Der Kisil-su, der von den ewigen Schneefeldern des Terekdavan herabströmt; der Raskan-darja, den die Gletscher des östlichen Pamir, des Hindu-kusch und des nordwestlichen Tibet speisen und den wir nur mit Lebensgefahr passierten, als er 1895 noch im September 151 Kubikmeter Wasser in der Sekunde führte; der Chotan-darja, der die ganze Takla-makan-Wüste durchquert und die Sanddünen mit unwiderstehlicher Kraft beiseite schiebt, sie alle reichen dazu nicht aus.

Und sie vermögen es nicht einmal im Verein mit dem Ak-su-darja und dem Tauschkan-darja, den wir um dieselbe Zeit im Jahre vorher nur mit Hilfe von zehn Sutschis oder Wassermännern zu Pferde passieren konnten; mit dem Tschertschen-darja, der einen Teil des Schmelzwassers von Nordtibet in die Ebenen hinabführt und im Sommer so gewaltig ist, daß er den Weg zwischen Chotan und dem Lop-nor eine Zeitlang absperrt; auch nicht mit Hilfe des Kontsche-darja, in dessen Bett sich Winter und Sommer, Tag und Nacht, 72 Kubikmeter Wasser in der Sekunde dahinwälzen.

Bei Tscheggelik-ui fanden wir, daß der ganze vereinigte Fluß im April genau ebensoviel Wasser führte, wie der Nebenfluß Kontsche-darja allein in Korla gehabt hatte. Wo bleibt der Rest? Ein großer Teil des Kontsche-darja-Wassers füllt die nördlichen Seen, in denen es verdunstet. Der Wüstensand saugt wie ein Schwamm einen zweiten Teil auf, und die durstige Atmosphäre, deren relative Feuchtigkeit in diesen Gegenden sehr unbedeutend ist, absorbiert ungeheure Wassermengen. Kein Wunder, wenn der kleine Rest, der einen verzweifelten Kampf kämpft, um sich auf der Erdoberfläche zu behaupten, so großen Oszillationen sowohl in der Lage wie in der Wassermenge unterworfen ist.

In der Nähe des Fischerdorfes Kum-tschappgan stehen wir sozusagen an der Grabtüre des Tarimflusses. Hier spricht die mächtige Wüste Gobi, gegen welche Menschenkraft und Wassermassen nichts ausrichten können, das unerschütterliche Urteil aus: „Hier sollen deine stolzen Wogen enden!“

Zwölftes Kapitel.

Eine Bootfahrt.

Nachdem ich einen kurzen Überblick über den Stand der Lop-nor-Frage und die neuen Gesichtspunkte, zu denen meine Entdeckungen mich führten, gegeben habe, bleibt mir noch übrig, auch einige Worte über unsere Reise in diesen Gegenden zu sagen.

Am 4. April entdeckten wir den Teil des alten Lop-nor, der nach einem Lopmann Avullu-köll heißt, und folgten dann drei Tage lang seinem Ostufer. Das Terrain bereitete auf dem ganzen Wege außerordentliche Schwierigkeiten; 10—15 Meter hohe Sanddünen fielen gewöhnlich mit 33 Grad Neigung nach dem Wasser ab.

Wo der Sand hier und da ein wenig zurücktrat, stand ein Pappelwald, und wo die Dünen niedrig waren, traten statt der Pappeln Tamarisken auf, die alle auf der Spitze eines gewaltigen Kegels thronten, dessen Gerippe aus den eigenen Wurzeln der Pflanze bestand. Diese Tamariskenkegel standen oft so dicht, daß wir in wahren Labyrinthen marschierten und nicht selten vorzogen, kleine Bogen in die Wüste hineinzumachen.

Die Seen waren derartig mit Schilf zugewachsen, daß man nur von hohen Aussichtsdünen offenes Wasser in ihrer Mitte sehen konnte. Einigemal versuchten wir da, wo sie flach oder ganz ausgetrocknet waren, das Schilf zu forcieren, obgleich es doppelt so hoch war wie die Kamele und so dicht stand wie in den Wänden der Hütten der Eingeborenen.

Einer unserer Führer ging voran und untersuchte den Boden. Dann führten die Männer die Kamele hinunter, die mit ihren großen, schweren Körpern das Schilf beiseitedrängten und es unter ihren Füßen zertraten, so daß es hinter ihnen knackte und raschelte. Man glaubte, in einem dunkeln Korridor zu verschwinden, und war froh, als man herauskam und wieder einen freien Blick über das Feld hatte.

Mehr als alles andere quälten uns in diesen ruhigen Tagen die Mücken. Auf dem Ritte wurden wir von Wolkensäulen dieser verhaßten Insekten verfolgt. Doch sobald wir Lager geschlagen hatten und die Sonne unter-

ging, wurden sie noch schlimmer. Sie summten in Milliarden so ungeniert um uns herum, als wären wir eigens hierher gekommen, um sie zum Souper einzuladen. Ist es möglich, zu schreiben, wenn tausend Mücken ihre Stachel auf die eine Hand richten und die andere Hand unausgesetzt mit einem Lappen fächeln muß? Es kann doch unmöglich angenehm sein, bei der Hitze sein Lager noch mit einer Ringmauer von Feuern umgeben zu müssen, deren Rauch einen beinahe erstickt.

Am Kara-köll verfielen wir jedoch auf eine raffinierte Art, die Mücken loszuwerden. Bei Sonnenuntergang steckten wir das trockene Schilf vom vorigen Jahre an. Das Feuer verbreitete sich wie ein Prairiebrand über einen großen Teil des Sees, und der Rauch legte sich als dichter Schleier über die Gegend um unser Lager (Abb. 69). Ich lag die halbe Nacht wach, um mich an der Wut der prachtvollen Flammen und an dem rachsüchtigen Gedanken zu erfreuen, daß zahllose Mücken wie Spreu mit dem Rauche bis ans Ende der Welt gingen.

Nachts mußte ich, um meine arme Haut zu schützen, ein gerade nicht allzu angenehmes Mittel gebrauchen: ich schmierte mir beide Hände und das Gesicht mit Tabaksaft ein. Und wieviel Tabak mußte ich rauchen, um die genügende Menge Saft zu bekommen!

Bei Gelegenheit des Kamischbrandes erzählten meine Führer, daß man einmal bei stürmischem Wetter das Schilf auf dem Kara-köll angesteckt und der Brand drei Sommer und drei Winter gewütet habe. Wenn diese Geschichte auch eine außergewöhnlich große Ente war — die Asiaten haben, wie bekannt, eine ganz besondere Gabe, zu übertreiben —, so ist doch sicher, daß das Feuer in dem trockenen Schilf nicht so leicht erlischt.

Seit sieben Tagen hatten wir keinen Menschen gesehen, bis wir am 9. April in Kum-tschekke lagerten, wo drei Fischerfamilien am Ufer des Ilekflusses wohnten, der kurz vorher die Reste des alten Lop-nor verlassen hat. In einem tief einschneidenden Kanal strömt das kristallklare, dunkelblaue, im Schilf der Seen filtrierte Wasser von hier nach Süden, um sich zwei gute Tagereisen weiter unten wieder mit dem Tarim zu vereinigen, nachdem es noch eine Kette von kleineren Seen gebildet hat.

Von hier aus schickte ich Islam Bai mit der Karawane nach dem Vereinigungspunkte der Flüsse voraus und trat selbst mit zwei Ruderern eine Kahnfahrt an, die mich in acht Tagen, die Ruhetage ungerechnet, nach dem äußersten Ende des neuen Lop-nor oder Kara-koschun brachte.

Es war eine herrliche Fahrt. Nie hat ein Fahrzeug einen dankbareren Passagier getragen. Welche Ruhe und welche Stille nach den mühsamen, schweren, heißen Märschen im ewigen Sande!

Die Bewohner nennen sich am alten wie am neuen Lop-nor „Loplik" und ihre Boote „Kemi", mit welchem Wort man im allgemeinen Boot,

Fähre, Fahrzeug bezeichnet. Die Boote sind natürlich von sehr verschiedener Größe. Das größte, das ich gesehen habe, war nahezu 8 Meter lang und $^3/_4$ Meter breit. Das, welches wir jetzt bestiegen, war kaum 6 Meter lang und nicht viel mehr als $^1/_2$ Meter breit.

Aus einem kerngesunden Pappelstamme ohne Risse können drei Männer in fünf Tagen ein seetüchtiges Boot aushöhlen, wenn sie flott arbeiten. Segel benutzen sie nie, handhaben statt dessen aber die Ruder mit Kraft und Geschicklichkeit (Abb. 70). Auf offenen Wasserflächen liegt der Ruderer gewöhnlich auf den Knien, aber in dem dichten Schilf steht er, um besser Ausschau halten zu können; er wendet das Gesicht nach dem Vorderteile des Bootes und hält das Ruder im Wasser vertikal. Jedes Boot ist meistens mit zwei Ruderern bemannt, von denen der eine hinten im Stehen arbeitet, weil der vordere ihm sonst die Aussicht verdecken würde.

Nachdem wir an einem Rasttag einige Probefahrten gemacht hatten, um die Durchschnittsgeschwindigkeit festzustellen und damit ein Maß für die in der Zeiteinheit zurückgelegte Weglänge zu bekommen, gingen wir am 11. April an Bord. Der eine Ruderer nahm vorn, der andere hinten und ich in der Mitte Platz, wo ich mit dem Marschroutenbuche, dem Kompaß und der Feder in der Hand auf meinen Filzdecken und Kissen ebenso bequem wie in einer Chaiselongue saß (Abb. 71). Die Instrumente, die Lotleine, die Bandmaße und Proviant für einige Tage waren in den frei gebliebenen Winkeln und Ecken verstaut worden.

Eine angenehme Gesellschaft hatte ich an meinem kleinen Hunde Jolldasch III. Als wir Korla verließen, war er noch ein kleines, rotgelbes, junges Hündchen, das, wenn es während dieser langen Märsche mit der Karawane nicht Schritt halten konnte, in einem besonderen Korbe auf einem Kamel reiten durfte. Die ersten Tagemärsche machten ihn seekrank; aber bald gewöhnte er sich ans Reiten, und wenn ihm das Laufen zuviel wurde, legte er sich einfach auf einen Grasbüschel nieder und wartete, bis einer der Männer kam, um ihn zu holen und in seinen Korb zu legen.

Dieser Hund war von nun an auf meiner ganzen Reise durch Asien mein bester Gefährte und fehlte nie in meiner Nähe. Auch jetzt war er mit im Boote und fand an dieser bequemen Art zu reisen großen Gefallen. Er war auch mein Begleiter auf der langen Rückreise nach Chotan, auf den Zügen durch Tibet, Zaidam, China, die Mongolei und Sibirien. Den größten Teil dieser ungeheuren Strecken legte Jolldasch laufend zurück, und, als wir endlich in Petersburg anlangten, war er noch immer wohlauf.

Als alles bereit war, wurden die Ruder ins Wasser getaucht, und das Boot glitt schnell und geschmeidig wie ein Aal den dunkelblauen, sich schlängelnden Fluß hinunter.

Jetzt aber war es mit der Ruhe in der Atmosphäre zu Ende. Gerade in dieser Nacht hatte sich ein heftiger „schwarzer Sturm" aus Osten erhoben. Das Himmelsgewölbe war verdunkelt, und die alten majestätischen Pappeln waren gezwungen, demütig ihre Kronen zu beugen. Solange wir uns auf dem Flusse befanden, hatte es keine Gefahr, denn er fließt in einem tiefen, schmalen Bette, umgeben von Kamisch und Wald, die den Sturm abhalten.

Doch dies sollte nur ein paar Stunden dauern, dann führte beinahe der ganze Weg über offenes Wasser. Vor diesem fürchteten sich meine Ruderer, und ich konnte sie nur mit Mühe überzeugen, daß sie keine Angst zu haben brauchten. Überdies konnten wir alle drei schwimmen und Jolldasch ebenfalls. So eilten wir auf der dunkeln Straße des Flusses dahin. Die Wasserwirbel oben auf der Strömung krümmten sich in phantastischen Figuren, die sich lautlos wie Öl abwärts ringelten, jedoch bald hinter unserem schnellen Schiffchen zurückblieben. Dann und wann machten wir halt, um die Tiefe zu messen.

Mittlerweile glitten wir auf die ersten Seen hinaus, wo rauschende Wogen mit weißen Schaumfederbüschen auf ihren hohen Kämmen nach Westen rollten. Hier war es gefährlich, sich mit dem schwankenden Boot hinauszuwagen, denn die Seen waren sehr flach, und stieß das Fahrzeug gegen den nackten Sandgrund, so mußte es kentern, da Sturm und Wogen von links darauf drückten. Wir hielten uns daher soviel wie möglich am Ostufer, wo wir unter den hohen Sanddünen im Windschutz lagen.

Endlich erreichten wir am Anfange des Sadak-köll glücklich ein namenloses Dorf, wo mehrere Familien in Kamischhütten wohnten. Sie empfingen mich in ungekünstelter, gastfreundlichster Weise, kochten ihre eben gefangenen Fische und setzten uns Enteneier, junge, weiche Kamischschößlinge und Brot vor. Als ich dieses einfache, aber sehr wohlschmeckende Abendessen verzehrte, war ich von einer ganzen Schar munterer, plaudernder Lopleute verschiedenen Alters und Geschlechts umgeben. Ja, die jungen Damen genierten sich nicht im geringsten, ihre gesunden, aber wenig hübschen Gesichter zu zeigen.

Ich fand leicht die Erklärung für dieses ungewöhnliche Fehlen des geringsten Zeichens von Furcht oder Blödigkeit. Sie hatten nie einen Europäer gesehen, sich aber von einem solchen eine ganz andere Vorstellung gemacht. Sie hatten nämlich vom „Tschong-tura", dem großen Herrn, Prschewalskij, erzählen hören, der mit zwanzig bis an die Zähne bewaffneten Kosaken, langen Reihen von Kamelen und Überfluß an allem zu ihren Stammverwandten im Süden gekommen war.

Als sie mich mutterseelenallein, ohne Diener und Karawane, auf der Bootfahrt mit zweien ihrer Brüder, ihre Sprache sprechend, ihre Speisen

essend und beinahe ebenso arm wie sie, vor sich sahen, fanden sie, daß der Unterschied zwischen einem Loplik und einem Europäer in Wirklichkeit gar nicht so groß ist.

Am 12. April war der Sturm so heftig, daß wir nicht fahren konnten. Aber am Tage darauf hatte er sich ein wenig gelegt, so daß wir das Boot wieder ins Wasser setzten. Wenn das Fahrzeug nicht gebraucht wird, zieht man es nämlich immer aufs Land, kehrt es um und begießt es dann und wann mit Wasser, damit es keine Risse bekommt. Länger als zehn Jahre hält ein Boot selten aus.

Gegen Mittag erhob sich der Sturm wieder mit seiner früheren Heftigkeit, und der Rest des Tages verlief recht abenteuerlich. Oft mußten wir große, offene, durch schmale Sunde zusammenhängende Wasserflächen passieren. Um nach der Mündung dieser Sunde zu kommen, blieb uns keine andere Wahl, als die offene Seefläche zu kreuzen.

Das Wasser war in großem Aufruhr. Die Wogen brausten um das Boot herum und durchnäßten uns gründlich, und der Schaum wirbelte in Flocken von jedem Wellengipfel. Hier hieß es aufpassen. Wir hatten uns verschiedene Kleidungsstücke ausgezogen, um, wenn es sein mußte, leichter schwimmen zu können. Das Boot mußten wir mit dem Körper und den Rudern über die Wogen förmlich hinüberbalancieren und genau achtgeben, daß nicht eine heimtückische Sandbank auf uns lauerte.

Alles ging jedoch glücklich vorüber. Wir fuhren über einen offenen Seeteil nach dem anderen. Dann aber wurden die Seen immer kleiner und gingen schließlich wieder in den Ilekfluß über. Auf seinem ruhigen Wasser ruderten wir nach dem Dorfe Schirge-tschappgan (der Kanal des Lopmanns Schirge), wo ein halbes Dutzend Familien wohnen und Islam Bai und die Karawane uns mit Unruhe erwarteten.

Nach zweitägiger Ruhe mußte die Karawane zulande nach Tscheggelik-ui am Tarim weiterziehen, während ich mich auf dem Flusse zu Boot dorthin begab. Da der Sturm jetzt mit verdoppelter Heftigkeit über die offene Seefläche raste, hatten meine Leute die Vorsichtsmaßregel getroffen, zwei Boote zusammenzubinden. Sie wurden, mit einem Fuß Zwischenraum, nebeneinander gelegt und dann über den aneinanderliegenden Bootsrändern zwei Stangen festgebunden. Dieses Koschkemi oder Doppelboot wurde mit vier Ruderern bemannt, die ihre Muskeln in der Arbeit gegen den Sturm aufs äußerste anspannen mußten, während das Fahrzeug in den nach Westen gerichteten Krümmungen vom Winde getrieben wurde und mit schwindelnder Fahrt an den Ufern vorbeieilte.

Der Wald hört nach und nach ganz auf, und im Osten und Westen dehnt sich die öde Wüste aus.

Tscheggelik-ui ist ein echt asiatisches Fischerdorf. Eine Reihe gelber

Kamischhütten erheben sich am Ufer; einige zwanzig Kähne liegen aufgezogen am Lande, auf langen Stangen hängen Netze zum trocknen, und ein scharfer Fischgeruch schlägt einem entgegen.

Die Karawane mußte zu Lande nach Abdall weiterwandern; ich setzte die Reise zu Wasser über die kleinen Reste des vor zwölf Jahren so großen Kara-buran weiter.

Als wir am 19. April abends Abdall erreichten, stand die ganze Dorfeinwohnerschaft am Ufer aufgestellt, und als ich auf einen kleinen Alten, den ich noch nie im Leben gesehen, zeigte und ausrief: „Da haben wir ja Kuntschekkan Bek!", waren sie alle nicht wenig erstaunt. Aber seine charakteristischen Züge waren nach dem Bilde in dem Werke über Prschewalskijs vierte Reise leicht zu erkennen. Er empfing mich auch wie einen alten Bekannten und führte mich in ein frisch gesäubertes „Gemach" in seiner großen Kamischhütte.

Kuntschekkan Bek war ein braver Mann. Er plauderte die ganze Zeit unausgesetzt und gab mir dabei manche interessante Aufschlüsse. Als ich ihm erzählen wollte, wie unsere Boote aussehen und wie wir die Ruder halten, machte er eine abwehrende Handbewegung und sagte im sichersten Tone: „Dies alles weiß ich schon lange; das hat mir schon Tschong-tura gesagt. Ich weiß ganz genau, wie es bei euch daheim aussieht, und ich bin ja beinahe ein ebensoguter «Russe» geworden wie ihr."

Am 21. April machten wir auf dem Flusse einen Ausflug nach dem ziemlich großen Dorfe Kum-tschappgan, und der alte Kuntschekkan Bek, „der Häuptling der aufgehenden Sonne", führte dabei das Ruder ebensokräftig und sicher, wie er es schon vor 65 Jahren getan haben mochte.

In Abdall hatte man mir gesagt, der Fluß sei nicht weiter als bis Kum-tschappgan befahrbar, denn dort teile er sich und verschwinde in Seen und Sümpfen. Wir fanden jedoch zwei Männer, die es übernahmen, mich noch zwei Tagereisen weiter nach Ostnordosten oder nach dem Punkte zu rudern, wo man zu Boot nicht weiterkommen kann. Ich wollte um keinen Preis etwas unterlassen, was meine Karte dieser Seen vervollständigen könnte, und beschloß zu fahren.

Am 22. April bestieg ich mit drei Ruderern ein Boot, Islam Bai mit der Küche und zwei Ruderern ein zweites, während ein drittes, ein Miniaturboot, mit dem alten, erfahrenen Tusun uns den Weg durch das Kamisch zeigen und bahnen sollte.

Bei herrlichstem Wetter eilten wir an Kum-tschappgan (Abb. 72) vorbei, wo der Fluß sich teilt, und auf seinen linken, größten Arm hinaus, der sich aber bald in dichtem Schilf verliert. Dieses Schilf würde eine vollkommen undurchdringliche Schranke bilden, wenn die Loplik nicht schmale Kanäle darin offen hielten. Aber auch diese sogenannten „Tschappgane"

würden in einem Jahre wieder zuwachsen, wenn man die jungen Kamischstengel, die auf ihrem Boden aufschießen, nicht jedes Jahr mit der Wurzel ausrisse.

Der Hauptzweck eines Tschappgan ist nicht, nur als Wasserweg zu dienen. In ihm werden die Netze ausgelegt, und auf unserer Fahrt glitten wir über Hunderte von Netzen hin, in denen wir durch das klare Wasser so deutlich wie in einem Aquarium unzählige Fische sahen.

Jede Familie hat ihre bestimmten Tschappgane, in denen kein anderer Loplik Netze auslegen darf. Die engen Korridore kreuzen einander in allen Richtungen und bilden Labyrinthe, in denen ein Fremdling vollständig verloren wäre. Man kann nicht begreifen, wie sich die Leute in diesen Irrgängen zurechtfinden. Oft mündet der Kanal in ein kleines, rundes, offenes Becken aus, das auf allen Seiten von Kamisch begrenzt wird, und in dasselbe Becken münden noch eine ganze Anzahl andere Tschappgane wie Radien von allen Seiten her ein.

Wenn man auf eine solche Lagune, an deren gegenüberliegender Seite das Schilf überall gleich undurchdringlich aussieht, hinausgekommen ist, arbeiten die Ruderer mit wilder Kraft. Der Kahn saust über das Becken dahin, daß das Wasser um den Bug hoch aufspritzt, und man glaubt, im nächsten Augenblick den Kopf an einer Holzwand zerschellen zu müssen. Und doch, mit pfeifendem Laut weicht die Wand nach der Seite hin zurück, die Kamischstengel biegen sich wie Gardinen, und man gleitet in den nächsten Tschappgan hinein (Abb. 73).

So ging es den ganzen Tag munter fort. Hier und da war der sterbende Tarim noch deutlich zu sehen. Manchmal fuhren wir über recht große Seen, von denen der Jokkanak-köll mit 4,25 Meter die größte von mir auf dem ganzen südlichen Lop-nor gemessene Tiefe aufweisen konnte. Man sieht also, daß die Seen hier sehr flach sind und eher an Sümpfe erinnern.

Gegen Abend sausten wir auf den größten aller Seen hinaus, den Kanat-baglagan-köll (den See des gebundenen Flügels), wahrscheinlich so genannt, weil gelegentlich an der Mündung eines Tschappgan ein Wildentenflügel am Schilf angebunden war, um als Wegweiser zu dienen.

Am nächsten Tage ruderten wir auf dem großen See weiter. Als wir bei einer Gelegenheit die Tiefe maßen, setzte Jolldasch, der es im Boote zu heiß fand, mit einem Sprung über den Bootsrand. Als er aber sah, daß es nach dem nächsten Lande etwas weit war, kam er nach einer Weile und einem erfrischenden Bade wieder.

Quer über den See ging ein Gürtel von außerordentlich hohem Kamisch, das bis zu 8 Meter hoch war und in der Wasserlinie 6 Zentimeter Umfang hatte. Die Lopleute selbst kommen jetzt selten hierher, weshalb die

Tschappgane zugewachsen waren. Das schmale Avisoboot drang ziemlich leicht durch, aber unsere großen, schweren Boote mußten sich Zoll für Zoll vorwärts arbeiten. Die Ruderer legen dann die Ruder hin, knien nieder und machen richtige Schwimmbewegungen mit Stößen gegen das Schilf, um den Kahn vorwärts zu pressen.

Man kommt sich in einer solchen Passage geradezu eingesperrt vor. Vom Wasser ist kein Tropfen zu sehen, das Boot und das Schilf verdecken es. Kein Sonnenstrahl dringt in diesen Tunnel ein, in dem es dunkel, heiß und stickig ist.

Gegen Mittag erreichten wir das äußerste Ende der offenen Seen, wo das Kamisch ganz undurchdringlich ist, und man weder zu Boot, noch im Winter auf dem Eise zu Fuß hindurch kann.

Bevor wir umkehrten, arbeiteten wir uns noch einmal nach dem nördlichen Ufer hin, wo einige Tamarisken auf hohen Kegeln wuchsen. Von ihnen hatte ich nach allen Richtungen eine vorzügliche Aussicht. Im Osten war nicht ein einziger Quadratmeter offenes Wasser sichtbar; das Terrain glich in dieser Richtung einem üppigen Kamischfelde. Im Westen sah man nur den offenen Wasserweg, auf dem wir gekommen, wie ein blaues Band in dem gelben Schilfe, gegen das hier und da kleine, grüne Partien der neuen Frühlingsschößlinge grell abstachen.

Auf dem Wege, den wir gekommen waren, kehrten wir nach Abdall zurück. Da die Route auf der Karte schon eingetragen war, konnte ich mich jetzt in aller Gemächlichkeit auf meinen Decken und Kissen ausstrecken, dem Plätschern des Wassers an den Seiten des Bootes lauschen und mich an dem fesselnden Farbenspiele in dem klaren Wasser des Sees freuen.

Um Zeit zu gewinnen, ließ ich die Männer rudern, solange der Tag währte, und auch noch ein gutes Stück während der Nacht, und sie taten es gern, denn ich hatte ihnen einen guten Lohn versprochen. Wie ein Leuchtturm stand der Mond über uns und erhellte den engen, pittoresken Wasserweg; es war ein hinreißendes, unvergeßliches Bild. Die Nacht war lau und still, und nur die taktfesten Ruderschläge und hin und wieder ein plätschernd über das Wasser emporschnellender Fisch unterbrachen die tiefe Stille.

70. Lop-Mann im Einbaum. (S. 91.)

71. Idyllische Bootfahrt auf dem Ilek. (S. 91.)

Dreizehntes Kapitel.

Eine glückliche Begegnung.

Während der ersten vier Monate waren wir beständig auf dem Wege nach Osten gewesen und hatten uns immer mehr von Chotan, der neuen Operationsbasis, entfernt. Wir befanden uns schließlich bei den äußersten Lop-nor-Seen über 1000 Kilometer von dieser Stadt, in der ich fast mein ganzes Gepäck und meine Reisekasse außer dem unumgänglich Notwendigen zurückgelassen hatte.

Die forcierte, schwierige Wüstenwanderung hatte alle unsere Kräfte stark in Anspruch genommen, und das Herannahen des Sommers mit seiner drückenden Hitze war für uns um so unangenehmer, als wir nur Winterkleider mitgenommen hatten. Wir sehnten uns alle nach einiger Zeit der Ruhe in Chotan.

Hätten wir dorthin fliegen können, wir würden es gewiß getan haben, denn die beiden Wege am nördlichen Fuße des Kwen-lun entlang sind durch Prschewalskij, Pjewzoff, Dutreuil de Rhins und Littledale ziemlich bekannt und bieten überdies nicht viel Interessantes. Da dieses Beförderungsmittel uns jedoch nicht zu Gebote stand, blieb uns keine andere Wahl, als zu reiten. Am 25. April verließen wir daher mit unseren drei Kamelen und zwei Pferden Abdall, nachdem wir von dem braven Kuntschekkan Bek herzlichen Abschied genommen hatten.

Es war ein schönes Gefühl, auf dem Wege nach Westen zu sein, denn einmal in Chotan angekommen, hatte ich nur noch den letzten großen Punkt in meinem Reiseprogramm zu erledigen: das unbekannte Nordtibet. Als der beharrliche Oststurm sich, gerade als wir Abdall verließen, wieder erhob und Wolken von Sand und Staub vor sich herjagte, kam es mir daher vor, als wollte der Himmel selbst uns auf den Weg helfen. Ich ließ es stürmen und dachte im stillen: „Schieb zu, schieb zu, du Windsbraut du!“

Ein solcher Sturm ist, wie ich bereits früher erwähnt habe, staunenerregend und großartig. Auf der Strecke seines Laufes, wo der Tarim unter gewöhnlichen Verhältnissen nach Osten fließt, macht die Strömung unter dem Drucke des Windes auf der Oberfläche vollständig kehrt. Das

Wasser fällt bei Abdall zwischen 40 und 50 Zentimeter, steigt im See Kara-buran aber um 20—30 Zentimeter. Der See dehnt sich daher nicht unbedeutend aus. Während der drei Tage und drei Nächte, in denen der Buran ohne einen Augenblick Unterbrechung tobte, stieg die Temperatur nicht über 15—18 Grad, und es kam uns daher ordentlich kühl vor.

Als wir am Abend des 27. April in Tscharchlik, einer kleinen „Stadt" von etwa 100 Familien, anlangten, wurde es in der Luft ruhig, aber unruhig im Lager. Hier mußten wir uns von den drei Kamelen trennen, die uns, seit wir Chotan verließen, so große Dienste geleistet hatten, daß ich ihren Wert nicht hoch genug schätzen konnte. Wie Philosophen waren sie monatelang in dem entsetzlichen Wüstensande marschiert, majestätisch durch die Urwälder gewandert, ohne Furcht durch Wasser und Sumpf gegangen, hatten nie geklagt, uns nie Schwierigkeiten verursacht und uns oft durch ihre Ruhe Mut eingeflößt.

Aber wir hatten ihre Kräfte in viel zu hohem Grade ausgenutzt. Auch sie bedurften jetzt der Ruhe, und sie noch mit nach Chotan zu nehmen, wäre barbarisch gewesen, denn die Kamele arbeiten während des Sommers nie, sondern haben dann das Privilegium, ungestört in den Bergen weiden zu dürfen.

Schwer wurde es mir, von meinem Reitkamel, einem stattlichen, zehnjährigen Männchen, zu scheiden. Das Kamel liebt den Menschen nicht und wird nie so zahm wie ein Pferd. Aber mit diesem Exemplar der Gattung stand ich auf dem vertrautesten Fuße.

Sobald meine Diener, die es am Nasenstricke zu führen pflegten, sich ihm nahten, brüllte es zornig und fing an zu spucken. Doch nachdem es gemerkt hatte, daß ich nie nach dem Stricke griff, betrug es sich mir gegenüber ganz anders. Ich konnte es auf die Nase klopfen und ihm über die Stirn streichen, ohne daß es den geringsten Unwillen zeigte. Jeden Morgen gab ich ihm zwei große Stücke Maisbrot, und es gewöhnte sich schließlich so an diese Fütterung, daß es stets auf den Glockenschlag zu meinem Lagerteppiche kam und sich in Erinnerung brachte. Manchmal weckte es mich, indem es mir mit der Nase einen ordentlichen Puff gab.

Nun aber sollten wir uns von diesen drei Veteranen trennen, die uns solange durch dick und dünn begleitet hatten. Ein Kaufmann aus Westturkestan übernahm sie für ungefähr die Hälfte von dem, was ich für sie bezahlt hatte; statt ihrer schafften wir uns noch vier Pferde an. Ich fühlte mich geradezu einsam, als sie fortgeführt wurden, und der Hof sah leer und öde aus.

Glücklicherweise hatte ich Jolldasch, der in dem Raume, wo ich untergebracht worden war, treu an meiner Seite lag. Eines Tages, als ich schreibend auf dem Filzteppiche saß, fuhr der Hund in die Höhe und begann

zu knurren und etwas auf dem Fußboden anzubellen. Ich achtete anfänglich nicht darauf, aber allmählich kam er immer näher an mich heran und verriet die größte Unruhe.

Ich suchte nach der Veranlassung und fand dicht bei meinem Fuße einen zwei Zoll langen, gelbgrünen, abscheulichen Skorpion, der mit seinem giftigen Schwanze um sich schlug, um sich gegen den Hund zu verteidigen, den der Instinkt warnte zuzubeißen. Der Skorpion wurde auf der Stelle getötet, Jolldasch aber erhielt ein großes Stück Fleisch und einige freundliche Liebkosungen, die ihm zu verstehen gaben, daß er seine Sache brav gemacht habe.

In Tscharchlik regierte ein chinesischer Amban namens Li Darin. Wie gewöhnlich und da die Höflichkeit es erforderte, sandte ich Li Darin gleich nach meiner Ankunft meine chinesische Visitenkarte und den kleinen Lokalpaß, den mir Hven Darin in Kara-schahr ausgestellt, und ließ anfragen, wann ich persönlich meine Aufwartung mache dürfe. Darauf ließ mir Li Darin durch seinen Dolmetscher antworten, daß er erst einen großen, auch für diese Gegenden geltenden Paß sehen müsse, ehe er mich empfangen könne. Ich bat den Dolmetscher, der ein netter mohammedanischer Bek war, dem Amban zu erklären, daß meine großen Pässe von Peking und Kaschgar in Chotan lägen, weil es bei der Abreise von dort gar nicht meine Absicht gewesen sei, so weit zu reisen, daß es aber wohl das beste sein würde, wenn ich ihm bei einem Besuche selbst die Sachlage auseinandersetzen dürfe.

Die Antwort lautete, daß eine Person, die nicht einmal mit einem Passe versehen sei, auf jeden Fall als ein verdächtiges Individuum behandelt werden müsse, daß der Amban mich nicht empfangen werde, daß der südliche Weg nach Chotan für mich gesperrt sei, daß ich aber des kleinen Lokalpasses wegen aus besonderer Gnade nach Kara-schahr und von dort auf dem Wege, den ich gekommen, nach Chotan zurückkehren dürfte.

Es war reizend! Drei und einen halben Monat durch Wüsten auf schon erforschtem Wege in der Sommerhitze zu reisen, während wir Chotan auf dem südlichen Wege, über Tschertschen, in einem Monat erreichen konnten! Ich bat den Dolmetscher, seinem Amban zu sagen, daß ich ihn erstens verachte und daß ich zweitens unter allen Umständen, und schon morgen, nach Tschertschen aufbrechen würde.

Die lakonische Antwort lautete: „Reisen Sie, aber dann lasse ich Sie festnehmen und von zehn Soldaten nach Kara-schahr zurückbringen!"

Jetzt war guter Rat teuer. Ich hatte jedoch bald die Situation begriffen und folgenden Entschluß gefaßt. Am nächsten Tage, 29. April, wollten wir nach Tschertschen abziehen. Li Darin würde dann Gelegenheit erhalten, mich festnehmen und nach Kara-schahr bringen zu lassen.

Von dort würde ich nach Urumtschi weiterreisen, um mir dort mit dem Beistand des russischen Konsuls nicht allein freien Durchzug nach Tschertschen und Chotan zu verschaffen, sondern auch einen recht notwendigen Rüffel für Li Darin und Ersatz für die Verluste, die er mir durch den Umweg verursacht, auszuwirken.

Demgemäß wurde mit dem obenerwähnten Kaufmann vereinbart, daß er das Gepäck und die Pferde bei sich behalten solle. Nur Islam Bai sollte mich begleiten, und das bißchen, was wir unterwegs brauchten, fand in den Riemen hinter den Sätteln Platz.

Anfangs war ich sehr verdrießlich darüber, daß ich mich so vollständig festgerannt hatte, denn Gewalt oder List gegen einen rohen, hochnäsigen Mandarin anzuwenden, dem obendrein 265 Soldaten zur Verfügung standen, war undenkbar. Aber gegen Abend sah ich diese Reise nach Urumtschi, bis wohin wir 700 Kilometer hatten, in ganz anderem Lichte. Wir könnten, sagte ich mir, auf neuen Wegen reiten, würden interessante Gegenden passieren und sähen auf diese Weise auch die Hauptstadt des chinesischen Zentralasiens, in der es von vornehmen Mandarinen wimmelt und wo es eine kleine russische Kolonie gibt. Das Ganze wurde schließlich geradezu verlockend; nur wegen der in Chotan meiner wartenden Briefe grämte ich mich.

Mein Glücksstern war jedoch mächtiger als Li Darin, der Amban von Tscharchlik. Spät abends erschien auf meinem Hofe ein fünfzigjähriger Mandarin mit feinen, distinguierten Zügen und stellte sich mir als Schi Darin, Befehlshaber der Garnison der Stadt, vor. Er teilte mir mit, daß er Order erhalten habe, mich am nächsten Tage zu verhaften, und nun gekommen sei, um mir sein Bedauern über Li Darins pöbelhaftes Benehmen auszusprechen. Er versprach mir, daß er es versuchen wolle, ihn zur Vernunft zu bringen.

Die Unterhaltung ging nun auf andere Dinge über. Schi Darin interessierte sich außerordentlich für meine Reise und fragte mich aus. Als ich ihm von dem vorjährigen Wüstenzuge erzählte, schrie er laut auf und fiel mir beinahe um den Hals. „O, Sie waren es! Ich war damals gerade in Chotan und hörte täglich von Ihrer unglücklichen Reise reden. Auch Ling Darin hat mir von Ihnen erzählt, und wir hofften beide, Sie in Chotan zu treffen."

Dieser Ling Darin war niemand anders als Paul Splingaert, ein Belgier, der schon seit einigen 30 Jahren in China lebte, Richthofen auf seinen Reisen viele Jahre lang als Dolmetscher begleitet hatte und jetzt ein mächtiger Mandarin in Su-tscheo war. Er war schließlich ganz Chinese geworden und war mit einer Chinesin verheiratet.

Splingaert und Schi Darin hatten von dem Generalgouverneur in

Urumtschi den Auftrag erhalten, eine Inspektionsreise durch Ostturkestan zu machen, um sich besonders in den südlichen Grenzgebirgen zu erkundigen, ob dort Gold vorkomme. Während der Wochen, die ich in den Wäldern von Buksem verlebte, befanden sie sich in Chotan. Als sie in Kaschgar anlangten, war ich eben erst nach Pamir aufgebrochen, und als ich im Herbst wiederkam, waren sie gerade wieder abgereist.

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, Splingaert zu treffen, um so mehr, als ich ihm persönliche Grüße von Richthofen bringen sollte. Doch dies gelang mir erst ein Jahr später, als wir uns in der russischen Gesandtschaft in Peking trafen.

Nachdem wir von unseren gemeinschaftlichen Bekannten gesprochen hatten, wurden Schi Darin und ich sehr gute Freunde, und es war, als hätten wir uns schon viele Jahre gekannt. Statt nach Urumtschi zu reiten, blieben wir den nächsten Tag noch da, und ich machte Schi Darin einen Gegenbesuch. Vergnügt und freundlich empfing er mich und zeigte als Erwiderung seine eigenhändig ausgeführten Wegaufnahmen aus den Gebirgsgegenden südlich von Tscharchlik und Tschertschen, und ich muß sagen, ich war über diese ganz verblüfft. Wären die Namen nicht mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben gewesen, so hätte kein Mensch geglaubt, daß die Karten nicht von einem Europäer gezeichnet worden.

Beim Mittagessen hielt ich es für angebracht, mich zu erkundigen, wie es mit der Verhaftung werden sollte. Schi Darin erzählte darauf, er sei den ganzen Morgen beim Amban gewesen, dieser habe sich aber nicht erweichen lassen und gesagt, er habe Befehl, während des Dunganenaufstands den Weg nach Tschertschen und Chotan zu sperren. Er, Schi Darin, habe geantwortet, es handle sich ja gar nicht um Dunganen, sondern um einen friedlichen Europäer. Aber der Amban habe gemeint, man könne nicht so genau wissen, wer ich eigentlich sei, da ich keinen Paß besäße.

„Nun, dann muß ich wohl nach Urumtschi aufbrechen?" antwortete ich.

„Nach Urumtschi? Sind Sie verrückt?!" rief Schi Darin und brach in schallendes Gelächter aus. „Nein, reisen Sie ruhig nach Tschertschen, ich stehe für die Folgen! Der Amban hat allerdings Order gegeben, Sie zu verhaften, aber ich bin der Befehlshaber der Garnison, und ich gebe zu einem solchen Zweck keinen einzigen Soldaten her. Versucht Li Darin, Sie durch die eingeborenen Beks festnehmen zu lassen, so gebe ich Ihnen eine Eskorte von Soldaten zum Schutze mit."

Kann man sich ein größeres Glück denken? Dieselben Soldaten, die mich, nach der Drohung des hochmütigen Li Darin, eben noch verhaften sollten, mit Gewalt, wenn es nötig war, sollten nun meine Bedeckung werden! Eine solche Disharmonie zwischen dem Zivil- und dem Militärgouverneur scheint jedoch in China gar nicht so selten zu sein.

In Kaschgar wie in Chotan hatte ich dasselbe Verhältnis wahrgenommen.

Am folgenden Tage war alles zum Abmarsch bereit. Als hätte er mir nicht schon hinreichend große Dienste erwiesen, schickte mir Schi Darin auch noch einen reichen Vorrat von Zucker und Tabak, just, was ich brauchte, und erhielt als Gegengeschenk einige Kleinigkeiten und Karten, die ich entbehren konnte.

Dann ging es fort nach Westen. In einem Parke am Ende von Tscharchlik standen unsere drei Kamele und fraßen von niederhängenden Zweigen die Blätter ab. Wir sandten ihnen einen wehmütigen Abschiedsgruß zu, aber sie würdigten uns keines Blickes und fuhren in ihrer saftigen Mahlzeit ruhig fort.

Der beschränkte Raum zwingt mich wieder, die 900 Kilometer, die uns noch von Chotan trennen, beinahe zu überfliegen. Und doch würde ich mich so gern ausführlich bei diesen Gegenden aufhalten, in denen wir eine reiche Ernte sammelten.

Über Vasch-schahri gelangten wir an den Tschertschen-darja und ritten durch seine sehr gelichteten Wälder nach der Stadt gleichen Namens.

Von hier führen zwei Wege nach Kerija. Auf dem nördlichen, dem Wüstenwege, den Marco Polo gewählt zu haben scheint, kann man die Stadt in neun Tagen erreichen. Aber da es dort beinahe gar keine Menschen gibt, das Wasser in den Brunnen in dieser Jahreszeit salzig ist und die Mücken unerträglich sind, wählten wir den südlichen, der am Kuenlun-Gebirge entlang läuft und im Durchschnitt über 1000 Meter höher liegt als der nördliche. Hier ist das Klima herrlich und gesund.

In Kerija wurde ich von Tsen Daloi, meinem Kaschgarer Freunde, der kürzlich zum Amban der Stadt ernannt worden war, auf das herzlichste bewillkommnet.

Am 27. Mai ritten wir wieder in Chotan ein, gesund, aber müde und mit dem unbeschreiblich wohltuenden Gefühl, uns jetzt einige Zeit ausruhen zu dürfen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Kriminalroman.

Der Leser erinnert sich ohne Zweifel, daß wir auf unserer unglücklichen Wüstenreise Ende April und Anfang Mai des Jahres 1895 unser Zelt mit beinahe dem ganzen Gepäck im Werte von ungefähr 5500 Mark nebst zwei Leuten, die vor Durst umkamen, in den Dünen zurücklassen mußten. Die Witwen der beiden kamen weinend und klagend nach Kaschgar, als ich mich dort aufhielt, und wollten die Toten wiederhaben. Ich schenkte ihnen so viel Silber, als meine Mittel erlaubten. Nach meiner neuen Ausrüstung und durch die Eindrücke neuer Abenteuer geriet die ganze Sache beinahe in Vergessenheit.

Als jedoch schon im Sommer 1895 ein schwedischer Offiziersrevolver, der zum Gepäck des Kamels Nähr gehört hatte, ganz unerwartet in Kaschgar auftauchte, schöpften wir Verdacht. Sowohl Generalkonsul Petrowskij wie der Dao Tai schickten Befehl nach Chotan, von neuem Erforschungen anzustellen, die aber auch zu keinem Resultat führten.

Anfang Januar 1896 kam ich selbst nach Chotan und brach von dort mit der Gewißheit auf, daß das Zelt, das Gepäck und die beiden Toten längst vom Sande begraben wären. Man denke sich daher meine Überraschung, als Liu Darin mir an demselben Tage, an dem ich wieder in Chotan anlangte, also am 27. Mai, einen großen Teil dieser Sachen, die ich seit mehr als einem Jahre nicht gesehen hatte, in meine Wohnung schickte.

Ich beeile mich zu sagen, daß ich die Sachen mit gemischten Gefühlen empfing. Denn der Fund brachte ein ganzes Komplott ans Tageslicht, aus dem sich ergab, daß wir damals Dieben und Betrügern in die Hände gefallen waren. Und nun entspann sich ein richtiger Kriminalroman, der ebenso widerwärtig wie verwickelt und zeitraubend war, über den ich aber doch in größter Kürze berichten will, da er den Charakter der mohammedanischen Eingeborenen sowohl wie die Rechtspflege ihrer chinesischen Herren beleuchtet.

Der Kaufmann Jussuf, der dem verschmachtenden Islam Bai Wasser gegeben, hatte bei seiner Rückkehr nach Chotan dem dortigen Aksakal der westturkestanischen Kaufleute, Seid Achram Bai, den schwedischen Revolver geschenkt, gewiß, um dadurch sein Vertrauen zu gewinnen und sein Stillschweigen zu erkaufen.

Aber der Aksakal, den Herr Petrowskij rechtzeitig benachrichtigte, hatte sich nicht hinters Licht führen lassen. Er hatte Jussuf scharf ins Verhör genommen, und dieser hatte schließlich gestanden, daß er den Revolver von Togda Bek, dem Häuptling von Tavek-kel, erhalten habe. Der Aksakal gab den Revolver darauf an Liu Darin, der ihn mir durch den Dao Tai wieder zustellen ließ. Als Jussuf gemerkt hatte, daß die Sache ein gewisses Aufsehen machte, hatte er es für das Klügste gehalten, sich nach Urumtschi zu begeben. Da er nichts wieder von sich hören ließ, schöpfte der Aksakal Verdacht und schickte einen geriebenen Spion nach Tavek-kel, der den Auftrag hatte, Togda Bek und sein Haus zu beobachten. In Lumpen gekleidet, begab sich der Spion dorthin und spielte seine Rolle so gut, daß Togda Bek ihn in seinen Dienst nahm und ihn als Schafhirten anstellte. In dieser Eigenschaft streifte er mit den Hirten des Bek in der Gegend umher und besorgte seine Obliegenheiten zur vollen Zufriedenheit seines Herrn.

Sein Lohn war nicht groß; aber eines Tages begab er sich nach dem Hause des Bek, um sich das bißchen, was er zu fordern hatte, auszahlen zu lassen. Er wollte gerade eintreten, als der Bek aufsprang und ihn hinausdrängte. Aber er brauchte gar nicht mehr zu wissen. Er hatte in der Geschwindigkeit gesehen, daß der Bek mit unseren drei Jägern Ahmed Mergen, Kasim Achun und Togda Schah nebst Jakub Schah, der uns die erste alte Stadt in der Wüste gezeigt hatte, vor einigen Kisten niedergekauert gesessen hatte. Allerlei Gegenstände, die nur einem Europäer gehören konnten, waren herausgenommen und lagen zerstreut auf dem Teppich umher.

Der Spion ließ sich nichts merken; er strich seinen Lohn ein und ging langsam seiner Wege. Doch kaum war er jenen außer Sicht, so setzte er sich auf das erste beste Pferd, das er erwischen konnte, und sprengte im Galopp nach Chotan, um dem Aksakal mitzuteilen, was er gesehen hatte. Dieser rapportierte die Sache sofort Liu Darin, der zwei Beamte und einige Soldaten nach Tavek-kel schickte, um bei dem Bek Haussuchung zu halten und die Sachen mit Beschlag zu belegen.

Inzwischen hatte der Bek seinen Hirten bald vermißt, und da auch ein Pferd fehlte, witterte er Unrat und schickte dem Flüchtling einige Reiter nach. Dieser hatte jedoch einen zu großen Vorsprung, um noch eingeholt werden zu können, und wußte überdies recht gut, daß sein Leben davon abhing, daß er zuerst ankam.

Nun saß der Bek in einer unbehaglichen Klemme; er half sich aber wie ein Diplomat heraus, packte die Sachen ein und zog damit nach Chotan. Hier kam er in Gesellschaft von Liu Darins Abgesandten an, überlieferte dem Amban die ganze Herrlichkeit und sagte, die Sachen hätten sich erst vor einigen Tagen wiedergefunden.

Auch die Jäger begaben sich nach der Stadt, wo sämtliche Verschworene in derselben Karawanserai einkehrten. Aber auch dort hatte der Aksakal einen Spion. Dieser konnte bald berichten, daß der Bek den Jägern abends einstudierte, was sie Liu Darin bei dem Verhör, das er ohne Zweifel bald anstellen würde, antworten sollten.

Dann verhörte der Aksakal unsere Jäger, dieselben Leute, die kurz nach unserem Schiffbruche in der Wüste mit Islam Bai vergeblich nach dem Zelte gesucht hatten. Sie erzählten jetzt, daß sie im Winter nach den drei Pappeln gegangen seien und von dort eine nach Westen laufende Fuchsspur einige Tage lang verfolgt hätten. Dabei hätten sie schließlich einen Punkt erreicht, wo der Fuchs haltgemacht und tief im Sande gescharrt habe, der hier kreideweiß ausgesehen habe. Das Weiße sei Mehl gewesen. Da hätten die Jäger zu graben angefangen und schließlich das Zelt gefunden, das jetzt einen Fuß über die Zeltstangen vom Sande bedeckt gewesen sei. Nach und nach hätten sie ein Ding nach dem anderen herausgezogen und alles auf Eseln nach dem Flusse transportiert.

Wahrscheinlich hatten die Füchse schon im Sommer die Hühner und den Proviant gewittert und sich in die Wüste hineinbegeben, um die Sache zu untersuchen. Ein Hühnergerippe hatten die Jäger weit ab vom Lager oben auf einer Düne gefunden, aber Menschenleichen hatten sie nicht gesehen. Vielleicht waren die Sterbenden in der Nacht auf den 2. Mai noch eine Strecke weitergekrochen.

Der Aksakal machte sofort seine Einwendungen. Weshalb hätten sie die Sachen nicht sofort an Liu Darin abgeliefert, sondern erst, als der Spion davon Anzeige gemacht habe? Ja, Togda Bek, der seinerzeit Jusbaschi in Jakub Beks Heer und schon damals als ein grausamer, schlechter Mensch bekannt und verabscheut war, hatte die Geschichte erfahren und die an und für sich redlichen, gutherzigen Jäger überredet, alles zu verstecken, die Sachen später unter der Hand zu verkaufen und das, was man davon brauchen könne, zu behalten.

Deshalb erhielt ich jetzt auch nur solche Effekten wieder, die für die Eingeborenen wertlos waren, wie einige Instrumente, das Stativ, den Meßtisch, die Apotheke, einen Regenrock, Zigarren, den Petroleumkocher und die beiden photographischen Apparate. An letzteren hatte ich indessen nicht viel Freude, da die Bewohner von Tavek-kel die Platten in Beschlag genommen und sie zu Scheiben für ihre Fenster verwendet hatten. Ich mußte mich daher auch ferner damit begnügen, Federzeichnungen zu machen. Daher kommt es, daß nur die erste Hälfte dieser Arbeit mit meinen Photographien illustriert ist.

Die Jäger waren auf Togda Beks Vorschlag eingegangen und hatten schon für mehr als 2000 Mark Sachen veräußert. Ahmed Mergen und

Kasim Achun, die mit uns am Kerija-darja gewesen waren, hatten sich auf der ganzen Reise nichts merken lassen. Ein schlechtes Gewissen hatten sie wahrscheinlich doch, denn sie pflegten, wenn die Rede auf die Wüstenreise kam, stets zu sagen, das Verlorene würde sich schon wiederfinden, und sie würden auf dem Rückwege von Tschimen danach suchen.

Jetzt verstand ich auch, weshalb mich der Bek während meines Aufenthalts in Tavek-kel in einem gewöhnlichen Hause untergebracht und nie in sein eigenes eingeladen hatte. Dort lagen ja die gestohlenen Gegenstände unter Teppichen und Filzdecken verborgen und hätten möglicherweise entdeckt werden können.

Auch Liu Darin hatte ein Verhör angestellt, und als er gesehen, daß die von mir fest verschlossenen Kisten erbrochen waren, hatte er die Männer gefragt, wie sie sich dergleichen hätten unterstehen können und ob sie nicht wüßten, daß es sowohl nach chinesischem Gesetz wie nach dem mohammedanischen „Scheriet" verboten sei, sich an dem Eigentum eines anderen zu vergreifen. Die Kisten seien so schwer gewesen, hatten sie erklärt, daß der Inhalt in kleinen Partien habe getragen werden müssen.

Alles dies geschah einige Monate, bevor ich wieder nach Chotan kam. Die Jäger waren gefoltert worden, um zum Geständnis gebracht werden zu können, hatten Prügel bekommen und waren dann ins Gefängnis geführt worden. Nur der schlaue Bek befand sich auf freiem Fuß.

Nach meiner Ankunft in Chotan wurde die Untersuchung wieder aufgenommen. Der Aksakal hatte einen Spion im Jamen, um zu erfahren, was dort vorging. Wir waren jedoch überzeugt, daß Liu Darin mit vollkommener Gerechtigkeit handeln und sich nicht erkaufen lassen würde.

Aber das Wohl und Wehe der Diebe hatte ich in meiner Hand, denn die chinesische Tortur hinterläßt die Delinquenten als Krüppel, und die Tage, die die armen Gefangenen in Erwartung ihres Urteils verlebt hatten, waren wenig beneidenswert. Es war natürlich von Anfang an meine Absicht, daß sie mit dem bloßen Schrecken davonkommen und mit Milde behandelt werden sollten. Denn hatte nicht der Allmächtige seine Hand über mich gestreckt, als ich damals in Lebensgefahr war?

Nun übernahm Liu Darin das Richteramt und trat mit Macht und Autorität auf. Er verlangte ein Verzeichnis der Sachen, die in den Kisten gewesen und eine Angabe ihres Wertes. Damit versehen, machte er sich in eigener Person auf den weiten Weg nach Tavek-kel, wo das Gerichtsverfahren wieder aufgenommen wurde, um in Chotan fortgesetzt zu werden. Die Aussagen widersprachen einander sehr. Liu Darin wollte deshalb die Folterbank anwenden. Da ich mich diesem aber auf das bestimmteste widersetzte, wollte er wenigstens Prügel austeilen lassen, und Henker mit Ruten waren bei dem ganzen Verhör zugegen. Ich erklärte, daß ich mich,

wenn dies geschähe, entfernen müßte, da es nach der Sitte meines Landes unrecht sei, selbst einen Verbrecher zu mißhandeln. Er versprach, meinen Wünschen entgegenzukommen.

Als nun die Jäger einstimmig behaupteten, daß sie das ganze Gepäck an Togda Bek abgeliefert hätten und er allein Bescheid geben könne, wenn etwas davon fehle, dieser aber dabei blieb, daß die Jäger das Fehlende gestohlen, fällte Liu Darin folgendes salomonische Urteil:

„Eine Partei lügt, aber aus der Untersuchung geht nicht hervor, welche. Ich verurteile also beide Parteien dazu, unserem Gast binnen zwei Tagen den Wert der veräußerten Sachen mit 5000 Tengeh (2300 Mark) zu ersetzen."

Unmittelbar darauf erklärte ich in Gegenwart der Schuldigen, daß ich das Urteil allerdings durchaus gerecht fände, aber von den Angeklagten, so schuldig sie auch seien, kein Geld annehmen wolle.

Liu Darin antwortete mit Bestimmtheit, daß, wenn auch mir die Summe gleichgültig sei, es für die chinesischen Behörden doch von größter Wichtigkeit sei, ihren Untergebenen beizubringen, daß sie einen europäischen Gast nicht ungestraft plündern könnten, denn sonst würden die Räubereien sich das nächste Mal, wenn wieder ein Reisender in diese Gegend käme, sofort wiederholen. Da ich es aber nicht für vollständig erwiesen hielt, daß die Last des in der Nähe des Flusses zurückgelassenen Kamels ebenfalls geplündert worden, und da die Jäger versichert hatten, daß ein Teil der Sachen nicht mitgenommen, sondern auf dem Zeltplatze liegengeblieben sei, gelang es mir, die Summe auf 1000 Tengeh (460 Mark) herunterzuhandeln. Erntete ich bei dem Geschäfte auch keinen Vorteil, so gewann ich doch wenigstens den Beifall aller und die Dankbarkeit der Verbrecher.

Eine Gerechtigkeit und Energie bei der Verteidigung der Interessen eines Europäers, wie Liu Darin sie hier gezeigt, sind bei einem chinesischen Mandarin außergewöhnliche Eigenschaften. Aber ich habe schon erwähnt, daß dieser Liu Sui Tsai, wie sein vollständiger Name lautet, ein überaus trefflicher Mensch war, was auch aus folgendem Zuge hervorgeht:

Hier wie in den meisten anderen ostturkestanischen Städten wird der Amban ungefähr alle drei Jahre gewechselt, und während dieser Zeit bringt er es fertig, etwa eine halbe Million oder mehr zurückzulegen, weil ein guter Teil der Abgaben in seiner eigenen Tasche stecken bleibt. Liu Darin war hier drei Jahre lang Amban gewesen, hatte aber jedes Jahr die ganze Steuer unverkürzt nach Peking geschickt. Seine Ehrlichkeit hatte in Urumtschi großes Aufsehen gemacht, und er war jetzt zum Amban in Jarkent befördert worden, wohin er sich an demselben Tage begeben sollte, an dem ich Chotan verließ.

Fünfzehntes Kapitel.

Meine neuen Aufgaben.

Es ist hier am Platze, auf die Aufgaben kurz hinzuweisen, deren Lösung tief im Innern Asiens mein Ziel war, und in etwas über das Gebiet, in welchem ich tätig sein wollte, zu orientieren.

Im Herzen von Asien ragt zwischen den beiden höchsten Bergketten der Welt, dem Kuen-lun und dem Himalaja, die größte und höchste Erhebung empor, die es auf der Oberfläche unseres Planeten gibt — das tibetische Hochland. Seine mittlere Höhe beträgt ungefähr 4000 Meter, ja, in den nördlichen Teilen sogar bis zu 4600 Meter; ein Areal von 2 Millionen Quadratkilometer, d. h. fast zweimal soviel als Deutschland und Frankreich zusammen einnehmen, ist hier also ebenso hoch wie die höchsten Gipfel der Alpen. Der nördliche Teil, eine der unbekanntesten Gegenden Asiens, scheint nach chinesischen Karten aus einem System abgeschlossener Seebecken zu bestehen; er ist unbewohnt. Weiter im Süden führen tibetische und mongolische Nomaden ihr unstetes Hirtenleben, und nur in den südlichsten Teilen des Landes gibt es eine seßhafte Bevölkerung.

Tibet liegt außerhalb der großen Heerstraßen, auf denen die Reisenden des 19. Jahrhunderts dahingezogen sind, und nur einige wenige kühne Europäer haben dazu beigetragen, das mangelhafte Material zu sammeln, auf dem unsere jetzige Kenntnis von diesem Lande beruht. Die karge Natur Tibets, seine hohen, unzugänglichen Berge und seine ferne Lage im Herzen des großen Kontinents haben die Reiselustigen abgeschreckt und sie bewogen, ihr Forschungsfeld lieber in den übrigen Weltteilen, in den Polargegenden oder auf den Inseln des Weltmeers zu suchen, wo sie an der Küste einen festen Ausgangspunkt für ihr Vordringen in verhältnismäßig naheliegende unbekannte Gegenden fanden. Und doch dürfte der Forscher kaum irgendwo so reichlich für seine Mühen belohnt werden und ein so unerschöpfliches Feld für Beobachtungen jeder Art finden wie in Tibet, dem Lande, von dem das Licht über die Welt des Lamaismus ausstrahlt, wie das Wasser in Gestalt gewaltiger Flüsse von dort ausströmt,

um den angrenzenden Ländern Leben und Nahrung zu geben. Viele großartige Probleme der physikalischen Geographie harren in Tibet und der Wüste Gobi noch ihrer Lösung, und die Lösung eines jeden einzelnen Problems würde einen schönen Gewinn für die Wissenschaft bedeuten.

Doch auch dieses letzte, vom Fanatismus versperrte Land ist in unseren Tagen gezwungen worden, seine Tore dem Scharfblicke der europäischen Forschung ein wenig zu öffnen. Hauptsächlich sind es die westlichen und östlichen Teile Tibets, die von den Routen englischer, russischer und französischer Reisenden durchzogen worden sind; in Lhasa haben in neuerer Zeit nur einige Punditen, eingeborene indische Gelehrte, die von englischen Offizieren erzogen und unterrichtet worden waren, Zutritt gefunden. Die Befürchtungen der chinesischen Regierung, der religiöse Fanatismus der Tibeter und die unzugängliche, wilde Natur sind die Ursache, daß Tibet sich länger hat isolieren können als andere asiatische Länder.

Zu einer Zeit, in der Rußlands und Englands Einfluß in Asien noch nicht so groß war, gelang es mehr als einem Europäer, nicht nur das Land zu durchreisen, sondern auch in die Hauptstadt zu kommen. So begab sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Mönch Odorico di Pordenone von China nach Tibet; er war der erste Europäer, der Lhasa erreichte. 1624 machte der spanische Jesuit Antonio d'Andrada eine Reise von Indien nach Tibet, und 1661 unternahmen die beiden Jesuitenmissionare Grueber und d'Orville ihren denkwürdigen Zug von Peking über Koko-nor, Zaidam und das Land der Tanguten nach Lhasa; nachdem sie sich zwei Monate in der Hauptstadt aufgehalten, kehrten sie über Nepal nach Agra und Europa zurück. Im 18. Jahrhundert wurde die geheimnisvolle Stadt von mehreren Missionaren besucht. Desideri hielt sich von 1716—29 in Lhasa auf, della Penna war dort 1719—35 und 1740—46; sie haben einige Briefe von ihren Reisen hinterlassen. Während der Jahre 1729—37 machte der kühne Holländer van de Putte eine Reise von Indien über Lhasa und Koko-nor nach Peking, von wo aus er sich noch einmal, über Hinterindien, nach Lhasa begab. Nach der Heimkehr verbrannte er alle seine Aufzeichnungen, weil er fürchtete, daß niemand seinen ungeheuerlichen Erzählungen Glauben schenken würde! 1811 kam Manning nach Lhasa, und 1845 führten die beiden französischen Missionare Huc und Gabet ihre berühmte Reise von Peking über Koko-nor, Burchan-Budda und Tan-la nach der Hauptstadt Tibets aus, eine Fahrt, die Pater Huc in einem interessanten Buche geschildert hat. Nach ihnen ist es keinem Europäer mehr geglückt, bis Lhasa vorzudringen, und alle Expeditionen, deren Ziel diese Stadt gewesen, sind unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt.

Die peripherischen Teile des Landes hingegen sind von mehreren

europäischen Reisenden besucht worden, von denen jedoch nicht alle zu wissenschaftlichen Arbeiten befähigt waren oder wertvolle Aufklärungen mitgebracht haben. Den äußersten Westen von Tibet bereisten in den Jahren 1856 und 1857 die Brüder Schlagintweit, 1865 Johnson, 1868—70 Shaw, 1868—70 Hayward, 1870 und 1873—74 Forsyth mit seinen vielen Begleitern, 1885—87 Carey und Dalgleish, 1888—90 Grombtschewskij. Kischen Sing, ein Pundit, der sich an Forsyths Expedition beteiligte, gelang es, ein wenig tiefer als die übrigen in das Land einzudringen.

Eine der merkwürdigsten Reisen, die in Tibet unternommen wurden, ist die des Punditen Nain Sing. Er hatte an den Expeditionen Schlagintweits und Forsyths teilgenommen und wurde im Juli 1874 von Hauptmann Trotter von Leh in Ladak nach Lhasa geschickt. Seine Karawane bestand aus 26 mit leichten Lasten ausgerüsteten Schafen, von denen nur 4 den ganzen 1600 Kilometer langen Weg in 4 Monaten zurücklegten. Die Gegend im Osten des Panggongsees war, bis auf einige Hirten, unbewohnt. Die Eingeborenen bezeichneten sich als Tschangpas, Nordmänner, wurden aber von den Bewohnern Turkestans Taglik oder Bergbewohner genannt. Nach Osten erstreckte sich das tibetische Hochland 1300 Kilometer weit bis zu den Quellen der chinesischen Flüsse und den Burchan-Budda-Bergen. Soweit das Auge reichte, zeigte es sich als eine grasbewachsene Ebene mit Tälern, Hügeln und in der Ferne mit Schneebergen.

Unter den Reisenden im östlichen Teile von Tibet nimmt der russische General Prschewalskij den ersten Rang ein. Am 29. November 1870 verließ er mit drei russischen Begleitern Kiachta und zog durch die Wüste Gobi über Urga und Kalgan nach Peking. Nach einem Abstecher zum See Dalai-nor verließ er im Mai 1871 Kalgan und zog nach Westen zwischen den Bergketten In-schan und Muni-ula weiter, um dem Laufe des Hoang-ho oder Gelben Flusses aufwärts zu folgen, bis er das Land Alaschan mit der Hauptstadt Dün-juan-in erreichte. Nachdem er zurückgekehrt war und in Kalgan ausgeruht hatte, brach er von neuem nach Dün-juan-in auf, wo wir ihn im Juni 1872 finden.

Hier beginnt der merkwürdigste Teil seiner Reise, da das Land, das nun durchkreuzt wurde, wenig bekannt war. Erst wurde das Hochland von Gan-su, ein stark bewaldetes Bergland nordöstlich vom Koko-nor-See, untersucht. Nachdem der See umgangen und die südliche Koko-nor-Kette überschritten war, erreichte die Expedition die ausgedehnten Sümpfe von Zaidam, von wo sie wieder in höhere Regionen, in die Heimat des wilden Yak, hinaufstieg. Nachdem ihr Weg mehrere Bergketten des tibetischen Hochlandes gekreuzt hatte, erreichten die Reisenden am 22. Januar 1873 den Jang-tse-kiang, den Endpunkt ihrer Reise.

Obgleich es Prschewalskijs Absicht und Wunsch gewesen, bis Lhasa vorzudringen, das etwa 900 Kilometer oder 27 Tagereisen entfernt lag, mußte er doch davon abstehen, denn die Lasttiere waren ganz erschöpft, und die Vorräte und Mittel der Expedition nahten sich ihrem Ende. Prschewalskijs erste Reise endete in Irkutsk, wo er am 8. Oktober 1873 anlangte.

Drei Jahre lang hatte die kleine Expedition mit Schwierigkeiten gekämpft, die unüberwindlich schienen; sie hatte der Sommerhitze der mongolischen Wüsten und der Winterkälte des tibetischen Hochlandes Trotz geboten, Monate in einem kleinen, schlechten Zelte zugebracht, und zwar oft bei einer Temperatur von —40 Grad Celsius, und nur vom erlegten Wilde gelebt. Die Energie und Ausdauer, die Prschewalskij hierbei an den Tag gelegt hat, sind bewundernswert, und es zeigt sich deutlich, daß ihn eine richtige Erkenntnis der großen Bedeutung des Unternehmens leitete, da er, von einer feindlichen Bevölkerung und allen möglichen Gefahren umgeben, sich so großen Entbehrungen unterwarf und mitten in dem verpestenden Rauche, der von der Glut des Argols, des zur Feuerung benutzten Kameldunges, in dem Zelte aufstieg, seine wertvollen Aufzeichnungen auszuarbeiten und seine Sammlungen zu ordnen vermochte. Es war eine geographische Heldentat, die Prschewalskijs Namen denen der klassischen Reisenden würdig zur Seite stellt.

Seine zweite Reise führte Prschewalskij vom August 1876 bis zum Juli 1877 aus. Sie umfaßte nur eine Strecke von 4246 Kilometer. Auch von dieser Fahrt kehrten die Reisenden mit großartigen Resultaten zurück. Die Gegend, die der geographischen Wissenschaft erobert worden war, war eins der unbekanntesten Gebiete Innerasiens, und nur vom Hörensagen und aus chinesischen Karten und Urkunden hatten wir bis dahin eine Ahnung von ihrem Aussehen.

Von Kuldscha ging die Reise durch das Ilital zum Juldus, dann nach Süden über Korla und am unteren Tarim entlang zum Lop-nor und dem Altun-tag. Da Prschewalskij es für unmöglich hielt, über Lop-nor und die unfruchtbaren Einöden, die sich südlich vom Altun-tag ausdehnen, Tibet und Lhasa erreichen zu können, was noch immer das Ziel seiner Wünsche war, beschloß er, sich über Gutschen und Chami einen Weg dahin zu suchen, erkrankte aber in der erstgenannten Stadt und mußte wieder nach Rußland zurückkehren.

Der Glanzpunkt dieser Reise ist die Entdeckung des neuen Lop-nor und der gewaltigen Bergkette Altun-tag, die das Aussehen Zentralasiens auf unseren Karten in hohem Grade verändert hat, sowie die Feststellung der Existenz des wilden Kamels, die nachher auch von Carey und Younghusband bestätigt worden ist.

Prschewalskijs dritte Reise dauerte vom März 1879 bis zum November

1880 und umfaßte 7661 Kilometer. Als Ausgangspunkt wählte er diesmal Saisansk an der russischen Grenze; er begab sich über Buluntochoi den Urungufluß aufwärts, durch die Dschungarei nach Barkul und über den Tien-schan nach Chami. Dann zog er durch die Wüste Gobi und kreuzte an einigen Punkten seine frühere Reiseroute. Diesmal drang er viel weiter nach Süden vor; er gelangte über den Jang-tse-kiang und die Tan-la-Berge bis zum 32. Grad nördlicher Breite.

Die vierte und letzte Reise, die Prschewalskij ausführte, begann im Oktober 1883 und endete im Oktober 1885. Mit 20 Begleitern, die meisten von ihnen Kosaken, legte er 7815 Kilometer zurück. Von Kiachta begab er sich auf dem ihm schon bekannten Wege durch die Gobi, dann über das Hochland Gan-su nach den beiden Quellseen des Hvang-ho, dem Tsaring-nor und dem Oring-nor; dies war der Glanzpunkt der vierten Reise. Nach einem Abstecher nach dem Jang-tse-kiang zog er weiter durch Zaidam und über den Altun-tag zum Lop-nor und am nördlichen Fuße des Kven-lun-Gebirges entlang nach Chotan, sowie schließlich den Chotan-darja abwärts und über den Tien-schan.

Von großer Bedeutung für die Geographie des östlichen Tibet sind die ausgedehnten Reisen, die 1878—82 von dem Punditen Krischna, gewöhnlich A—K— genannt, unternommen wurden. Im Frühjahr 1878 erhielt er von der indischen Regierung den Auftrag, das Gebiet zu erforschen, das im Norden von Prschewalskijs Reisen, im Osten von den Routen der französischen Missionare Desgodins und Durand, sowie des Engländers Gill, im Süden vom Sang-po und Himalaja und im Westen vom Meridian Lhasa-Lop-nor begrenzt wird. Diese Gegend ist in neuerer Zeit nur von den Routen von Huc und Gabet sowie von Bonvalot und dem Prinzen Henri von Orléans durchzogen worden.

Als Kaufmann verkleidet, mit Geldmitteln und Instrumenten reichlich versehen, ging A—K— über Sikkim nach Lhasa, das er im September 1878 erreichte. Hier blieb er ein ganzes Jahr, auf eine Gelegenheit wartend, mit einer großen, gutbewaffneten Karawane nach Norden gehen zu können, denn dort machen tangutische Räuber die Wege unsicher. Am 17. September 1879 langte eine mongolische Karawane an, von deren Teilnehmern 100 berittene Mongolen und einige Tibeter gleich wieder zurückkehren sollten. Alle waren mit Speeren, Säbeln und Schießgewehren bewaffnet. Diese Gelegenheit benutzte A—K—. Während des Marsches wurde große Vorsicht beobachtet; man schickte Patrouillen aus und stellte nachts Wachen auf. Anfangs folgte man dem Wege, den Nain Sing 1875 auf seiner Reise vom Tengri-nor nach Lhasa eingeschlagen. Im Süden der Tan-la-Berge berührte A—K— die Route Prschewalskijs. Der höchste Paß des Tan-la-Gebirges erhebt sich bis gegen 5000 Meter und

72. Loplik auf dem Tarim bei Kum-tschappgan. (S. 94.)

73. In einem Schilftunnel des Lop-nor. (S. 95.)

bildet die Wasserscheide zwischen dem oberen Mekong und dem Jang-tse-kiang. Nach fünfmonatiger Wanderung auf dem Hochplateau wurden ferner die Angirtakschiaberge mit einer Paßhöhe von 4800 Meter erreicht. Bei Tengelik in Zaidam wurde Rast gemacht; aber gerade als man nach dem Kurlük-nor aufbrechen wollte, wurde die Karawane von 200 Räubern angefallen, die dem A—K— alle seine Waren und Lasttiere abnahmen.

Seine Aufzeichnungen und Instrumente hatte er jedoch gerettet, und trotz seines Mißgeschicks beschloß er vorwärts zu gehen, um die ihm gestellten Aufgaben zu lösen. Am westlichen Ufer des Kurlük-nor überwinterte er bis zum März 1880. Von hier aus gedachte er die Richtung nach dem Lop-nor einzuschlagen, aber sein indischer Diener desertierte und nahm einen großen Teil seiner Habe mit, weshalb er selbst bei Mongolen, die nach Sa-tscheo gingen, in Dienst treten mußte. Hier wurde er von einem Lama freundlich aufgenommen, aber vom chinesischen Statthalter zur Rückkehr gezwungen. Dieser Wendepunkt ist von Wichtigkeit, denn von hier aus hatte Prschewalskij seine Reise nach Zaidam und Tan-la unternommen, und in derselben Gegend endete Graf Széchényis Expedition durch China. Mit einem treuen Diener trat A—K— daher den Rückweg an, mußte aber noch einmal bei „chinesischen Tataren" in Dienst treten. Er erreichte glücklich Darchendo (Tatsienlu), wo er in der Missionsstation vom Bischof alle mögliche Hilfe erhielt. Über Batang kehrte er nach Indien zurück.

In den Jahren 1888—89 führte der Amerikaner Rockhill eine Reise im östlichen Tibet aus. Er brach von Peking mit nur wenigen Begleitern und einigen Pferden auf und begab sich nach dem Koko-nor und dem Alak-nor, überschritt den Jang-tse-kiang und kehrte dann wieder nach Schanghai zurück. Er war des Chinesischen und des Tibetischen mächtig und reiste in Verkleidung. Er nahm Karten auf und führte Höhenmessungen aus, machte Aufzeichnungen und wies nach, daß die früheren Karten sowohl in orographischer wie in hydrographischer Hinsicht sehr falsch und unzuverlässig waren.

In der letzten Zeit haben sich verschiedene Reisende vom Forschungsdrang oder Ehrgeiz verlocken lassen, Züge zu unternehmen, deren Ziel das innere Tibet und besonders Lhasa waren. Vielen ist es mißglückt, andere haben schöne Resultate mit nach Hause gebracht.

Am besten gelang es Bonvalot und dem Prinzen Henri von Orléans, die Asien von Nordwesten nach Südosten durchquerten. Nach dem Lop-nor und dem Altun-tag folgte die Expedition der Route Prschewalskijs am Tarim entlang. Am 17. November 1889 brachen sie vom Lop-nor auf, am 23. hatten sie den Altun-tag überschritten und verließen nun Prschewalskijs und Careys Weg, um sich ohne Führer auf unbekannten Pfaden direkt nach Süden zu wenden. Dieser Marsch währte bis zum

17. Februar 1890 und erstreckte sich bis zwei Tagereisen südlich vom Tengri-nor. Das in diesen drei Monaten durchwanderte Hochplateau von Tibet ist nirgends unter 4000 Meter hoch. Einige Bergketten des Kven-lun-Systems wurden auf mehr als 5500 Meter hohen Pässen überschritten und zahlreiche Seen entdeckt. Das Land war überall wüstenhaft; Bäume und Buschwerk fehlten gänzlich, und es bot nicht einmal den Kamelen und Pferden der Karawane Nahrung, die infolge der Strapazen, der Entbehrungen und der außerordentlichen Kälte in großer Zahl fielen. Vom 4. Dezember 1890 bis zum 30. Januar 1891 hatte man kein menschliches Wesen angetroffen. Zwei Tagereisen südlich vom Tengri-nor wurde die Expedition von den Tibetern aufgehalten, und trotz beinahe siebenwöchiger Unterhandlungen konnte man nicht die Erlaubnis erlangen, den Marsch nach Lhasa fortzusetzen. Die Reisenden mußten daher einen großen Umweg machen und erreichten im September Tonking.

Im Mai 1890 versuchte der russische Hauptmann Grombtschewskij von Polu aus in das westliche Tibet einzudringen; da dies mißlang, wandte er sich Mitte Juni nach Chotan und widmete die Monate Juli und August Forschungen im Tisnabtal und am oberen Jarkent-darja, sowie auf der Wasserscheide zwischen beiden Flüssen. Nach einem Besuche in Pamir begab er sich über Kaschgar nach Taschkent, wo ich zu Ende des Jahres 1890 mit ihm zusammentraf. Er hatte Karten über eine Strecke von 7600 Kilometer aufgenommen, und seine Forschungen bilden ein Verbindungsglied zwischen denen Kuropatkins (1877), Forsyths (1873—74), Prschewalskijs (1885) und Pjewzoffs (1889—90).

In den Jahren 1889 und 1890 unternahm General Pjewzoff, von Prschewalskijs Kameraden Roborowskij und Kosloff sowie dem Geologen Bogdanowitsch begleitet, eine Reise durch Ostturkestan. Er zog über den Tien-schan und am Jarkent-darja hinab nach Jarkent und Chotan und überwinterte in Nija. Vom nördlichen Fuße des Kven-lun-Gebirges unternahmen sie mehrere Exkursionen nach dem tibetischen Hochlande und untersuchten besonders den Teil, der nördlich vom Arka-tag liegt. Die Rückreise ging über Lop-nor, Kara-schahr und die Dschungarei. Pjewzoffs Reise ist eine der wichtigsten, die in diesen Gegenden ausgeführt worden ist, und kein Reisender hat hier so wertvolle Ortsbestimmungen gemacht wie er.

Im Altun-tag und der Gegend südlich davon wird Prschewalskijs Weg (vierte Reise) an mehreren Punkten von der Route des Engländers Carey gekreuzt. Von dem später ermordeten Dalgleish begleitet, überstieg Carey den Altun-tag und den Tschamen-tag und die unbewohnten Plateaus zwischen diesen Gebirgen, ehe er den eigentlichen Kven-lun und das tibetische Hochland erreichen konnte. Er überschritt diese Ketten auf einem etwas west-

licheren Wege als dem von Prschewalskij gewählten und kreuzte später Prschewalskijs Route im Westen, da dieser das Plateau zwischen dem Tschamen-tag und dem Kven-lun untersuchte. Dann reiste Carey am Fuße des Kven-lun nach Osten, ging eine kürzere Strecke zwischen dieser Bergkette und Kokoschili entlang und kreuzte die Wallfahrtsstraße von der Mongolei nach Lhasa gerade südlich von dem Punkte, wo dieser Weg durch einen Paß über den Kven-lun geht. Beim Flusse Ma-chu wandte er sich nach Norden und legte einen Teil des Weges des Punditen A—K— zurück. Er führte seine Reise in den Jahren 1885—87 aus.

Hauptmann Younghusband, der seinen Namen schon durch mehrere Reisen in Pamir berühmt gemacht hatte, reiste im Jahre 1888 von Peking über Barkul, Ak-su und Kaschgar nach Indien; Hauptmann Bower durchquerte vom Juni 1891 bis zum März 1892 Tibet und China von Leh bis Schanghai.

Die hier in Kürze angeführten Reisen sind die wichtigsten, die in das Gebiet fallen, das ich selbst zu besuchen beabsichtigte.

In Hochasien findet der Geologe Verhältnisse, die von außerordentlichem Interesse sind, nicht bloß wegen der großartigen Dimensionen, in denen sich die Gebirgsketten dort entwickelt haben, sondern auch, weil sie so wenig bekannt sind. Das Hochland von Tibet steigt wie eine gewaltige Plattform steil aus den beiden Tiefländern Hindustan und dem Tarimbecken empor, welch letzteres eins der niedrigsten Tiefländer ist, die es im Innern eines Kontinents gibt; der Lop-nor hat eine absolute Höhe von nur 760 Meter, und bei Luk-tschin südlich von Turfan hat man eine Depression gefunden, die nicht unbedeutend unter das Meeresniveau hinabsinkt. Von diesen Tiefländern ausgehend wird dieses Hochland vom Himalaja und dem Kven-lun begrenzt, die mit ihren westlichen Teilen im Pamir und der südlich davon gelegenen Gegend zusammenstoßen.

Während ältere Geographen und Entdeckungsreisende sich bei ihren Studien nur mit dem topographischen Aussehen oder höchstens noch mit den Relief- und Terrainverhältnissen der Erdoberfläche beschäftigten, fordert die moderne Geographie von ihren Jüngern, daß sie sich eine so tief wie möglich gehende Kenntnis der genetischen Ursachen der gegenwärtigen Plastik der Erdoberfläche und des inneren Zusammenhangs der Bergketten in ihrem Verhältnis zueinander, ihres Alters und ihrer Entstehung verschaffen. In dieser Beziehung sind in Hochasien noch große Fragen zu lösen, und eine lange Reihe von Jahren dürfte verfließen, ehe diese Probleme einigermaßen Klärung gefunden. Während der letzten 25 Jahre sind innerhalb des Kven-lun-Systems nur vier hervorragende Geologen tätig gewesen, Stoliczka, Richthofen, Loczy und Bogdanowitsch. Ungeheure Lücken trennen die von ihnen untersuchten Gebiete voneinander. Es ist meine

Absicht, einigermaßen zur Ausfüllung dieser Lücken beizutragen, da jeder Versuch, jedes erschlossene Profil von größter Wichtigkeit ist.

* * *

Wir verlebten in Chotan noch eine angenehme Zeit. Der reichste Mann der Stadt, Alim Achun, hatte mir auf Liu Darins Veranlassung seine prächtige Sommerresidenz zur Verfügung gestellt. Alles war bereit, als wir vom Lop-nor zurückkehrten. Ich wurde durch ein Tor geführt, dann ging es über ein paar Höfe und schließlich in einen großen, von hohen Mauern umgebenen viereckigen Garten. Ein mit Steinplatten belegter Gang führte nach seiner Mitte, wo auf einer steinernen Terrasse ein viereckiges Haus aus Ziegelsteinen stand.

Das Haus hatte nur eine Tür. An den übrigen drei Innenwänden war ein meterhohes Holzgerüst mit Bretterfußboden angebracht, einer hohen Estrade gleich, die den Steinfußboden nur in der Mitte frei ließ. Diese Estrade statteten wir mit Teppichen und Kisten aus. Dort wurde in einer Ecke mein Bett aufgestellt, und dort saß ich mit untergeschlagenen Beinen an meinem Schreibtische, einer Kiste, und arbeitete bis tief in die Nacht hinein. Das Ganze glich einem Studierzimmer, da die vielen Reiseeffekten dem Zimmer ein pittoreskes Aussehen gaben.

Oft besuchten mich chinesische Mandarine oder Eingeborene, die Antiquitäten oder Nephrit verkaufen wollten. Im übrigen war Jolldasch meine einzige Gesellschaft. Er wurde von den Muselmännern höflicherweise „Jolldasch Achun" (Herr Reisekamerad) tituliert, bewachte mein Haus und wedelte zutunlich mit dem Schwanze, wenn Islam das Präsentierbrett mit dem Mittagessen brachte.

Nach eingenommenem Mittagessen wandelte ich eine Weile in dem Garten umher, atmete den Duft reifender Maulbeeren und Pfirsiche und schwellender Rosen ein. Nur ein Reh mit einem Glöckchen an blauem Bande um den Hals kam dann und wann in lustigen Sprüngen zu mir und wollte spielen. Kurz, es war der reizendste Zufluchtsort, den man sich träumen konnte, ein wahres Paradies, in dem nur — die Eva fehlte!

Im Stalle wieherten meine 15 neuen Pferde. Nur mein Reitpferd war seit dem Sommer 1895 dabei, war aber in Chotan zurückgelassen worden, als wir nach dem Lop-nor zogen. Die Tiere mußten jetzt für kommende Strapazen Kräfte sammeln. Liu Darin versah sie mit Mais und Grünfutter im Überfluß.

Es half nichts, daß ich ihm sagte, unter diesen Umständen müßte ich sobald wie möglich abreisen, um ihm nicht unnötige Kosten zu verursachen. Nein, er bat mich zu bleiben und erklärte, daß jeder echte Chinese seinen Gast auf diese Weise behandeln müsse. Ich kann die Dienste und Freund-

schaftsbeweise, mit denen dieser vortreffliche Mandarin mich überhäufte, gar nicht alle aufzählen.

Doch noch eins muß ich erwähnen. Liu Darin verschaffte mir auch einen Dolmetscher für das Chinesische, einen sehr netten, liebenswürdigen jungen Chinesen namens Fong Schi, der seine Muttersprache geläufig schrieb, fließend dschaggataitürkisch sprach und — kein Opium rauchte. Er ließ Frau und Kinder in Chotan zurück, für deren Unterhalt Liu Darin einstand. Fong Schi gab sein Gehalt für drei Monate, das er als Vorschuß erhalten hatte, seiner Frau. In freien Stunden sollte er mich im Chinesischen unterrichten, und wir fingen damit schon vor dem Aufbruch an.

Doch die Zeit verging. Mehr als einen Monat durften wir der Ruhe nicht opfern, und bald sehnten wir uns wieder nach Tätigkeit. Ende Juni war alles zum Aufbruch bereit. Islam Bai, der stets mein unbegrenztes Vertrauen genoß, hatte zwei neue Diener angenommen und unsere Kisten mit neuen Vorräten gefüllt. Ein Zeltmacher im Basar nähte ein großes Zelt für die Leute. Ich selbst hatte ja mein altes Wüstenzelt, traurigen Andenkens, wiederbekommen.

Am letzten Abend in Chotan feierten die Leute ein großes Abschiedsfest. Einer der kleinen Höfe war mit bunten Laternen behängt, ein ganzes Orchester von Trommlern und Pfeifern traktierte uns mit Musik, ein paar Tänzer, von denen einer als Frau gekleidet war, entwickelten ihre nichts weniger als bezaubernde Kunst, und ringsumher saßen die Muselmänner, klatschten in die Hände und waren selig. Dann wurden Reispudding und Tee herumgereicht, und erst gegen Morgen verklangen die Töne der Abschiedsmusik.

Sechzehntes Kapitel.

Zum nördlichen Fuße des Kven-lun.

Am 29. Juni waren wir schon bei Sonnenaufgang alle auf den Beinen, und mein friedliches Haus im Garten wurde ausgeräumt. Die Pferde wurden mit ihren Packsätteln vorgeführt und mit den Kisten beladen. Während die Männer die Karawane marschfertig machten, ritt ich zum Abschiedsbesuch zu Liu Darin und schenkte ihm eine goldene Uhr, die ich von einem reichen Kaufmann aus Ladak gekauft hatte. Der Tatar Rafikoff hatte es unternommen, meine archäologischen Sammlungen, die Kamelhaut und eine Menge in Chotan gekaufter Teppiche nach meiner Heimat zu schicken. Dank seiner und Herrn Petrowskijs Fürsorge kamen alle diese Gegenstände in unbeschädigtem Zustand an ihrem Bestimmungsorte an.

Endlich war alles fertig, und um zehn Uhr setzte sich die lange Karawane von 20 Pferden und 30 Eseln, von einem ganzen Trupp Diener zu Fuß und zu Pferde begleitet, in Bewegung, dem Osten zu.

Nach einer knappen Stunde waren wir unten am linken Ufer des Jurun-kasch. Der Fluß sah jetzt anders aus als vor einem Monat, als wir ohne Schwierigkeit durch sein einziges Bett ritten. Jetzt war er in vier Arme geteilt, von denen der auf der rechten Seite den größten Teil der Wassermasse führte. Das Hochwasser war gekommen und brauste mit solcher Wut, daß der Boden unter unseren Füßen zitterte.

Am 30. Juni passierten wir in südöstlicher Richtung die letzten Dörfer der Oase Chotan. Bei Kutas-lenger, dem „Wirtshause des Yak", floß die letzte Abzweigung eines Bewässerungskanals. Hier hörte die Vegetation so plötzlich auf, als wäre sie mit heißem Wasser fortgebrüht worden. Kein Grashalm überschritt die Grenze. Statt dessen dehnte sich vor uns der harte, gelbe, langsam ansteigende, gänzlich unfruchtbare Sai aus, der den Übergang zwischen der Wüste und dem Gebirge bildet.

Zwischen diesem Saigürtel, der eigentlich ein Schuttkegel am Fuße des Gebirges ist, und der Sandwüste finden wir das schmale, oft unterbrochene Oasenband und die Karawanenwege. Der Sai wird von den tief eingeschnittenen Betten der kleineren Flüsse, die vom Nordabhang des

Kven-lun kommen, durchzogen. Die hauptsächlichsten von ihnen, die wir jetzt passieren sollten, waren der Ullug-sai, Kerija-darja, Nija-darja, Tollan-chodscha, Bostan-tograk, Möllдscha und der Kara-muran.

Da, wo diese Flüsse aus dem Gebirge heraustreten, liegen kleine Dörfer, in denen Gerste gebaut wird und die Eingeborenen im übrigen von Viehzucht, besonders Schafzucht leben. Wir können also in Ostturkestan drei verschiedene Arten von Oasen unterscheiden: diejenigen, welche die Flußläufe begleiten; die, welche am Rande der Wüste liegen und von künstlichen Kanälen bewässert werden und wohin alle Städte gehören, und schließlich solche, die am Austritte der Flüsse aus dem Gebirge liegen, wo ebenfalls eine reiche Grasvegetation herrscht.

Während der nächstfolgenden Tage ritten wir durch herrliche, gesunde Gegenden am Fuße des Gebirges nach Dört Imam Sebulla in der Nähe von Pulur. Es war anfänglich meine Absicht gewesen, von hier aus auf das tibetische Hochland hinaufzusteigen; aber dies erwies sich als unmöglich, da die ungeheure Wassermenge des Kerija-darja den engen, schwierigen Bergweg versperrte. Es blieb uns daher keine andere Wahl, als uns wieder nach Norden hinunter auf den großen Karawanenweg zu begeben, den wir in Kerija erreichten.

Über Oi-tograk und Ovras zogen wir in drei Tagen nach Nija, einer kleinen Stadt mit 500 Uilik (Häusern). Der Ullug-sai oder Nija-darja versorgt die Oase mit Wasser. Wenn der Fluß versiegt, nimmt man seine Zuflucht zu Teichen; aber ihr Vorrat reicht auch nicht lange, und während des größten Teils des Jahres ist man deshalb auf 9—11 Meter tiefe Brunnen mit gutem, süßem Wasser angewiesen.

Von Nija, das wir am 18. Juli verließen, begaben wir uns wieder bergauf an den in mächtige Konglomeratbänke tief eingeschnittenen Tollan-chodscha-Fluß. Auf dem Wege dorthin hatten wir ein recht unangenehmes Mißgeschick. Islam Bai, der etwas vorausritt, hatte sein Pferd angebunden und beschlich in einer Schlucht eine weidende Antilopenherde. Als der Schuß krachte, der übrigens nicht traf, wurden unsere frei gehenden Karawanenpferde dadurch so erschreckt, daß sie auf der kupierten, mit Grasschöpfen bewachsenen Steppe in wilder Flucht durchgingen.

Glücklicherweise wurde das Pferd, welches meine Instrumentenkisten trug, stets geführt und war folglich verhindert, an dem Wettlaufe teilzunehmen. Die übrigen verschwanden in einer Wolke von Staub und hielten erst dann an, als ihnen das Gepäck herunterrutschte und ihre Bewegungen hinderte. Mehrere Kisten wurden dabei zerschlagen, und eine der Küchenkisten ging in tausend Stücke, wobei ihr Inhalt nach allen Seiten umhergestreut und verschiedene Porzellanschalen zertrümmert wurden.

In der Gegend Kara-sai hörten wir zum erstenmal von einem Passe

über den Kven-lun, der südlich von Dalai-kurgan liegen sollte. Wir beschlossen deshalb, nach Kopa zu gehen, um dort genaue Erkundigungen einzuziehen und uns Führer zu besorgen.

Zur Reise durch Nordtibet bedurften wir aber auch einiger Kamele, und Parpi Bai, einer meiner besten Leute, erhielt daher den Auftrag, sich nach dem Flusse Mölldscha voraus zu begeben, in dessen oberen Teilaus es Kamele in großer Menge geben sollte, die von ihren Besitzern gehütet würden. Parpi machte seine Sache vorzüglich, und als wir am 28. Juli am Mölldscha rasteten, kam er uns mit 15 guten Kamelen nebst ihren Eigentümern entgegen.

Am 30. Juli verließen wir Kopa und steuerten nach Ostsüdosten, wobei wir eine ganze Reihe sogenannter Tschapp kreuzten, d. h. tief in Konglomeratlager eingeschnittene Rinnen, die nur nach Regen Wasser führen. Am Mitt, einem Nebenflusse des Kara-muran, wird die Landschaft malerisch. Der Fluß strömt durch ein nur einige 10 Meter breites Tor aus den Granitfelsen heraus, dehnt sich dann aber zwischen senkrechten Konglomeratwänden zu einer Breite von mehreren hundert Metern aus. Auf dem rechten Ufer mündet die Jakkatschapp, eine gegenwärtig trockne Schlucht mit steinigem Boden, an deren steilen Wänden die Karawane ein schallendes Echo weckt.

Diese Gegend heißt Dalai-kurgan und wird von 18 Taglikfamilien bewohnt, die 6000 Schafe besitzen. Sie wohnen in kleinen Hütten, die zum Teil in den Lößterrassen ausgehöhlt sind. Wir schlugen unsere Zelte auf und ließen alle unsere Tiere auf den frischen Weideplätzen grasen. Die absolute Höhe betrug hier 3311 Meter.

Direkt im Süden erhebt sich die gewaltige Bergkette, die die Chinesen Kven-lun nennen, für die jedoch die Tagliks (Bergbewohner) keinen gemeinsamen Namen haben. Der Teil davon, der von dem Dalai-kurgan-Passe durchbrochen wird, hieß östlich vom Kara-muran Tokkus-davan (die neun Pässe), aber hier war dieser Name nicht gebräuchlich. Die Tagliks versicherten uns, daß nur einer der Pässe, der Tschokkalik, nach dem Hochlande hinaufführe. Sie wollten aber nicht dafür einstehen, daß wir ihn mit den Kamelen überschreiten könnten.

Bevor wir mit der ganzen Karawane aufbrachen, wollte ich daher den Paß rekognoszieren und zog am 1. August das Dalai-kurgan-Tal hinauf nach dem Passe gleichen Namens (4357 Meter hoch). Am Tage darauf setzte ich den Weg ostwärts nach dem Hauptpasse (4932 Meter) fort, von wo aus man eine großartige Aussicht über ein Felsenmeer hat. Der Aufstieg von Westen war zwar sehr steil, aber wir glaubten doch, daß die Kamele hinaufkommen könnten.

Der Ostabhang war jedoch desto schlimmer, denn hier stachen scharfe

Felsspitzen aus einem steilen Kegel von scharfkantigem Schutte empor. Nach kurzer Beratung beschlossen wir, den Versuch zu wagen. Wir kehrten über den 4170 Meter hohen Sarik-kol-Paß nach Dalai-kurgan zurück, wo wir am 3. August abends anlangten.

Am 6. August marschierte unsere stattliche Karawane in einzelnen Gruppen nach dem Sarik-kol-Passe hinauf. Die Kamele arbeiteten sich vorsichtig im schlüpfrigen Schutt empor. Von den Pferden und den Eseln blieb alle Augenblicke ein Tier zurück, nachdem es gefallen und wieder beladen worden war, und versuchte dann, die übrigen in beschleunigtem Marschtempo wieder einzuholen. Ich ritt, wie gewöhnlich, hinterdrein, um einen Überblick über das Ganze zu haben, und fühlte mich erst beruhigt, als die letzten Tiere hinter dem Passe verschwunden waren.

Längs des kleinen Wässerchens, das in der Mitte des Tales rann, stiegen wir in das breite Haupttal Lama-tschimin hinunter und wollten gerade links nach dem im Osten liegenden Tschokkalikpasse abschwenken, als der Aksakal, der Anführer der uns begleitenden Tagliks, uns mitteilte, daß es am oberen Mitt einen bequemeren Paß namens Jappkaklik gebe. Er hatte uns also etwas vorgelogen, als er uns versichert hatte, daß der Tschokkalik der einzige Paß sei, der über die Kette führe.

Die Sache war die, daß er es der Chinesen wegen nicht gewagt hatte, uns einen bisher unbekannten Weg nach Tibet zu zeigen. Doch als er nun mit uns schon so weit war, faßte er Mut und machte mir die Mitteilung. Er erhielt einen Verweis dafür, daß er nicht bei der Wahrheit geblieben war und mich zu dem Umweg über die Pässe Dalei-kurgan, Tschokkalik und Sarik-kol beredet hatte. In Wirklichkeit war ich jedoch mit diesem Umwege gar nicht unzufrieden, da er mir Gelegenheit verschafft hatte, die Gegend genauer kennen zu lernen.

Nun richteten wir den Kurs erst nach Südwesten und dann gerade nach Süden, überschritten den Bach von Tschokkalik und ließen die südliche Talmündung des Dalai-kurgan-Passes rechts liegen, ebenso das weiter westlich gelegene Tal des Mitt. Auch dieses ist sehr breit und so eben, daß wir, die wir an das starke Steigen gewöhnt waren, hätten glauben mögen, es fiele nach Süden ab, wenn uns nicht das nach Norden fließende Wasser davon überzeugt hätte, daß wir ein Opfer der Sinnestäuschung waren.

Am Fuße einer Konglomeratterrasse auf dem rechten Ufer schlugen wir Lager. Im Süden eröffnete sich eine großartige Perspektive. Fern im Süden erhebt sich über den nächsten Kämmen eine Reihe weißer Schneegipfel, die in der trüben Luft nur schwach sichtbar sind.

Das Lager am Mitt war das erste in gänzlich unbewohnten Gegenden. Wir hatten jetzt das unbekannte und unbewohnte Nordtibet vor uns, und zwei Monate sollte es dauern, bis wir wieder mit Menschen

in Berührung kamen. Hier verbrannten wir unsere Schiffe und hatten das angenehme Gefühl, außerhalb des Bereichs aller chinesischen Mandarine zu sein. Die Mitteilungen, die wir von den Tagliks erhielten, waren wenig ermutigend. Einstimmig versicherten sie, daß das Land im Süden völlig unfruchtbar sei. Diese Angabe stimmte in allen Teilen mit den Erfahrungen der Pjewzoffschen Expedition in dem weiter östlich gelegenen Lande überein, und ich war darauf vorbereitet, daß die Tiere der Karawane allmählich kraftlos werden und zugrunde gehen würden.

Wir verließen jetzt auch die Gegenden, welche die Tagliks zu besuchen pflegten und für die sie geographische Namen hatten. Ich mußte daher auf meinen Kartenblättern aus Buchstaben und Zahlen bestehende vorläufige Bezeichnungen einführen, um Berge, Flüsse, Seen usw. zu unterscheiden.

In diesem Lager weideten unsere Tiere zum letztenmal ruhig und friedlich, ohne das Schicksal zu ahnen, das ihrer wartete. Zwei Monate später lagen die meisten von ihnen tot auf den nördlichen Plateaus von Tibet, und doch war unsere Karawane beim Aufbruch zu dieser harten Kampagne keineswegs klein. Wir hatten außer einigen gemieteten Tieren 17 Pferde, 12 Esel und 6 Kamele mitgebracht, und in Sarik-kol wurde die Karawane noch durch 4 Pferde und 17 Esel verstärkt.

Im ganzen hatten wir also 56 Tiere, und wenn ich sage, daß nur 3 Kamele, 3 Pferde und 1 Esel ausgemergelt und halbtot das Randgebirge von Zaidam erreichten, mit anderen Worten, daß 90 Prozent umkamen, kann man sich einen Begriff von den Strapazen machen, welche die armen Tiere auszuhalten hatten.

Im Sarik-kol-Aul hatten wir 12 Schafe und 2 Ziegen gekauft, die bestimmt waren, als lebender Proviant nach und nach geschlachtet zu werden. Ich hatte 20 mitnehmen wollen, aber meine Diener erklärten, daß man in den ungeheuren Höhen, auf denen wir uns von nun an aufhalten würden, den Geschmack an Fleisch verlöre und sich lieber an Reis hielte. Es zeigte sich jedoch, daß die mitgenommenen Schafe sehr geschätzt wurden und nur für die halbe Reise reichten, weshalb wir später zeitweise mit dem Fleische des wilden Yak vorliebnehmen mußten.

Zu unserer wandernden Menagerie gehörten auch drei prächtige Hunde. Zuvörderst mein treuer Jolldasch aus Korla, dann Jollbars (der Tiger) aus Kara-sai, ein großer, gelber, zottiger Hund, und schließlich der schwarz und weiße Buru (der Wolf) aus Dalai-kurgan. Während des Marsches begleiteten alle Hunde, spielend und einander jagend, die Karawane, von der sie jedoch weite Abstecher machten, sobald sie im Gebirge Wild sahen. Auf der Reise über die Plateaus ging es den Hunden von unserem ganzen Gefolge am besten. Ihnen schien die Luftverdünnung nicht das geringste anzuhaben, und sie hatten stets vollauf zu fressen, denn auf ihren Teil kam

der Abfall von den geschlachteten Schafen, den frisch geschossenen Yaks und Kulanen, sowie in Ermangelung besserer Dinge gefallene Pferde, Kamele und Esel, von denen später auf jedem Lagerplatze ein oder mehrere Tiere liegen blieben.

Ich hatte acht fest angestellte Diener, Islam Bai, der Karawan-baschi war, Fong Schi, den chinesischen Dolmetscher, Parpi Bai aus Osch, Islam Achun aus Kerija, Hamdan Bai aus Tschertschen, den Halbblutchinesen Ahmed Achun, Roslak aus Kara-sai und Kurban Achun aus Dalai-kurgan. Aus letzterem Orte nahmen wir überdies noch 17 Taglik unter dem Befehle ihres Aksakals mit. Sie sollten uns nur über die schwierigsten Pässe hinüberhelfen und nach ein paar Wochen wieder heimkehren. Zwei von ihnen, die mit auf der Rekognoszierung gewesen waren, desertierten am Morgen aus Furcht vor Strafe dafür, daß sie mich nach einem unnötig schwierigen Passe geführt hatten.

Es war wirklich ein Glück, Parpi Bai bekommen zu haben, denn niemand kannte diese Gegenden besser als er. Er hatte Carey und den ermordeten Dalgleish begleitet, ebenso Bonvalot und Prinz Henri von Orléans, den ebenfalls ermordeten Dutreuil de Rhins und Grenard, der eine Zeitlang an einer der russischen Expeditionen teilgenommen hatte. Allerdings hatten böse Zungen ihn verleumdet, und man behauptete, daß er in allen Städten von Ostturkestan Frauen habe, die er einfach sitzen lasse, sobald er ihrer überdrüssig geworden. Islam Bai meinte, es sei ein böses Omen, daß Parpi Bai der Diener zweier Europäer gewesen, die ermordet worden waren.

Während der Zeit, daß ich Parpi in meinem Dienste hatte, führte er sich tadellos. Er war stets höflich und würdevoll und erfreute sich auch bei der Karawane eines großen Ansehens, nicht nur wegen seiner Erfahrung, sondern auch, weil er der Älteste und beinahe 60 Jahre alt war.

Er erzählte, wie Bonvalots Karawanentiere eins nach dem anderen gefallen und wie Dutreuil de Rhins' Karawane immer kleiner geworden war, um schließlich nach dem Überfalle bei Tambudda vollständig aufgerieben und auseinandergerissen zu werden. Dies machte die Leute kopfscheu, und sie meinten, wir könnten uns glücklich preisen, wenn wir auf dieser gefährlichen Reise mit dem Leben davonkämen.

Unseren Lagerplatz am Mitt nannten die Taglik mit Recht Laika, den Lehmigen, denn der Fluß hat hier weit umher Lehmschlamm abgelagert. Die Bergbewohner kannten die Gegend noch eine Tagereise weiter hinauf und hatten auch Namen für einige der hervorragenden Punkte. Aber darüber hinaus wagten sie sich nicht.

Der kalten Nächte ungewohnt, fanden wir die erste Kälte (Minimum $-2{,}7$ Grad) recht scharf. Aber sobald die Sonne aufgegangen war, wurde

es rasch wieder warm. Am Morgen waren noch zwei Mann desertiert. Wir hatten indessen noch 13 Taglik, was genügte, aber diese Leute brauchten wir notwendig, da die Karawane in fünf Abteilungen marschierte.

Die Kamele, die am langsamsten gehen, brechen unter Hamdan Bais Aufsicht zuerst auf und werden von einigen Taglik eskortiert. Dann zieht die Pferdekarawane ab, die mein ganzes Gepäck, Zelt, Küche usw. trägt und von Islam, Parpi und einigen der übrigen Turkestaner geleitet wird. Infolge ihres raschen Marsches ist sie immer voran und darf den jeweiligen Lagerplatz bestimmen. Die Esel, die von den übrigen Leuten begleitet werden und gleichzeitig mit den Pferden aufbrechen, bleiben bald hinter diesen zurück, kommen aber gewöhnlich mit den Kamelen zugleich im Lager an. Eine Weile später trifft auch die Schafherde mit ihren Hütern dort ein.

Ich und Fong Schi werden von einem Taglik begleitet, der die Gegend ein paar Tagemärsche weit kennt. Wir sind die letzten im Zuge, denn ich bin auf dem Marsche damit beschäftigt, das Terrain aufzunehmen, geologische und hypsometrische Beobachtungen anzustellen, Skizzen zu zeichnen usw. Dies hatte den großen Vorteil, daß wir, wenn wir den Lagerplatz einige Stunden nach der Pferdekarawane erreichten, das Zelt aufgeschlagen und die Töpfe mit dem Mahle auf einem Feuer zwischen drei Steinen dampfend und brodelnd vorfanden. Ich hatte also weder auf Obdach noch auf Essen zu warten. Herrlich war es, nach den langen, anstrengenden Ritten in das gemütliche Zelt zu treten.

Jolldasch, der auf dem Marsche stets in meiner Nähe blieb, hatte die Gewohnheit, sobald er die beiden Zelte sah, vorauszueilen und sich auf mein Bett zu legen. Wenn ich bald darauf vor dem Zelte hielt, trat der Hund gemütlich aus der Tür und hieß mich mit freudigem Schwanzwedeln willkommen, als wäre er hier der Herr des Hauses. Er mußte sich jedoch mit dem Teppich begnügen, während ich mich auf das weiche Bett niederließ, um sofort mit den Aufzeichnungen des Tages zu beginnen, die Marschroute zu zeichnen, die meteorologischen Messungen einzutragen, Gesteinsproben zu etikettieren usw.

Fong Schi ließ sich vorzüglich an. Ich legte großen Wert auf seine Gesellschaft, denn ein gebildeter Chinese steht in geistiger Hinsicht bedeutend höher als ein mohammedanischer Mollah. Die einzige Unannehmlichkeit bei Fong Schi war, daß die Mohammedaner auf ihn neidisch waren, weil sie ihn so oft in meiner Gesellschaft sahen, und er bei den Sprachstunden in meinem Zelte sitzen durfte. Sie nannten ihn zum Spott Kitschik-tura, den kleinen Herrn, und ärgerten sich darüber, daß sie, die rechtgläubigen Muselmänner, für einen heidnischen Chinesen das Essen kochen mußten.

Siebzehntes Kapitel.

Die ersten Tagemärsche in Nordtibet.

Am 7. August hatten wir einen langen, beschwerlichen Marsch am Fuße des Gebirges entlang. Das Tal, durch das wir zogen, bog allmählich nach Osten ab. Fern im Süden erschien ein Gewirr von mächtigen Bergen, Kämmen und schneebedeckten Gipfeln.

Das Tal wurde enger, sein Grund mehr und mehr mit Schutt erfüllt. Die Steigung wird nach dem Jappkaklikpasse (4741 Meter) hinauf immer schroffer. Dennoch machten alle Tiere der Karawane, sogar die Kamele, ihre Sache erstaunlich gut. Mit meinen beiden Begleitern erreichte ich den Paß etwas früher als die Kamele und die Esel, die in der Tiefe wie kleine Punkte aussahen. Der Abstieg durch das östliche Tal war nicht schwierig, obgleich in seinem oberen Teile mehrere sehr enge Stellen vorkamen.

Es war schon dunkel, als wir beim Zelte am Fuße einer lotrechten Felswand nahe dem Ufer des Kara-muran, das jetzt nur von einer unbedeutenden Wassermenge bespült wird, ankamen. Hier gab es nicht einen einzigen Grashalm, weshalb die Tiere mit Mais und Gerste gefüttert wurden. Muntere Feuer, die mit den auf dem Marsche gesammelten harten, trocknen Jappkakpflanzen unterhalten wurden, warfen einen flammenden Schein auf die Felswand.

Alle, ich ausgenommen, hatten Kopfweh und waren nach dem langen Marsche wie betäubt. Islam Bai und Fong Schi litten sehr an der Bergkrankheit und mußten sofort ins Bett kriechen. Erst um Mitternacht war ich mit meiner Arbeit fertig; die Marschroute füllte fünf Blätter.

Fünf Taglik erhielten ihren Lohn ausbezahlt und zogen darauf zu Fuß wieder heim, froh, uns nicht weiter folgen zu müssen. Nur acht Bergbewohner blieben noch bei uns.

Die Gegend bei dem Lager nannten die Taglik Bulak-baschi (das Haupt der Quelle). Es war dies der letzte Name, den ich auf dem Wege nach dem Unbekannten notierte, und überhaupt der letzte türkische Name auf dem Wege durch Asien. In meinen Tagebüchern nenne ich diesen

Punkt Lager Nr. 1 (Abb. 74) und den Platz, wo wir am 8. August an den Quellen des Kara-muran lagerten, Lager Nr. 2.

Im Gegensatz zu den energisch ausgemeißelten Quertälern, die wir bisher passiert hatten, erweitert sich das Kara-muran-Tal nach oben hin; die Bergmassen werden relativ niedriger, bilden aber noch immer zusammenhängende, massive Arme, deren Ausläufer sich in das Tal hinein erstrecken. Es ist eine Übergangslandschaft, wie die, welche wir auf Pamir gefunden haben — ein Übergang von peripherischem zu plateauartigem Terrain. Noch münden hier kleine Quertäler, und im Hintergrunde derjenigen, die wir zur Rechten haben, taucht von Zeit zu Zeit eine gewaltige, schneebedeckte Bergkette auf: der Arka-tag (der hintere Berg), so genannt im Gegensatz zu dem südlich vom Lop-nor liegenden Altun- oder Astun-tag (der untere Berg).

Nichts Lebendiges ist in der ewig gleichmäßig grauen, unfruchtbaren steinigen Landschaft sichtbar, nicht einmal eine Spur von Kulanen, die hier vergebens nach Weide suchen würden; nur eine hellgrüne Eidechse verschwand im Schutt.

Die Winderosion spielt in diesen hohen Gegenden eine wichtige Rolle. Der Westwind, der vorherrschend sein soll, fegt alles feine Material fort, und der Schutt bleibt nackt im Talgrunde liegen, um mit der Zeit weiter zu verwittern und fortgeweht zu werden.

Der große Unterschied zwischen der Tages- und Nachttemperatur ist entschieden das kräftigste Zerstörungsmittel. Dann kommt der Wind, der das feine Verwitterungsmaterial fortführt, und erst in dritter Linie die Niederschläge, die nur zwei Monate im Jahre, und auch dann nicht immer, in Gestalt von Regen fallen.

Der Taltypus ist charakteristisch. Im Querschnitt bildet er eine gerade Linie, den Sai, nach dem die Bergseiten auf beiden Seiten steil abfallen, ohne daß ein Schuttkegel einen Übergang bildet. Je höher wir stiegen, desto feiner wurde der Schutt; schließlich ging er in groben Sand über.

Im oberen Teile des Tales schwenkten wir wieder nach Süden ab. In der Nähe stand noch der schwarze Schiefer an, aber vor uns erhoben sich zwei gewaltige isolierte Bergmassen von rotem Sandstein und bildeten ein Riesentor, durch das wir zogen. Dahinter war das scharf ausgeprägte Kara-muran-Tal zu Ende. Dort fing eine Landschaft an, der die Denudation übel mitgespielt hatte und die den muldenförmigen Sammelbecken in den peripherischen Gebirgskämmen entsprach, hier aber flach und ausgedehnt war.

Im Süden des Felsentores ritten wir über eine endlose Arena, deren Boden aus gekräuseltem Sande bestand, doch ohne Anlage zur Dünenbildung.

Rings um dieses Becken erhoben sich niedrige Berge und kleinere Kämme, die sich jedoch nicht zu Ketten mit bestimmten Richtungen vereinigten. Sie schienen vielmehr ohne irgendwelche Ordnung aufzutauchen, sind aber gewiß die letzten Reste einstiger Bergketten, an denen die Denudation ihr Werk getan hat.

Der Wind, der gestern schon den ganzen Tag stoßweise getobt hatte, dauerte noch immer fort und artete um vier Uhr in einen Schneeburan aus. Feiner, körniger Schnee peitschte uns den Rücken und wirbelte, die ganze Umgebung verhüllend, in Wolken nach Osten. Nur mit Mühe gelang es uns, der Spur der anderen zu folgen.

Endlich wurden die weißen Zelte durch das Schneegestöber sichtbar. Die Karawane hatte am Fuße einer kleinen, isolierten Sandsteinpartie haltgemacht, wo uns eine Miniaturquelle mit Wasser versah. In der Umgegend wuchs spärlich Jappkak, mit dem die Tiere vorlieb nehmen mußten. Die Gegend war tot und öde. Die Höhe betrug hier 4703 Meter. Die Männer fröstelten, und am Abend entspann sich ein lebhafter Wortwechsel zwischen unseren Taglik darüber, wer von ihnen mit uns gehen sollte, bis wir wieder menschliche Wohnungen träfen. Alle wollten umkehren.

9. August. Wie gewöhnlich war die Nacht ruhig; das Temperaturminimum fiel auf —7 Grad, und am Morgen war der Inhalt meines Tintenfasses zu einem Eisklumpen gefroren. Es war der echte Winter Anfang August!

Mein Freund Fong Schi sah traurig aus. Er klagte über starke Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit und konnte nicht bei sich behalten, was er aß. Auf seine dringende Bitte erlaubte ich, daß er umkehren dürfe, wenn ihm heute nicht besser würde.

In dieser Nacht war keiner desertiert, und die Karawane marschierte in ihrer alten Zugordnung ab. Die Schafe und die beiden Ziegen liefen immer noch ausgezeichnet. Die letzteren waren in vieler Beziehung nützlich. Sie gingen stets an der Spitze der Schar und zogen die langsamer schlendernden Schafe mit sich. Jeden Morgen versahen sie mich mit einer Tasse Milch zum Tee.

Auf schwach wellenförmigem Terrain ging es nach Ostsüdosten. Der Boden war so locker, daß die Hufe der Pferde ganz einsanken, und so eben, daß, wären nicht die kleinen, trocknen Regenwasserrinnen gewesen, man kaum hätte bestimmen können, nach welcher Richtung das Terrain abfiel.

Die Wasserfurchen liefen nach Westen, bis wir einen See von nur wenigen hundert Meter Breite erreichten. Er bildet wahrscheinlich eine der Quellen des Karan-muran.

Da wir den Hauptkamm des Arka-tag immer im Süden hatten, und ein Ausläufer nach dem anderen unsere Marschrichtung kreuzte, hielten wir

es für das Klügste, aus dem östlich streichenden Tale so schnell wie möglich nach Süden abzubiegen, um den Arka-tag zu überschreiten und auf das Hochland zu kommen.

Noch waren wir nicht lange weiter gezogen, als wir eine kleine Quelle fanden, an der wir der Sicherheit halber Lager zu schlagen beschlossen. Die Gegend um das Lager Nr. 3 herum war gänzlich leblos. Nur eine oder die andere genügsame Jappkakpflanze schaute mit ihrem büscheligen Schopfe aus der Erde. Das Wasser kam tropfenweise aus dem Boden, um einige Meter weiter im Sande wieder zu verschwinden. Die Leute gruben ein kleines Loch, in dem es sich allmählich ansammelte und aus dem die Tiere der Reihe nach saufen durften. Heute hatten wir 21 Kilometer zurückgelegt, die beiden vorhergehenden Tage 26,7 und 28,7 Kilometer.

Am 10. August werden die Tagebuchaufzeichnungen in folgender Weise eingeleitet:

„Fong Schi hatte fortwährend Fieber mit 120 Pulsschlägen und rasenden Kopfschmerzen. Da er wie ein Sterbender aussah und mit jedem Tage schlimmer zu werden fürchtete, wenn er mit uns käme, beschloß ich, ihn nach Hause zu schicken. So angenehm Fong Schis Gesellschaft war, so ermüdend ist es in diesen letzten Tagen gewesen, ihn immer und ewig über seine Schmerzen klagen zu hören.

„Aber wie sollen wir von nun an mit den Chinesen fertig werden? Ohne Dolmetscher nach China zu kommen, ist gerade nichts Angenehmes. Zum Glück habe ich schon so viel Nutzen von Fong Schi ziehen können, daß ich mir die wichtigsten Vokabeln angeeignet habe, und den Rest lerne ich wohl später, wenn es sein muß.

„Der stolze Traum des jungen Fong Schi, einmal durch die Stadttore von Peking einzureiten, die Residenz seines fabelhaft mächtigen Kaisers zu sehen und vielleicht durch meine Vermittlung eine vorteilhafte Anstellung zu erhalten, sowie last not least seine in Chotan zurückgelassene Turkifrau mit einer chinesischen Gattin zu vertauschen — dieser Traum ist am Fuße des Arka-tag zerronnen. Stumm und melancholisch stand er jetzt in der Einöde und sah uns nach dem ersehnten, fernen Ziele fortwandern."

Es hatte über Nacht tüchtig geschneit, und die Erde war noch feucht, als wir das Tal, in dem wir gelagert hatten, hinabritten. Jetzt wurde bestimmt, daß von nun an die Pferdekarawane, die am schnellsten ging, zu entscheiden hätte, nach welcher Richtung wir ziehen sollten. Islam Bai bestimmte also die Richtung, sollte sich aber einstweilen noch soviel wie möglich nach Süden wenden, damit wir endlich über den Arka-tag kämen. Ich hatte nie Grund, mit seiner Wahl unzufrieden zu sein, denn er hatte einen scharfen, sicheren Blick und konnte genau beurteilen, wieviel die Kamele aushielten.

74. Das erſte Lager in Tibet. (S. 126.)

75. Verhör meiner meuterischen Leute. (S. 137.)

Das Tal erweiterte sich allmählich zu einer wellenförmigen Hochebene. In seiner Mündung erhob sich links eine außerordentlich pittoreske Bergpartie, eine Verschmelzung von oben abgestumpften Kegeln mit geriefelten Seiten. Die Kegel bestanden teils aus rotem Sandstein, teils aus einer außerordentlich harten, ziegelroten Gesteinsart.

Die Gipfel dieser Gegend deckte eine rabenschwarze, horizontale Tuffschicht. Diese Scheibe schützt augenscheinlich das darunterliegende Gestein vor Verwitterung. Die isolierten Gipfel tauchten wie weithin sichtbare, die ganze Ebene beherrschende Leuchttürme auf.

Der Boden war nicht selten ganz eben, und wir befanden uns auf einem wirklichen Plateau. Nach allen Seiten hin öffneten sich endlose Aussichten. In der Ferne wurde der Horizont von relativ niedrigen Gebirgen abgeschlossen; Firngipfel oder Gletscher sah man von hier nicht. Die Luft war klar. Die Pferdekarawane mit ihrer reitenden Eskorte erschien wie kleine Punkte weit vor uns; ich konnte an ihnen sichere Kompaßpeilungen vornehmen.

Von einem neuen Kamme hatten wir einen ebenso unerwarteten wie erfreulichen Anblick. Vor uns lag eine Talmulde mit hellgrünen Weiden, die freilich mager, aber unseren Tieren, die vier Tage gefastet hatten, doch willkommen waren. Emin Mirza, ein tüchtiger Taglik, der Fong Schis Nachfolger als mein Sekretär geworden war, zeigte mir voll Erstaunen, daß die Karawane dennoch den Marsch fortsetze. In der Nähe lag allerdings ein Tümpel, aber er war salzig, und Islam suchte augenscheinlich nach Wasser, dem hauptsächlichsten Lebensbedürfnis.

Am folgenden Morgen waren drei Leute krank und baten, im Lager Nr. 4 einen Tag ausruhen zu dürfen. Dies wurde um so lieber bewilligt, als die Tiere von den sechs schweren Marschtagen sehr angegriffen waren, und da wir hier Weide und Wasser hatten, paßte es gut, hier liegen zu bleiben. Die Ruhe war herrlich und uns allen sehr nötig. Um das Lager herum war es still und friedlich. Die Tiere verschwanden uns auf der Suche nach besseren Weideplätzen ganz aus dem Gesicht. Die Krankenliste wuchs im Laufe des Tages. Die meisten klagten über Kopfweh; selbst Islam Bai lag und stöhnte, und da er Karawan-baschi und die Seele des Ganzen war, wurden die anderen hierdurch niedergedrückt.

Ein Schaf wurde geschlachtet. Doch obgleich unser so viele waren, reichte das Fleisch merkwürdig lang, weil die Bergkrankheit den Appetit vermindert. Ich hatte die Lust an Schaffleisch verloren, denn es wurde nie ordentlich weich, wie lange man es auch kochen ließ.

Die Speisekarte blieb immer dieselbe, jeden Tag zweimal, und das Essen wurde mir bald so zuwider, daß ich den Mahlzeiten mit einem gewissen Bangen entgegensah und ordentlich froh war, wenn ich sie hinter

mir hatte und mir eine Pfeife anzünden konnte. Sonst befand ich mich vorzüglich und merkte kaum, daß wir in 4988 Meter Höhe lebten!

Die körperliche Anstrengung und das Gehen verursachten mir jedoch schweres Atmen und Herzklopfen. Eingepackt in die Felle und Filzdecken meines Bettes, wachte ich nachts oft mit ängstlichem, unangenehmem Ringen nach Atem auf. Aber das Kopfweh, das mich während der ersten Tage belästigt hatte, war jetzt ganz verschwunden.

Am Morgen des 12. August rauschte ein kleiner Bach mit trübem Wasser das Tal hinunter, in dem das Lager aufgeschlagen war. Die Temperatur war bis auf —10,7 Grad gefallen. In der Nähe schien es keine Möglichkeit zu geben, den Arka-tag zu überschreiten, wir zogen also nach Osten, in welcher Richtung offenes Terrain lag.

In der Ferne glänzte auf dem Arka-tag noch immer ein gewaltiger Doppelpik, auf den wir Stunde auf Stunde zuritten, ohne ihm den Anschein nach im geringsten näher zu kommen. Es galt nun, einen passenden Lagerplatz mit Weide zu finden, denn des Wassers wegen brauchten wir uns heute nicht zu beunruhigen. Nach einem Marsch von 29 Kilometer wurden die Zelte an einem größeren Bach aufgeschlagen, an dessen Ufern die Weide leidlich war.

Am 13. und 14. August mußten wir im Lager Nr. 5 bleiben. Die Veranlassung zu diesem Aufenthalt war trauriger Art. Erst versuchten die Männer mich glauben zu machen, daß die Tiere der Ruhe bedürften, aber am Morgen des 13. wurde Islam Bai schwer krank gemeldet. Es war dem wackeren Manne peinlich gewesen, daß ich seinetwegen auch nur einen Tag sollte opfern müssen, und er hatte deshalb die anderen gebeten, die Tiere vorzuschützen. Er hatte heftiges Fieber und schnellen Puls, Herzklopfen und Kopfweh, glaubte aber nicht, daß es Bergkrankheit sei, denn er hustete Blut und war so kraftlos, daß er kein Glied rühren konnte.

Im Tagebuch heißt es: „Islam bittet die anderen, daß sie mich zu überreden suchen, morgen weiter zu ziehen und ihn mit zwei Taglik, die ebenfalls krank sind, zurückzulassen. Er würde Parpi Bai Schlüssel und Kisten sowie die Verwaltung des Proviants und der Munition übergeben, selbst aber, wenn er wieder besser würde, versuchen, nach Tschertschen und von dort über Kaschgar nach Hause zurückzukehren.

„Vorläufig gab ich ihm Chinin und Morphium ein, worauf er ein paar Stunden schlief, und machte ihm Senfteigumschläge, um das Blut vom Kopfe herunterzuziehen. Es sieht böse mit ihm aus. Es wäre sehr traurig, gerade ihn verlieren zu müssen. Ich würde mich dann wirklich vereinsamt fühlen. Er hat mich vom ersten Anfang an begleitet und alle Entbehrungen und Gefahren mit mir geteilt, immer das Schwerste auf sich genommen und ist mir wirklich eine Stütze gewesen.

„Eigentlich war er es stets, der unsere Karawanen zusammenstellte und ordnete, zuverlässige Leute besorgte, den Proviant berechnete und einkaufte und das Ganze in allzeit gleich kluger, vorbedachter Weise überwachte. Zehn Mann hätten ihn nicht aufwiegen können: er ist unersetzlich. Und nun liegt er da, gebrochen wie ein Greis und röchelnd wie ein Sterbender. Es wäre bitter, wenn er jetzt stürbe, nun, da er im dritten Jahre sein ruhiges Leben in Osch aufopfert, um mich auf dieser letzten schweren Reise zu begleiten, der siebenten, die wir zusammen gemacht haben.

„Unserem Einzug in das unbewohnte Nordtibet scheinen sich Schwierigkeiten entgegenzustellen. Unser Lager gleicht einem Krankenhause, und mit Invaliden umherzuziehen ist unmöglich. Man fühlt sich unter solchen Verhältnissen wie festgekettet und hat keine andere Wahl, als die Kranken unter Bedeckung zurückzulassen oder — umzukehren. Vor der letzten Alternative fühle ich jedoch ein wahres Grauen. Ich muß die unbekannten Hochländer, die sich im Süden des Arka-tag ausdehnen, untersuchen.

„Islam Bais an und für sich beunruhigende Krankheit hat auch die nachteilige Folge, daß die übrigen Diener niedergeschlagen und mutlos geworden sind, nachdem sie den Karawan-baschi so gebrochen gesehen. Sie glauben beinahe, in Gesellschaft des Todes zu sein. Meine Ruhe belebt jedoch ihren Mut wieder. Sie freuen sich, wenn ich das Krankenzelt besuche, und kommen gern zu mir, um von unseren Aussichten zu reden. Sonst sprechen sie nicht viel; ihre munteren Lieder sind verstummt."

Im Laufe des Tages wurden Kundschafter nach Südosten ausgeschickt. Sie fanden ein mächtiges Tal, das Hamdan Bai für das eines Nebenflusses des Tschertschen-darja hielt, der Pattkaklik (der Schlammige) genannt wird. Parpi Bai meinte, daß wir nach 15 Tagen wieder gute Weideplätze finden würden. Das jämmerliche Gras, das beim Lager Nr. 5 wuchs, war bitter, und die Pferde würden nie davon gefressen haben, wenn nicht der Hunger sie getrieben hätte. Unter solchen Verhältnissen stimmte Parpi Bai dafür, daß wir möglichst bald aufbrächen, denn blieben wir hier lange, so könnten die Pferde krank werden. Zwei von ihnen kränkelten schon, fraßen nicht und blieben den ganzen Tag liegen. Wir hatten noch für im Notfalle 30 Tage Futter und Proviant für zwei und einen halben Monat.

Am 14. August fühlte sich Islam bedeutend besser. Er konnte sich nun überwinden, ein wenig Brot und Tee zu sich zu nehmen, stand auf und ging eine Weile im Pelz spazieren und hoffte, uns am nächsten Tage begleiten zu können.

Achtzehntes Kapitel.

Zum Arka-tag.

Zu unserem großen Glück ging es Islam Bai am 15. August so gut, daß wir zur gewöhnlichen Zeit aufbrechen konnten, nachdem eins der kranken Pferde verendet war. Es war das erste, das uns fiel, und sollte leider nur zu viele Nachfolger haben.

Wir zogen ostwärts, einem breiten, regelmäßigen Längentale längs des Nordfußes des Arka-tag folgend. In seinem Hintergrunde glänzte noch immer der weiße Doppelpik wie ein Leuchtturm. Unser Tal wurde enger und kürzer. Wir marschierten auf seiner linken Uferterrasse und hatten eine ganze Reihe Rinnen zu kreuzen. In der größten, die gegen 10 Meter hohe, oft senkrechte Seiten hatte, floß ein wenig Wasser, und in der Nähe gab es magere Weide. Es war daher ein glücklicher Zufall, daß uns das Wetter gerade hier zwang, Lager zu schlagen, obwohl wir einen ungewöhnlich kurzen Tagemarsch (16 Kilometer) gemacht hatten.

Gegen Mittag stiegen im Westen dichte Wolken auf, die mit rasender Schnelligkeit nach Osten segelten, obgleich auf der Erde Nordostwind ging. Sie schlossen einen immer enger werdenden Kreis um uns herum. Es fing an, heftig aus Westen zu wehen, dann kam der Hagelsturm mit unerhörter Gewalt über uns und peitschte den Talboden und die Bergseiten.

Auf einmal wurde es um uns her dunkel, der Donner krachte betäubend und, wie es schien, unmittelbar an unseren Ohren, aber Blitze waren nicht zu sehen. Die Landschaft verschwand im Nebel. Die Hagelkörner waren nicht größer als Maiskörner, aber, vom Winde getrieben, sausten sie mit solcher Kraft herunter, daß man sie durch Pelzmützen und Pelze hindurch fühlte.

Die Pferde wurden von diesen unverdienten Schlägen scheu, und wir mußten eine Viertelstunde lang bleiben, wo wir uns befanden, weil wir nicht sahen, wohin es ging. Da saßen wir auf unseren Pferden, den Rücken dem Winde entgegen und den Mantelkragen bis über die Ohren aufgeschlagen, während um uns herum der Hagel prasselte.

Eine gute Weile war es unmöglich, etwas zu unternehmen. Doch als der ärgste Schauer vorüber war, stiegen wir ab und schlugen schnell

die Zelte auf. Der Hagel dauerte noch eine gute Stunde, und auf der Erde lag die weiße Decke einen Zoll dick.

Am 16. August brachen wir zeitig auf. Das Wetter war windig und kalt, der Himmel mit Wolken bedeckt. Nicht ohne Schwierigkeiten überschritten wir die tiefe Rinne, an der wir gelagert, und zogen über hügeliges Terrain weiter, an einem kleinen See von 250 Meter Durchmesser mit klarem, süßem Wasser vorbei, auf dem sich ein Dutzend vorsichtiger Gänse auf ihrer langen Winterreise nach Indien ausruhten.

Die Steigung war jetzt merkbar; Weideplätze kamen vor, wurden aber immer spärlicher. Das Tal war noch immer zwischen zwei bedeutenden Ketten eingeschlossen.

Meistens wanderten wir darauf los, ohne zu wissen, ob die Täler, in deren Mündungen wir eintraten, uns das Vordringen gestatten würden. Jetzt bogen wir allmählich nach Südosten ab und hatten rechts einen gewaltigen Berggipfel. Es wurde immer mehr ersichtlich, daß der Arka-tag in dieser Gegend aus einem ganzen System paralleler Ketten besteht, die an passierbaren Quertälern außerordentlich arm sind. In den Längentälern kamen wir ohne die geringste Schwierigkeit vorwärts; in den Quertälern dagegen konnten wir uns nur ein kleines Stück nach Süden arbeiten.

Nachdem wir eine Weile nach Osten gewandert waren, bogen wir nach rechts in ein Quertal ein, das bald ziemlich steil wurde.

Durch das immer schmäler werdende Tal, dann über steile Hänge arbeiteten wir uns nach einem Passe hinauf, von dem wir hofften, daß er im Hauptkamme des Arka-tag läge. Nach großen Anstrengungen erklommen die Pferde die Höhe. Doch hier überfielen uns wieder Wolken, Hagel und Schneetreiben, und auf allen Seiten waren wir von undurchdringlichem Nebel umgeben.

Da wir nicht sahen, nach welcher Seite wir gehen müßten, und auch nicht diese Gelegenheit, einen orientierenden Überblick über die verwickelte Gebirgslandschaft zu erhalten, verlieren wollten, beschlossen wir nach kurzer Beratung, mitten auf dem Passe, dessen absolute Höhe 5291 Meter betrug, zu übernachten.

In aller Eile wurde das Lager aufgeschlagen. Es war kalt, rauh und unbehaglich, und die geringste Anstrengung verursachte Herzklopfen und Atemnot.

Gegen fünf Uhr klärte es sich so weit auf, daß wir im Süden und Südwesten einen scharfen, rotglänzenden, schneebedeckten Kamm erblicken konnten, über den keine übersteigbaren Pässe zu führen schienen. Im Süden unseres Passes, der nur über einen Arm des Arka-tag führte und zu dem wir also unnötigerweise hinaufgestiegen waren, war eine steile, tiefe Talschlucht

sichtbar, die das Wasser aus einem Labyrinth von Felsen und Ketten aufnahm.

Im Osten glaubten wir in dem Arka-tag einen schwachen Einschnitt zu sehen, zu dem sich ein Längental hinschlängelte. Rings um uns erhob sich ein Gewirr von Gipfeln und Rücken, einige rabenschwarz, andere ziegelrot oder grün, die höchsten glänzend weiß von Schnee. Im allgemeinen waren sie relativ niedrig, und wir glaubten, mit mehreren von ihnen auf gleicher Höhe zu stehen.

Die Kamele und die Esel ließen an diesem Abend lange auf sich warten. Wir mußten ein paar Leute ausschicken, um sie aufzusuchen. In der Dämmerung kamen sie an; die Männer hatten sie nur mit Mühe auf den Paß hinaufgebracht. Mein Abendessen war dürftiger als sonst. Das Teewasser wurde mit einer zerschlagenen Kiste, die zu entbehren war, gekocht. Wir hielten mit den Taglik Rat und beschlossen, nach Osten zu ziehen, denn es war nicht möglich, südwärts vorzudringen.

Am Morgen gab es kein Feuerungsmaterial, und ich mußte mit Kakao in Eiswasser vorliebnehmen, ein Getränk, das in der Sandwüste herrlich gewesen wäre, hier oben aber doch etwas sehr kühl war. Es stellte sich heraus, daß die Kamel- und Eselkarawane schon früh am Morgen wieder denselben Weg zurückgegangen war, auf dem wir gestern gekommen waren.

Nach einem Ritt von einer Stunde fanden wir die Spuren der Esel und der Kamele. Sie hatten nur einen Umweg um den Bergarm gemacht, auf dessen Paß wir übernachtet hatten. Die Kamele waren jedoch von ihren Wächtern in verkehrter Richtung geführt worden; doch hofften wir, daß sie bald ihren Irrtum einsehen und uns suchen würden.

Bisher hatten wir für alle nördlichen Längentäler des Arka-tag folgende Gesetze gefunden. Sie erhalten von Norden ihre meisten, größten und wasserreichsten Zuflüsse, von Süden her dagegen die kleinsten oder gar keine. Ferner zieht sich in jedem Längental der Fluß dicht an der niedrigeren Bergkette im Norden hin, deren Abhänge stets steiler sind als die der südlichen Kette. Diese ist reicher an losem Verwitterungsmaterial als jene, in der unter dem kräftigen Drucke des Flusses oft anstehendes Gestein bloßgelegt ist.

Nach einer Wanderung von kaum 14 Kilometer sahen wir in der Ferne unsere Esel auf einer Terrasse am linken Ufer des kristallklaren Flusses grasen. An dieser außergewöhnlich malerischen, reizenden Stelle wurden die Zelte aufgeschlagen, wobei alle Mann nötig waren, denn ein heftiger Nordwest wehte.

Die leidlich gute Weide und das Fasten am vorhergehenden Tage machten einen Ruhetag notwendig. Als Hamdan Bai endlich mit den Kamelen ankam, erkannte er die Gegend wieder und fand kaum 10 Minuten

weiter nördlich den Punkt, wo Littledale im vorigen Jahre gelagert hatte. Dieser hatte die Gegend von Norden her erreicht und war einige Tage hier geblieben, um im Westen einen Paß über den Arka-tag zu suchen.

Der 18. August wurde der Ruhe gewidmet. Ich begab mich nur nach Littledales Lager, wo noch eine Feuerstätte zwischen einigen berußten Steinen zu sehen war. Ringsumher lag massenhaft Dung von den Karawanentieren, wodurch wir wieder einen ordentlichen Vorrat Brennmaterial erhielten.

Die Flüsse des westlichen und östlichen Längentals vereinigen sich hier und durchbrechen in einem pittoresken Felstore die nördliche Bergkette.

Der vereinigte Fluß führte um die Mittagszeit 6 Kubikmeter kristallklares, lebhaft rauschendes Wasser, das zwischen rundgeschliffenen Steinen wirbelte und schäumte. In einer scharfen Krümmung des sich schlängelnden linken Flußarmes lag unser Lager wie auf einer Halbinsel.

Am Abend wurde mit den Taglik ein neues Übereinkommen getroffen. Drei von ihnen erhielten ihren Lohn für die Zeit, da sie gedient, und sollten auf dem Wege, den wir gekommen waren, wieder nach Hause zurückkehren. Von den übrigen sollten zwei mit mir über den Arka-tag und dann entlassen werden. Der Rest aber, sowie meine fest angestellten Diener aus Ost- und Weststurkestan sollten die Karawane begleiten, bis wir wieder bewohnte Gegenden erreichen würden, wo dies auch geschehen möchte.

Die Taglik, die uns noch begleiten sollten, baten, die Hälfte ihres Lohnes vorauszubekommen, und ich glaubte, ihren Wunsch ruhig gewähren zu können. Als alles klar abgemacht war, gingen wir zur Ruhe. Die Taglik schliefen wie gewöhnlich unter freiem Himmel im Schutze einer Verschanzung, die sie aus Maissäcken, Sätteln und anderen Dingen zu bauen pflegten. Meine Diener waren daher nicht wenig erstaunt, als sie am nächsten Morgen, 19. August, gegen fünf Uhr entdeckten, daß alle Taglik, mein Sekretär Emir Mirza ausgenommen, desertiert waren. Islam weckte mich sofort und rapportierte die Lage. Wir hielten Kriegsrat.

Die Leute hatten die ganze Nacht fest geschlafen und kein verdächtiges Geräusch gehört. Sie glaubten, daß die Taglik schon um Mitternacht durchgebrannt seien und wahrscheinlich gehofft hätten, durch den großen Vorsprung, den sie so gewonnen, jeder Verfolgung zu entgehen. Sie wußten recht gut, daß in diesen Gegenden jeder Tag für uns wertvoll war.

Als wir eine „Haussuchung" veranstalteten, zeigte es sich, daß zehn Esel, zwei Pferde und ein ansehnlicher Vorrat Brot, Mehl und Mais fehlten. Die Flucht war entschieden vorher geplant worden, und es war unzweifelhaft eine schlaue Berechnung, sich möglichst große Vorschüsse zu erbitten. Doch daß sie so geräuschlos entkommen waren, wunderte uns alle.

Einige hatten allerdings die Hunde um Mitternacht wütend bellen hören, aber geglaubt, das Gebell gelte nur den Kamelen, die sich gewöhnlich aus dem Lager entfernten und wie Schatten in der Dunkelheit vorbeistrichen.

Aber so leicht ging es nicht, uns zu betrügen. Wir untersuchten die nächste Umgebung des Lagers, um aus den Spuren zu ersehen, welchen Weg die Ausreißer genommen hatten. Es stellte sich heraus, daß sie sich gruppenweise in verschiedenen Richtungen nach einem Punkte am Fuß der nördlichen Bergkette begeben hatten, um uns gleich von Anfang an irrezuführen. Ein paar Diebe waren zu Fuß gegangen, zwei ritten Pferde, die übrigen Esel.

Da jedoch mehrere Esel sehr erschöpft waren, hatte die improvisierte Karawane nicht besonders schnell marschieren können. Ich befahl also, daß den Flüchtlingen sofort nachgesetzt und sie um jeden Preis mit Sack und Pack nach dem Lager Nr. 8 zurückgebracht werden sollten. Sie hatten uns so schändlich betrogen, daß sie ihre Strafe verdient hatten. Parpi Bai sollte die Leitung übernehmen und erhielt Hamdan Bai und Islam aus Kerija als Begleiter. Mit Flinten und Revolvern bewaffnet, warfen sie sich auf unsere besten Reitpferde und sprengten im Galopp davon, der Spur über den Paß folgend, wo sie uns bald aus dem Gesicht verschwanden. Weigerten sich die Flüchtlinge, mitzukommen, so sollten die drei einige Schüsse abfeuern; es war ihnen aber streng verboten, jemand zu verwunden.

Uns blieb weiter nichts übrig, als geduldig zu warten. Der Tag verging, ohne daß sie etwas von sich hören ließen. Ich fing an zu fürchten, daß sie sich verirrt hätten und daß der zweite Wirrwarr noch schlimmer werden würde als der erste. Am nächsten Tage, abends um fünf Uhr, kamen sie endlich mit todmüden Pferden wieder und erstatteten ihren Bericht.

In raschem Trab waren sie der Spur gefolgt und den ganzen Tag und Abend ohne Unterbrechung geritten. Da sie kein Gepäck hatten und die Pferde einigermaßen ausgeruht gewesen waren, waren sie schnell vorwärts gekommen. Sie hatten schon unsere Lagerplätze Nr. 7 und Nr. 6 passiert, als sie um Mitternacht gleich hinter dem letzteren in der Ferne ein Feuer erblickten, auf das sie sofort losritten.

Bei ihrer Ankunft sahen sie einige Kerle um das Feuer herumsitzen. Es waren unsere Ausreißer. Ihre zwei Pferde und zwölf Esel grasten in der Nähe. Menschen und Tiere waren nach dem langen Tagemarsche vor Müdigkeit augenscheinlich ganz erschöpft. Sie hatten den Vorteil gehabt, daß sie beim Aufbruch alle ausgeruht gewesen und daß das Terrain bergab ging. Deshalb hatten sie ohne Aufenthalt marschieren können. Aber da die meisten von ihnen zu Fuß gegangen waren, hatten unsere Reiter sie schließlich doch einholen können.

Als Parpi Bai mit seinen beiden Begleitern an das Feuer heransprengte, waren alle aufgesprungen und nach verschiedenen Seiten entflohen. Doch er setzte ihnen nach, feuerte einen Flintenschuß in die Luft ab und rief ihnen zu, daß er sie samt und sonders niederschießen würde, wenn sie nicht augenblicklich zurückkämen. Da warfen sie sich auf die Erde und baten um Gnade. Nun wurden ihnen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und Parpi nahm ihnen alles Geld, das sie bekommen hatten, wieder ab.

Erst um zehn Uhr abends langten die gebundenen Flüchtlinge im Lager an. Alles, was sie erhalten hatten, wurde mir wieder eingehändigt. Aber sie hatten uns außerdem zwei wertvolle Tage geraubt, die sich nicht ersetzen ließen. Der Rädelsführer wurde nach meinem Zelte gebracht, die übrigen mußten sich im Halbkreise um ihn aufstellen.

Ich sagte ihm, er sei ein Dieb, und es wäre ihm sicherlich schlecht ergangen, wenn ein chinesischer Amban ihn unter diesen Umständen gefaßt hätte. Damit weder er noch seine Kameraden glauben sollten, daß man einen Europäer ungestraft so behandeln könne, wie er es getan, bekam er zwölf leichte Schläge aufgezählt, obgleich meine treuen Diener darauf drangen, daß er tüchtig durchgeprügelt werden sollte.

Das Urteil lautete im übrigen dahin, daß die Diebe ihr hinterlistiges Betragen durch Arbeit gut machen müßten und nachts so lange gebunden werden sollten, bis wir uns auf sie verlassen könnten. Ferner hatten sie Parpi, Hamdan Bai und Islam, dem Kerijaner, den Lohn der drei verlorenen Tage zu vergüten und sollten uns so lange folgen, wie es uns gefiele, und wenn sie schließlich entlassen würden, sollte ihr Lohn ganz und gar von mir und von ihrem künftigen Benehmen abhängen.

Die Gerichtsszene war zum Malen. Die Männer standen, in ihre Pelze gehüllt, stumm vor der Zelttür, vom Monde und dem Scheine meines Lichtes schwach beleuchtet (Abb. 75). Sie strafen zu müssen, war kein Vergnügen; aber sie hatten es verdient, und daß es ihnen guttat, zeigte sich später, denn ihre Aufführung wurde tadellos.

Die Tiere und Menschen, die an der Desertion und der Verfolgung teilgenommen hatten, waren nach den forcierten Märschen natürlich ganz erschöpft; wir mußten also ihretwegen noch einen Tag opfern, den dritten im Lager Nr. 8. Das Wetter blieb winterlich.

Der Tagemarsch, den wir am 22. August machten, war außergewöhnlich kurz — nur 3,6 Kilometer. Dieses zeitige Abbrechen des Marsches kam daher, daß wir an dem letzten Punkte, wo es Weide geben sollte, rasten wollten. Längs der linken Seite des von Osten mündenden Tales zogen wir nach der Stelle hinauf, wo auch Littledale mit seiner Karawane gerastet hatte. Hier wurden die Zelte wieder aufgeschlagen. Littledales

Tiere hatten eine solche Menge Dung hinterlassen, daß wir Überfluß an Brennmaterial hatten. Der Viehdung konserviert sich hier merkwürdigerweise so gut, daß wir ihn anfangs für Exkremente von Kulanen hielten, die kürzlich hier gewesen. Und dennoch hatte er über ein Jahr hier gelegen. Dieser Umstand scheint zu beweisen, daß es auf diesen Höhen nie regnet, sondern die Niederschläge in Gestalt von Schnee und Hagel fallen, denn sonst würde der Dung bald trocknen, pulverisiert werden und zerstäuben.

Auch an diesem Tage begann es gegen ein Uhr zu hageln. Der Wind ist unser unerträglichster Feind. Er stellt sich täglich, von Hagel begleitet, beinahe immer um dieselbe Zeit ein.

23. August. Früh am Morgen weckte mich heftiges Schneegestöber. Es herrschte wieder vollständiger Winter, und die Pferde standen mit ihren leeren Futtersäcken beschneit da und sahen traurig und müde drein. Ich weckte die Leute, und die Karawane wurde schnell reisefertig gemacht.

Es gilt, den Arka-tag auf dem Passe zu überschreiten, den Littledale gefunden und den Hamdan Bai uns zu zeigen übernommen hatte.

Langsam schreiten wir in einer langen Reihe das Tal hinauf, das sich jetzt verschmälert, während die relativen Höhen abnehmen und die äußere Gestalt der Berge abgerundeter wird.

Nachdem wir vom Schneegestöber gezwungen worden waren, einige Zeit haltzumachen, zogen wir durch ein von einem der Hauptquellarme des Flusses durchströmtes Tal nach Südosten weiter. An zwei Stellen teilte sich das Tal. Bei der ersten Verzweigung lag noch ein Teilnehmer an der Expedition Littledales: ein zusammengetrockneter Esel, dessen mumienartiger Leib nicht in Verwesung übergegangen war. Vom Lager Nr. 8 bis hierher waren wir Littledales Route gefolgt.

Vor uns erschien in Ostsüdosten ein Paß im Arka-tag. Doch als ich mit Emir Mirza einen sekundären Paß (5544 Meter) nördlich von jenem erklommen hatte, sahen wir zu unserer Verwunderung, daß die Spuren unserer Pferdekarawane, die wie gewöhnlich voranging, nach Norden in ein Nebental einbogen. Ich erkannte sofort, daß Hamdan Bai, der jetzt Wegweiser war, sich verirrt hatte; aber die Karawane hatte einen zu großen Vorsprung, um unsere Rufe hören zu können.

Es blieb uns also weiter nichts übrig, als ihrer Spur zu folgen, denn es wurde bald Abend, und ohne Zelt und Tee wollte ich nicht gern schlafen gehen. Da das Tal, in dem sie hinabgezogen waren, schließlich nach Westen abschwenkte, war es klar, daß sie ganz verkehrt gegangen waren. Emir Mirza und ich waren noch nicht weit gekommen, als auch schon die Karawane, mit dem über seinen Irrtum verdutzten Hamdan an der Spitze, wieder zurückkehrte.

Sie waren, ohne überhaupt nachzudenken, drauflos gezogen, bis sie ihre eigenen Spuren vom Vormittag gefunden, hatten also einen vollständigen Kreis beschrieben und waren obendrein noch unnötigerweise über einen Paß gegangen.

Nach einem Marsche von 22 Kilometer schlugen wir in der Mündung eines Nebentals Lager. Von Gras war keine Spur zu finden.

Der Abend war, ganz gegen die Gewohnheit, herrlich, die Luft vollkommen rein. In der Dunkelheit langten die Kamele an, schritten schweigend und majestätisch wie Schatten auf das Lager zu, wurden von ihren Lasten befreit und suchten vergebens nach Gras; die Pferde und die Esel wurden dagegen gefesselt, denn sie erhielten ihr Futter immer erst nach mehrstündiger Ruhe. Auch die Leute, die Köche ausgenommen, ruhten sich eine Weile aus, sobald die Zelte aufgeschlagen waren.

Es ist hier oben mäuschenstill. Wir kommen uns wie Gäste auf einem fremden Planeten vor. Der schwarzblaue Weltraum gähnt uns über dem schneeumhüllten Kamme des Arka-tag entgegen. Nur die funkelnden Sterne, der langsame Zug der Wolken und das Glitzern der Schneekristalle bringen Abwechslung in die regungslose Landschaft. Das metallisch klingende Plätschern des Baches gegen die Eisschollen ist der einzige Laut, der unser Ohr trifft.

Doch auch der Bach erfreut sich nächtlicher Ruhe, denn in der scharfen Kälte gefriert er zu Eis, und sein Murmeln erstirbt allmählich. Aber am nächsten Morgen bringt die Sonne wieder Leben in das Wasser, gleich als wenn sie es erinnern wollte, daß auch die tote Natur in Tätigkeit sein und ohne Rast und Ruh an der Umgestaltung der Erde arbeiten müsse.

Neunzehntes Kapitel.

Der erste Salzsee.

Erst am 24. August hatten wir die Freude, den Arka-tag zu überschreiten. Nachdem Hamdan Bai sich und uns hatte vergewissern müssen, daß das kleine Tal wirklich nach dem Kamme der Kette führte, brachen wir auf. Wir erreichten den Paß nach einem nicht sonderlich steilen Aufstieg, und endlich trat uns auch die ersehnte Aussicht nach Süden entgegen.

Es war aber ein anderer Paß als der von Littledale benutzte, der wenige Kilometer weiter östlich lag. Dies konnte Hamdan Bai um so leichter konstatieren, als er wußte, daß Littledales Leute auf der Höhe ihres Passes einen kleinen Steinhaufen aufgetürmt hatten. Wahrscheinlich ist die Kette hier an vielen Punkten leicht übersteigbar, und man muß im oberen Teile eines jeden Tales einen Paß finden können. Der Höhenunterschied zwischen dem Passe und den benachbarten Teilen des Kammes ist unbedeutend. Die Höhe betrug 5521 Meter.

Nach Südosten, Süden und Südwesten ist die Aussicht frei und reicht außerordentlich weit. Im Osten und Westen wird sie von den nächsten Ausläufern des Kammes beschränkt. Der Südabhang ist steil und führt durch ein gewundenes Tal zwischen Querarmen hinunter, die von den Seiten des Passes ausgehen. Sie sind viel kürzer als die Arme auf der Nordseite, fallen ziemlich steil ab und gehen in wellenförmiges Terrain und schließlich in eine gewaltige, sich nach Süden ziehende Hochebene über.

Im Hintergrund zieht sich vom einen Ende des Horizonts zum anderen eine mächtige, dunkelblaue Bergkette hin, die jedoch im Verhältnis zu dem breiten Tale relativ niedrig aussieht. In Südosten und Südwesten trägt sie Kämme und Gipfel mit ewigen Schneefeldern. In Südsüdwesten gewahrt man einen kleinen See, der die Gewässer des größten Teils des sichtbaren Gebietes aufzunehmen scheint. Wir hatten jetzt also das erste abflußlose Becken des tibetischen Hochlandes erreicht.

Nach einer langen Rast wanderten wir auf der Südseite des Passes hinunter. Es war ein angenehmes Bewußtsein, daß wir jetzt endlich die Gebiete, aus denen alles Wasser nach dem Lop-nor strömt, verlassen hatten. Hinter uns lagen der Kven-lun, der Arka-tag und das Becken, das sich

zwischen ihnen ausbreitet, und wir betraten jetzt Nordtibet, das höchste Land der Erde.

Ostwärts hatten wir lauter unbekanntes Land; wir sollten auch die Wege, auf denen Bonvalot mit Prinz Henri von Orléans und Dutreuil de Rhins mit Grenard gezogen waren, nur an zwei Punkten schneiden. Die Route des letzteren mußte hier irgendwo in der Nachbarschaft sein, aber es bot sich uns nie Gelegenheit, ihre Lage genau zu finden. Littledales Route hatten wir schon verlassen. Aber noch war es weit bis nach den Gegenden, deren Gewässer in den Stillen Ozean strömen.

Wir richteten den Kurs nach Südosten. Jetzt glänzte ein gewaltiger Teil dieser Kette im Sonnenschein. Es war eine Vereinigung von größtenteils abgerundeten Gipfeln. Doch ein Kamm war gezackt, und aus seinen Schneefeldern erhoben sich mehrere schwarze Felsmassen. Es war der Doppelpik, den wir zwischen den Lagern Nr. 4 und Nr. 5 gesehen hatten. Damals schwebte er am fernen Horizont, jetzt hatten wir ihn hinter uns.

Der Bach, dem wir folgten, bog mit leichtem Gefäll nach Süden und Südosten in der Richtung des kleinen Sees ab. Er beschrieb hierbei nahezu einen Halbkreis um eine kleine, isolierte Bergpartie, die sich in der Hochebene erhob. An ihrem südwestlichen Fuße fanden wir zu unserer angenehmen Überraschung etwas Weide, die die Tiere nach dem gestrigen Fasttage nicht verschmähten.

Ich machte sofort zu Fuß eine Exkursion auf den kleinen Berg, der eine herrliche Aussicht bot und von dem aus mehrere Ansichten aufgenommen wurden. Von dem Firngebiete des höchsten Teiles des Arka-tag schienen einige kleinere Gletscher auszugehen und ihre kurzen, schneebedeckten Zungen nach Süden zu strecken (Abb. 76).

Warf man einen Blick nach Osten, so hatte man links den Arka-tag, der sich in immer lichter werdenden Tönen in der Ferne verlor, und rechts die südliche Bergkette, die, wie wir später fanden, eine Fortsetzung des Koko-schili bildet. Zwischen beiden hatten wir das breite Tal, dessen östlicher Horizont eine gerade, kaum merkbar nach Süden geneigte Linie bildete. Die beiden Bergketten erstreckten sich auch nach Westen, so weit das Auge reichte, aber hier war das Terrain zwischen ihnen kupierter.

Als ich in Begleitung meines Jolldasch wieder nach meinem schönen Zelte zurückkehrte, ging die Sonne an dem reinen, türkisblauen Himmel unter; nur da und dort segelten vereinzelte, kreideweiße Wolken. Aber kaum war der obere Rand der Sonne unter dem Horizont verschwunden, so erhob sich im Westen drohend eine dunkle Wand.

Auf der Erdoberfläche war die Luft vollkommen ruhig, höher oben aber ging ein starker Wind. Man sah es an den dunkeln, stahlgrauen Wolken, deren Ränder die Sonne in blutrot, rotgelb und violett schattierten

Farben erscheinen ließ. Es war ein phantastisches, schaurig großartiges Bild, von dem man sich nicht losreißen konnte.

Jetzt sausten die ersten Windstöße daher und störten die Ruhe; erst kamen sie ziemlich schwach, dann immer ungestümer. Endlich fegte der Sturm über das Lager hin. Der tollste Wind erhob sich. Alle Mann hielten die Zelte, die sonst mit fortgerissen worden wären. Der Hagel prasselte nieder, daß es in der Luft pfiff. Unsere Tiere hörten auf zu weiden und schauten ängstlich drein. Aber in fünf Minuten war alles vorüber.

Bei diesem Sturme und auch bei späteren machte es auf uns den Eindruck, als ob die Wolken unmittelbar am Erdboden hinstrichen. Wenn der „schwarze Sturm" mit seinen niederhängenden Wolkenfransen vorüberzieht, verdunkelt sich die weiße Hülle der Schneeberge, aber am Morgen, wenn die Luft wieder rein ist, strahlen die Schneefelder wenn möglich in noch blendenderem Glanze.

25. August. Wir zogen mehr als drei Stunden südostwärts auf beinahe ebenem Terrain und überschritten drei Gletscherbäche, die sich alle in eine Menge kleiner Rinnsale zerteilten. Der nächste Bach, den wir passierten, floß nach Osten; wir waren also über eine Wasserscheide gekommen, ohne es an dem Terrain gemerkt zu haben. Vor uns sahen wir einen der Form nach sehr unregelmäßigen See von höchstens ein paar Kilometer Länge, der auf allen Seiten mit langen, schmalen Buchten ins Land einschnitt. In ihn münden alle die Bäche der Umgebung. Es war das zweite abflußlose Becken, das wir auf unserem Wege fanden, und wir vermuteten schon jetzt mit Recht, daß die ganze Gegend im Osten zwischen dem Arka-tag und der südlichen Bergkette aus einer Reihe solcher kleiner, isolierter Gebiete bestehe.

Wir zogen in östlicher Richtung weiter, bis uns eine lange, schmale Bucht halt gebot, und mußten dann nach Süden abschwenken. Zu unserer angenehmen Überraschung fanden wir auf diesem Tagemarsch nicht selten magere Weideplätze mit dem feinen, dünnen Grase, das von den Taglik Sarik oder Jeilak-sarik (gelbe Weide) genannt wird. In einem ansehnlichen Tale graste an dem Flusse ein wilder Yak, der erste, den wir erblickten.

Der Fluß machte hier eine merkwürdig scharfe Krümmung nach Osten, Süden und Südosten um eine Bergpartie mit viel schrofferen Abhängen, als die anderen gehabt hatten. Auf ihrem Gipfel angekommen, wußten wir nicht recht, welche Richtung wir einschlagen sollten, denn überall umgab uns außerordentlich kupiertes Terrain, ein Labyrinth von Bergen und Hügeln, zwischen denen sich Bäche nach allen Richtungen schlängelten. Sie sammelten sich jedoch schließlich zu einem bedeutenden Flusse, der sich nach Südwesten ein tiefes Bett gegraben hatte.

Auf uns, die wir in Ostturkestan daran gewöhnt waren, jeden Bach und Fluß nach einem und demselben Ziele, dem Lop-nor, hinstreben zu sehen, machte diese Unregelmäßigkeit in den Richtungs- und Gefällverhältnissen einen befremdenden Eindruck. Wir sahen auf unseren Märschen das Wasser in der einen Stunde nach Osten, in der nächsten wieder nach Westen, Süden oder Norden rinnen.

Wir konnten daher auch jetzt nicht bestimmen, wohin dieser Fluß strömte, zogen aber ruhig nach Südosten ein abschüssiges Tal hinauf. Auf den schwach mit Gras bewachsenen Gehängen lagen Exkremente von Yaks und Kulanen in so ungeheurer Menge, daß man sich dort auf Jahre mit Brennmaterial hätte versehen können. An ganz frischen Spuren dieser Tiere fehlte es auch nicht.

Endlich erreichten wir den Gipfel der Berggruppe, und ein imponierendes Bild entrollte sich zu unseren Füßen. Auf der anderen Seite fielen die Gehänge schroff nach einem ungewöhnlich großen See ab. Das Wasser glänzte in herrlichen, hellgrünen Tönen, nur die Untiefen schimmerten gelb. Es war nicht leicht zu entscheiden, nach welcher Seite wir gehen sollten, denn im Osten schienen die Berge fast senkrecht in den See abzufallen, im Westen dehnten sich weithin flache Sümpfe aus, und im Süden hatten wir den großen Spiegel des Sees.

Nach kurzer Überlegung beschlossen wir haltzumachen, um die Umgebung zu rekognoszieren. Die Aussicht war weitumfassend. Im Südosten erschienen schneebedeckte Berge. Im Süden des Sees sah das Terrain allerdings weniger kupiert aus, aber dort lagen noch drei kleine Seen, zwischen denen der Boden feucht und sumpfig war. Islam Bai erhielt daher den Auftrag, am Seeufer nach Osten entlang zu ziehen, um nachzusehen, ob die Karawane dort passieren könnte. Er kam mit dem Bescheid wieder, daß sich dies ohne Schwierigkeiten machen lasse.

Kaum waren wir zur Ruhe gekommen, als sich der gewöhnliche Sturm aus Westen erhob, dem diesmal Platzregen folgte. Bisher hatten wir noch nicht an Wassermangel gelitten, wie wir vor dem Aufbruche gefürchtet hatten. Wasser war überall reichlich vorhanden, und auch die Weideplätze waren nicht so selten, wie die Taglik, wahrscheinlich um uns abzuschrecken, uns hatten glauben machen wollen.

Die Leute baten daher um einen Ruhetag. Ihre Bitte hatte um so mehr für sich, als einige Pferde und Esel sehr schwach waren und das kranke Kamel, das nur den halben Weg hatte zurücklegen können, an einem Süßwassertümpel zurückgelassen worden war. Der Ruhetag war Menschen und Tieren willkommen, denn die Kräfte sinken in der dünnen Luft, an die man sich nur allmählich gewöhnt. Das kranke Kamel wurde am Morgen nach dem Lager Nr. 12 geholt und fraß jetzt wieder Mais.

Parpi Bai behauptete steif und fest, dies sei nicht der See, den Dutreuil de Rhins mit seiner Karawane passiert habe. Doch so wenig ich auch von seiner Reise wußte, glaubte ich doch, es könnte derselbe sein. Das Siedethermometer gab für seinen Spiegel eine absolute Höhe von 4903 Meter an.

Die unzuverlässigen Taglik, die aus dem Lager Nr. 8 desertiert waren, hatten jede Nacht gefesselt unter einer dicken, über die Proviantsäcke der Tiere gelegten Filzdecke schlafen müssen, denn wir hatten stets erwarten müssen, daß sie wieder zu fliehen versuchen würden. Ihr Anführer bat jetzt flehentlich, wieder heimziehen zu dürfen, und da wir seiner nicht weiter bedurften, wurde seine Bitte bewilligt. Ich fürchtete, daß er nicht imstande sein würde, den weiten Weg zu machen, aber er sagte, daß er einige Goldgräber am Nordabhange des Arka-tag aufzusuchen gedächte. Er erhielt einen hinreichenden Vorrat an Brot, Mehl und Geld und war außerordentlich zufrieden.

Die anderen Taglik zogen vor, uns nach Zaidam zu begleiten, um von dort über den Tschimen-tag oder den Bokalik wieder zurückzukehren. Da ihr Betragen während der letzten Tage befriedigend gewesen war, wurden sie von ihren Fesseln befreit und durften wieder in Freiheit schlafen.

Als wir am 27. August nach Osten aufbrachen, um dem Nordufer des Sees zu folgen, bekam der verabschiedete einsame Wanderer auch noch einen Esel, den er mit seinen auf 14 Tage berechneten Proviantsäcken belud. Dann zog er, den Esel vor sich hertreibend, mutterseelenallein auf unserem Wege nach Westen. Es tat mir leid um den armen Mann, der allein einen so weiten Marsch machen sollte, aber er war seelenvergnügt, uns los zu sein. Er war selbst in die Grube gefallen, die er uns gegraben, und wir hatten uns nicht so leicht plündern lassen, als er geglaubt hatte.

Für die Tiere war das Terrain an diesem Tage besonders vorteilhaft, denn wir zogen am Seeufer entlang und entgingen so dem ewigen Berg-auf und Bergab.

Wie die Seen, die wir später entdeckten, war auch dieser lang und schmal, eine Gestalt, die von den latitudinalen Bergketten im Norden und Süden vorgeschrieben wird. Je weiter wir nach Osten ritten, desto zerrissener und unregelmäßiger wurde die Uferlinie. Dann und wann gab es kleine Lagunen mit schlammigen Ufern. Schließlich verengerte sich der See zu einer Bucht, deren Wasser von dem Schlamme eines hier mündenden Flusses gelbrot war. Endlich kamen wir an den Fluß selbst, der sich in unzähligen kleinen und mehreren großen Deltaarmen in den See ergoß.

Rote, weiche, unfruchtbare Lößhügel erheben sich am linken Ufer; auf ihnen ritten wir nach Südosten. Aber bald wurde der Boden

76. Südseite des Arka-tag, vom Lager Nr. 11 aus. (S. 141.)

82. Am Lagerfeuer in Tibet. (S. 158.)

so weich, daß die Tiere mit ihrem Gepäck kaum vorwärts kommen konnten.

Auf diesem Tagemarsch hatten wir im Norden schneefreie Berge, Ausläufer des Arka-tag, gehabt. Doch im Lager Nr. 13 sahen wir, als wir abends im Schutze eines Hügels haltmachten, einen blendendweißen Doppelgipfel alle anderen Berge überragen.

Kulane hatten wir in Mengen erblickt, aber sie hielten sich in so weiter Entfernung, daß von einer Jagd auf sie nicht die Rede sein konnte. Jolldasch war freilich anderer Meinung. Er setzte ihnen nach und fand grenzenloses Vergnügen daran, sie in die Flucht zu jagen. Dieses Manöver wiederholte sich jedesmal, aber nach jedem Abstecher kehrte er keuchend und mit lang heraushängender Zunge getreulich zur Karawane zurück. Er war komisch anzusehen, wenn er die Kulane erblickte. Mit gespitzten Ohren und funkelnden Augen saß er erst eine Weile still und betrachtete sie unverwandt. Dann ging er langsam auf sie zu und schoß schließlich wie ein Pfeil darauflos.

Sobald die scheuen Wildesel den Hund gewahrten, entflohen sie mit Windeseile und hatten ihn in wenigen Augenblicken weit hinter sich gelassen. Er aber wurde nie durch die Erfahrung klug, sondern fing immer wieder an, sobald er einen Kulan sah, und ermattete sich unnötigerweise.

Als wir die Raststelle erreichten, fehlte der Hund. Ich glaubte anfangs, daß er müde geworden und mit der Kamelkarawane gegangen sei; aber auch diese kam ohne Jolldasch an. Ein Mann wurde nach dem Punkte geschickt, wo der Hund zuletzt gesehen worden war. Doch er kam wieder, ohne eine Spur von dem Hunde gesehen zu haben. Ein paar Pferde, die sich ebenfalls geweigert hatten, weiter zu gehen, wurden dagegen geholt. Die Kamele waren jetzt diejenigen, die sich am besten hielten.

Es wurde wieder Abend. Ich bekam meinen Tee, mein Brot und meinen Reispudding und rauchte ein paar Pfeifen, während ich die Tagesbeobachtungen ausarbeitete. Als ich zu Bett ging, kam es mir ordentlich leer vor ohne Jolldasch, der meine beste Gesellschaft war und an meiner Seite fraß und schlief.

Morgens um drei Uhr wurde ich dadurch geweckt, daß sich etwas an mein Bett drückte. Da stand der biedere Jolldasch, bellte vor Vergnügen, wedelte mit dem Schwanze und leckte mir das Gesicht. Der Arme war sicherlich den ganzen Abend und die ganze Nacht durch gelaufen, ehe er uns wiedergefunden hatte, und nun war er so müde, daß er nicht einmal fressen konnte, sondern sich gleich mit einem Seufzer der Befriedigung auf seinem gewohnten Schlafplatz niederließ.

Am 28. August hatten wir ziemlich ebenes Terrain, und die Tiere, mit Ausnahme der beiden kranken Pferde, gingen daher gut.

Die ganze Gegend war reich an Weiden, und Kulane konnte man daher häufig beobachten. Sie kamen in kleinen Herden von drei bis vier Stück vor. Einen einsamen Kulan, ein hübsches, graugelb und braunes Tier, dessen kleiner Schwanz beim Fliehen wagerecht stand, hatten wir fast zwei Stunden vor uns. Er lief bald Trab, bald Galopp, mit erhobenem Haupte und edler Haltung, und blieb stets in gemessener Entfernung von der Karawane.

Jedesmal, wenn er haltmachte, drehte er sich um, betrachtete uns und ließ einen eigentümlichen, heiseren Laut hören, der an Eselgeschrei erinnerte. Aber sobald wir uns ihm zu sehr näherten, lief er wieder ein Stück weit. So ging es weiter, gerade als wolle er uns den Weg zeigen.

Der große, zottige Jollbars setzte ihm nach; aber merkwürdigerweise hatte der Kulan keine Angst, sondern blieb stehen, sobald er den Hund erblickte, der nun seinerseits ganz verblüfft haltmachte. Dies schien den Kulan zu amüsieren; er faßte Mut und galoppierte gerade auf Jollbars los. Jetzt war die Reihe zu fliehen an diesem, und mit eingekniffenem Schwanze kehrte er im wildesten Lauf zur Karawane zurück.

Schließlich bogen wir südostwärts nach einigen grünen Hügeln ab, die verlockend aussahen. Auch hier fanden wir einen kleinen See, in den sich einige kleine Bäche ergossen. An seinem Südufer machten wir nach einem Marsche von 26,6 Kilometer halt. Der Abend war still und klar, und kein Laut drang bis in unser einsames Lager: wir waren allein in der endlosen Einöde.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Wildesel und der wilde Yak.

In dem mit dünnem Gras bewachsenen Tale überraschten wir am 29. August einen schönen Kulan, der, wie gewöhnlich, streckenweise vor der Karawane herlief, von den Hunden verfolgt, ohne sich jedoch weiter um diese zu kümmern. Dagegen betrachtete er die Karawane jedesmal, wenn er stehen blieb, mit der größten Aufmerksamkeit und Verwunderung, spitzte die Ohren, blähte die Nüstern auf und hob den Kopf hoch. Islam Bai erhielt dadurch Gelegenheit, ihn auf einem Umweg zu beschleichen. In einem Hohlwege zwischen zwei Hügeln trennte sich Islam von uns, kroch bis auf Schußweite an den Kulan und sandte ihm zwei Schüsse zu. Sie genierten ihn jedoch nicht im geringsten.

Beim dritten Schuß wandte er sich und lief langsam nach Osten, hinkte jetzt aber sichtlich, und als wir an die Spur kamen, war sie blutig. Er war also verwundet, und wir mußten um jeden Preis das Fell haben. Der Kulan wurde unser Wegweiser; er führte uns aber weiter nach Norden, als wir wünschten. Der rechte Hinterfuß war abgeschossen und baumelte lose am Fleisch. Aber das Tier hatte einen bedeutenden Vorsprung, obgleich die verfolgenden Hunde in gestrecktem Galopp rannten.

Islam und Parpi folgten ihnen so schnell, wie ihre Pferde es erlaubten. Ich und Emir Mirza ritten in gewöhnlichem Tempo der Spur nach.

Schließlich, nach zwei Stunden, verfiel der Kulan auf die unglückliche Idee, das bequeme Tal zu verlassen und nach den Berghöhen links hinaufzusteuern. Über Hügel mit ermüdendem, schwankendem Boden erreichten wir einen kleinen Paß, dessen Nordostabhang ziemlich steil nach einem ganz ebenen Talgrund abfiel, den ein in den See strömender, in mehrere Arme geteilter Fluß durchfloß.

Auf ebenem Sandboden zwischen den Armen des Flusses stürzte der Kulan. Islam Bai und Parpi, die ihm auf den Fersen waren, saßen ab und fesselten ihn. Da lag er nun in der natürlichsten Stellung und betrachtete uns ohne Furcht (Abb. 77). Es war ein stattliches Exemplar ein fetter, kräftiger Hengst, augenscheinlich der Wächter der Herde, die wir kurz vorher gesehen hatten. Die Zähne gaben ein Alter von ungefähr neun Jahren an.

Im großen und ganzen erinnert der Kulan an den Maulesel; er scheint, mit anderen Worten, auf der Grenze zwischen Pferd und Esel, letzterem jedoch näher zu stehen. Die Ohren sind länger als die des Pferdes, aber kleiner als Eselsohren; der Schwanz gleicht dem des Esels und trägt nur am unteren Ende Pferdehaare. Auch die Mähne ist wie beim Esel; sie steht aufrecht und hat einen Dezimeter lange Haare. Sie ist übrigens schwarz und dünn und geht am Rückgrat in eine fast schwarze Linie über, die sich bis zum Schwanz fortsetzt.

Die Farbe des Rückens ist braunrot, die des Bauches weiß. Auf den Seiten geht das Braun allmählich in Weiß über. Das Maul ist grau, die Ohren sind dunkel, inwendig aber weiß. Die Beine werden nach unten hin immer heller und zuletzt weiß.

Die Brust ist breit und durch tüchtige Lungen kräftig entwickelt. Auch der Nacken ist muskulös. Die Muskeln der Hinterbeine sind besonders stark ausgebildet und für große Schnelligkeit sehr geeignet. Die Nüstern sind bedeutend größer als die des Pferdes.

Die Nüstern des Kulans stehen im Verhältnis zu seinen großen Lungen, und die gesamten Atmungsorgane sind sichtlich für die verdünnte Luft geschaffen. Die Perser schneiden daher nicht ohne Grund den zahmen Eseln, die zu Transporten in Gebirgsgegenden benutzt werden, die Nüstern etwas auf. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß die Tiere dann leichter atmen.

Nachdem das prächtige Tier untersucht worden war, erhielt es den erlösenden Messerstich. Darauf zogen ihm die Männer die Haut ab, die mit der größten Vorsicht losgemacht und auf der Erde zum Trocknen ausgebreitet wurde. Von dem Fleische wurden die besten Stücke mitgenommen; der Rest durfte als Fressen für die Hunde liegen bleiben.

Das Lager Nr. 15, wohin wir einen Weg von 25 Kilometer gehabt hatten, wurde am Fuße des nächsten Hügels aufgeschlagen, und da die Leute mit dem Kulan viel zu tun hatten und unsere Tiere angegriffen waren, wurde der nächste Tag der Ruhe geopfert, um so mehr, als es ein Sonntag war.

Am Rasttage, 30. August, nahmen alle die Gelegenheit wahr, sich gründlich auszuschlafen, und die Tiere grasten auf den Hügeln. Ich machte eine Exkursion nach dem großen See im Westen des Lagers.

Die von mittelhohen Bergketten eingerahmte Seefläche hatte ungefähr dieselbe absolute Höhe wie das Lager Nr. 15, 4947 Meter. Um die neu entdeckten Seen auseinanderhalten zu können, beschloß ich, sie in Zukunft zu numerieren. Dieser See wurde Nr. 5.*

---

* Einige dieser Seen sind so klein, daß sie auf der diesem Bande beigefügten Karte nicht angegeben worden sind.

77. Der angeschossene Kulan. (S. 147.)

78. Die erlegte Yakkuh. (S. 151.)

Am 31. August gelangten wir an eine unbedeutende Wasserscheide, von deren Ostseite kleine Furchen und Bäche nach dem See Nr. 9 hinuntergingen, nachdem wir schon vorher drei kleine Seen passiert hatten.

Der Kamm des Arka-tag wurde heute von seinen eigenen Ausläufern verdeckt, aber die prachtvollen Schneegipfel der südlichen Kette waren oft sichtbar, und bei unserem langsamen Vorrücken erschien ihre Lage beinahe unveränderlich. Von ihnen strömte ein wasserreicher Fluß dem See Nr. 10 zu. Eine Strecke davon wurde nach einer Wanderung von 30 Kilometer bei einer Quelle das Lager Nr. 16 aufgeschlagen.

Am 1. September führte unser Marsch anfangs über einen niedrigen ebenen Rücken, dessen harter Boden für die Tiere vorzüglich gewesen wäre, hätte er nicht unzählige kleine Gruben gehabt, die von einem kleinen Nagetiere, dem Teschikan, das man manchmal pfeifend in ihnen verschwinden sah, gegraben worden waren. In diese Gruben stolperten die Pferde unaufhörlich.

Die hohen Berggipfel, die wir auf dem Marsche nach Osten auf beiden Seiten hatten, bezeichnete ich mit Buchstaben und bestimmte ihre Lage durch eine Reihe Peilungen von verschiedenen Punkten aus.

In der Ferne sahen wir oft kleine Herden von 5 bis 6 Jurgeantilopen (Panthelops Hodgsoni), die von den Tibetern Orongo genannt werden. Sie haben lange, dünne, leierförmige Hörner. Wir konnten ihnen nie beikommen, so eifrig Islam auch versuchte, sich ihnen auf Schußweite zu nähern. Dank dem vorteilhaften Terrain legten wir 33 Kilometer zurück, ehe wir uns entschlossen, Lager Nr. 17 aufzuschlagen.

Am 2. September hielten wir uns ziemlich dicht an der südlichen Bergkette. Ein paar neue Seen wurden entdeckt. Aber die interessanteste Entdeckung war, daß sich hier Menschen aufgehalten hatten.

An einer Stelle war die südliche Bergkette wie abgeschnitten, und mitten in der Lücke erhob sich ein kuppelförmiger, schneebedeckter Berggipfel, auf dessen linker Seite augenscheinlich ein bequemer Paß über die Kette führte. Als wir diese Partie direkt im Süden hatten, ritt Parpi an mich heran und sagte, daß er die Stelle wiedererkenne.

„Hier war es," sagte er, „wo Bovolo Tura (Herr Bonvalot) und Prinz Henri von Orléans mit ihrer Karawane gezogen sind."

Nach meiner Berechnung konnte es nicht mehr weit bis zu der Route der berühmten französischen Expedition sein. Ich hatte Bonvalots Karte in meiner Umhängetasche und konnte jetzt den Platz identifizieren. Auch die Krümmung der roten Linie, die die Route bezeichnet, wurde nun ganz begreiflich.

Auf Bonvalots Karte fehlten jedoch die notwendigen Details. Doch ohne Zweifel deckte sich sein Dôme du Sature mit meinem Berge D, und

seine Volcans de Ruysbroek sind die schwarzen Tuffberge, deren Fragmente überall zu sehen sind. Die erwähnten Sümpfe und Seen heißen auf der Karte der Franzosen „Fondrières et lacs gelés".

In dem breiten Tale machte einer der Leute einen Fund, der jeden Zweifel behob, daß wir gerade hier die Route der Franzosen kreuzten. Er fand alten Kameldung und einige Stücke weißen Filz, womit die Kamele bedeckt werden, damit die Packkisten sie nicht wund scheuern können. Es war für mich ein großer Vorteil, den Punkt bestimmen zu können, an dem unsere Routen einander schnitten, und die von den Franzosen zurückgelassene „Visitenkarte" war deshalb ein angenehmer Fund.

Am See Nr. 14 wurde das Lager Nr. 18 aufgeschlagen (28,4 Kilometer Marsch und 5078 Meter Höhe). Von hier aus sah man in Ostsüdosten eine ganze Welt von Gipfelpyramiden und Gletschern, von denen die Leute fürchteten, daß sie uns den Weg versperren würden. Unsere armen Tiere wurden immer elender. Ein Pferd war zurückgelassen worden, drei waren so jämmerlich daran, daß sie ohne Gepäck mit den Eseln gehen mußten, und noch eins war vor Müdigkeit ganz elend.

Weder am Abend noch während der Nacht ließ Parpi Bai etwas von sich hören, und wir fingen an, uns über das Ausbleiben der Kamelkarawane zu beunruhigen. Wir beschlossen daher, am 3. September zu rasten. Am Vormittag kamen die Verschwundenen wieder, und es stellte sich heraus, daß sie noch ein Pferd und einen Esel hatten zurücklassen müssen. Mit der einen Ziege ging es zu Ende; sie wurde daher geschlachtet. Die Kamele und die übrigen Tiere befanden sich verhältnismäßig gut und durften jetzt in Ruhe und Frieden grasen.

Frühmorgens hatte Islam Bai eine Yakkuh erblickt, die mit zwei Kälbern am anderen Ufer des Sees weidete. Mit einer unserer Flinten bewaffnet, begab er sich zu Pferde dorthin. Mittags kehrte er zurück und berichtete mit einem gewissen Stolz, daß die Yakkuh nach zwei Kugeln, von denen eine unter dem Rückgrat eingedrungen, gefallen sei. Er habe sein Pferd in angemessener Entfernung angebunden und dann die Tiere beschlichen. Die unerfahrenen Kälber hätten die Gefahr nicht geahnt, und daher sei die Mutter, die herbeigelaufen, um sie zu warnen, eine leichte Beute geworden. Doch sobald sie gefallen, seien die Kälber über die nächsten Hügel entflohen.

Am Nachmittag begab ich mich nach dem Platze, um an der Yakkuh Messungen vorzunehmen und Zeichnungen von ihr zu machen (Abb. 78). Sie war jetzt schon von Gasen ungeheuer angeschwollen, und die Haut war stramm wie ein Trommelfell. Von dem inneren Rande der Oberlippe bis an die Schwanzwurzel maß sie 2,46 Meter. Die Farbe war rabenschwarz, die Schwanzquaste prachtvoll; die Hufe waren kräftig. Das Euter war nicht zu bemerken, die Zitzen dagegen waren groß. An den Seiten des

Tieres hingen dichte, schwarze Wollfransen wie Draperien herunter, am Bauche dagegen fehlten solche gänzlich. Der Unterkiefer hat acht schräg vorstehende Vorderzähne, der Oberkiefer eine breite Hornschwiele. Die Zunge ist mit nach dem Schlunde gerichteten, widerhakenähnlichen Hornwarzen dicht bedeckt, mit denen Gras, Flechten und Moose abgerissen werden; die Zunge wird also beim Grasen mehr in Anspruch genommen als die Vorderzähne und die Hornschwiele.

Da wir sahen, daß die Gegend reich an Yaks war, beschlossen wir, diese Haut nicht mitzunehmen, sondern zu warten, bis wir ein schöneres Tier erbeuteten. Die Leute hieben jedoch mit Äxten die besten Stücke des Fleisches los und schnitten die ganze Zunge aus, die ich dann mehrere Tage lang zum Frühstück bekam und die vortrefflich schmeckte.

Das Fleisch dagegen war zäh und schlecht und mußte mehrmals gekocht werden, ehe es einigermaßen mürbe wurde, was zu nicht geringem Teile von der verdünnten Luft herkommt, in der das Wasser schon bei einigen 80 Grad kocht. Der Schwanz und die Wollfransen wurden ebenfalls mitgenommen. Die Männer drehten daraus Stricke und Schnüre und benutzten sie auch als Stirnhaar unter der Mütze, um die Augen gegen die Sonne zu schützen.

Gegen Abend erblickten wir einen gewaltigen Stier, der ganz allein weidete und den Pferden, die auch in der Nähe grasten, gar keine Aufmerksamkeit zu schenken schien. Islam, der jetzt vor Jagdeifer glühte, schlich sich wie ein Panther gegen den Wind heran und begann das Tier aus entsprechender Entfernung zu bombardieren.

Erst nach der dritten Kugel fiel der Yak, war aber im Augenblick wieder auf den Beinen und stürmte voll Wut auf seinen Verfolger los. Er bekam noch eine Kugel, die ihn zwang, kehrt zu machen, aber nur, um noch einmal zum Angriff zu schreiten. Nachdem er verschiedenemal gefallen, aber stets wieder auf die Füße gekommen war, stürzte er endlich unter der siebenten Kugel und blieb unbeweglich liegen.

Triumphierend kehrte Islam ins Lager zurück und erklärte, eine prachtvollere Haut als diese bekäme man nimmermehr. Da der geschossene Stier obendrein gerade in der für den nächsten Tag geplanten Marschrichtung lag, beschlossen wir, einige Männer und ein Kamel dazulassen, um ihn abzuziehen und die Haut nach dem nächsten Lager zu bringen, in dem wir die Zurückgelassenen erwarten würden.

Wir zogen also am Morgen des 4. September weiter. Islam erinnerte sich genau, wo der Yak zwischen einigen Hügeln gefallen war. Man denke sich daher sein und unser Erstaunen, als wir bei unserer Ankunft an dem Platze keinen Stier fanden!

Islam war so verdutzt, daß er eine ganze Weile kein Wort hervorbringen

79. Der erbeutete Yakſtier von der Seite. (S. 154.)

80. Der erbeutete Yakſtier von vorn. (S. 154.)

konnte. Dann aber beteuerte er, daß der Yak tot gewesen, als er ihn am Abend vorher verlassen habe. Nun sahen wir indessen an der Spur in dem ziemlich weichen, feuchten Boden, daß er wieder zu sich gekommen und trotz der vielen Wunden seiner Wege gegangen war. Aus der Spur war ersichtlich, daß er alle Augenblicke gefallen, aber immer wieder aufgestanden war und sich ein paar Schritte weitergeschleppt hatte. Sehr weit konnte er sich nicht entfernt haben, und als wir der Spur folgten, sahen wir ihn denn auch mit den Nüstern am Boden schnuppernd, ruhig am Rande eines Quellenbeckens.

Als wir uns ihm auf etwa 100 Schritt genähert hatten, drehte er sich um, blieb stehen und betrachtete uns mit hocherhobenem Kopfe. Er erhielt jetzt noch eine Kugel, die ihn in solche Wut versetzte, daß er zum Angriff auf uns losstürmte. Wir hielten es für das beste, den Rückzug anzutreten. Kaum hatten wir unsere ängstlich gewordenen Pferde angespornt, als er nur noch 20 Schritt von uns entfernt war. Hier blieb er zu unserem Glück plötzlich stehen, grunzte wütend, rollte wild mit den Augen, keuchte und ächzte und wühlte dabei mit Maul und Hörnern den Sand auf, daß dieser ihn wie eine Wolke umgab; mit dem Schwanze schlug er wie toll um sich.

Auf 30 Schritt Abstand bekam er noch einen Schuß, nach dem er sich auf demselben Flecke mehrmals im Kreise herumdrehte. Jolldasch stürmte auf ihn los, ergriff aber sofort die Flucht, als der rasende Stier ihm laut stöhnend, mit gesenkten Hörnern und erhobenem Schwanze im Galopp nachsetzte.

Die zehnte Kugel traf ihn ins linke Fußgelenk, so daß der Stumpf um das Bein schlenkerte, als er sich in der Wut der Verzweiflung noch einigemal im Kreise drehte. Der elfte Schuß wurde schließlich ganz aus der Nähe abgefeuert; die Kugel drang hinter dem Bug ein, traf edlere Teile und machte den Leiden des Tieres ein Ende.

Der Yak fiel auf die rechte Seite. Als wir herankamen, machte er den letzten Versuch, sich zu erheben, der ihm aber mißlang; kurz darauf starb er ohne Todeszuckungen. Nachdem wir ihn mit vereinten Kräften in eine natürliche Lage gebracht hatten, wurde er von mir von mehreren Seiten abgezeichnet (Abb. 79 und 80). Es war ein schönes Exemplar. Iskender, einer unserer Taglik, der viele Yakjagden mitgemacht hatte, sagte, der Bulle sei ungefähr 20 Jahre alt. Der wilde Yak werde durchschnittlich sechs Jahre älter als der zahme, dessen Leben gewöhnlich mit 20 Jahren zu Ende sei. Der Pelz war prachtvoll; er war dicht und gleichmäßig. Die Farbe war rabenschwarz, aber die Seiten des Rückens gingen, wenn man sie in einer gewissen Beleuchtung sah, ein wenig ins Dunkelbraune.

Die Zunge hatte außerordentlich scharfe, harte Hornwiderhaken. Wie

beim zahmen Yak haben sowohl das Zahnfleisch wie die Zunge eine blaugraue Farbe. Die Hörner sind außerordentlich kräftig und durch ihre scharfen Spitzen furchtbar.

Der Schwanz des erlegten Yaks war kolossal; die Hufe waren stark und kräftig entwickelt, was auch nötig war, um ein solches Gewicht über steinigen, unwegsamen Boden tragen zu können. Die beiden Hufzehen können sich leicht einander nähern, wodurch die Sicherheit des Auftretens beim Klettern auf steilen Bergen oder über schlüpfrige Schuttkegel erhöht wird.

Daß das Gewicht eines solchen Tieres sehr groß sein muß, kann man sich denken. Nur mit Anstrengung konnten wir den Kopf aufheben, und als die abgezogene Haut auf das liegende Kamel geladen werden sollte, waren vier Mann dazu erforderlich.

Wenn der Yak verfolgt wird, läuft er in ziemlich schnellem Trab mit hängendem Schwanz und wenig über den Boden erhobenem Kopf drauflos. Das plumpe Tier hat einen schweren, trottenden Gang, macht aber große Schritte. Übrigens hat der Yak stets den Vorteil, nicht außer Atem zu kommen, was bei seinen Verfolgern in der dünnen Luft bald der Fall ist.

Kommt man ihm nahe und merkt er, daß Gefahr im Anzug ist, so läuft er gewöhnlich im Galopp mit gesenktem Kopfe und aufgerichtetem Schwanze. Vor Schüssen und Kugeln steht er, und wird er verwundet, so greift er seinen Verfolger an, der dann klug tut, auf seiner Hut zu sein.

Nach dem Kopfe zu zielen, heißt in den meisten Fällen seine Kugel nutzlos verschießen, denn sie vermag den massiven Knochenbau nicht zu durchdringen. Bekommt der Yak eine Kugel vor die Stirn, so schüttelt er nur schnaubend den Kopf. Dem Yak ein Bein abzuschießen, hat, so grausam es ist, für den Jäger den Vorteil, daß er zum nächsten Schuß dicht herankommen oder auch leicht entkommen kann, wenn der Yak dem Schützen nachsetzt. Aus dem Abenteuer mit unserem Yakbullen sieht man auch, daß alle Schüsse, die andere Teile als die empfindlichen Organe treffen, nutzlos sind.

Wenn das Tier gefallen ist, wird es sofort abgehäutet und die Haut in drei Teile geschnitten. Das Rückenstück enthält das beste Leder und wird zu Sätteln, Sattelgurten, Zaumriemen, Peitschen u. dgl. sowie zu feineren Stiefeln verwendet. Die Bauchstücke werden im allgemeinen zu demselben Zwecke benutzt, sind aber von nicht so guter Qualität. Aus der Haut der Beine verfertigt man Tschuruk, die weichen Stiefel, die die Taglik gewöhnlich tragen. Der Schwanz wird als Opfergabe (Tugh) an einem Masar aufgehängt.

Die Taglik halten die Yakjagd mit Recht für ein gefährliches Handwerk,

und ziehen es daher vor, mehrere zusammen zu gehen. Man kann sich die Lage des Jägers denken, wenn das Vieh in Wut gerät und auf ihn losstürmt, denn er braucht Zeit, um seine schwerfällige Flinte zu laden, und hat keine große Aussicht zu entkommen. Gerät er unter die ungeheure Masse, die sich mit unwiderstehlicher Wucht daherbewegt, und ein spitzes Hörnerpaar vorstreckt, so ist er in einem Augenblick zerstampft.

Dies sind in der Hauptsache meine Erfahrungen von diesem königlichen Tiere, das die Einöden von Tibet belebt und unsere Bewunderung erweckt, nicht nur seines imponierenden Auftretens wegen, sondern auch weil es, allein unter allen sterblichen Wesen, den höchsten Höhen, den niedrigsten Kältegraden, dem härtesten Klima und den heftigsten Schnee- und Hagelstürmen Trotz bietet. Der wilde Yak setzt sich über alles dieses hinweg, ja es scheint ihm geradezu Vergnügen zu machen, wenn ihm der Hagel auf den Rücken schlägt. Er grast ruhig weiter, als wäre gar nichts los, wenn ihn der Schneesturm in seine weißen Wolken hüllt. Das einzige, was nicht so recht nach seinem Geschmack ist, ist der Sommersonnenschein. Erscheint ihm der Tag zu warm, so nimmt er ein Bad im nächsten Bache oder er geht nach dem Saume der Gletscher und den erfrischenden Gefilden des ewigen Schnees hinauf. Hier findet er ein besonderes Vergnügen daran, sich in dem mehlfeinen Firnschnee zu wälzen und sich in ihn zu legen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das höchste Bergland der Erde.

Vom Lager Nr. 19, in dem wir einen Tag rasteten, sah man im Südosten einen mächtigen, spitzen Berggipfel, der auf zwei Drittel seiner relativen Höhe mit einem Mantel von glänzenden Schneefeldern bekleidet war. Dieser Berg, dessen Scheitel über die ganze Umgebung emporragte und der wie ein Leuchtturm lange sichtbar blieb, erhielt den Namen „König Oskar-Berg" (Abb. 81).

Im Osten des Lagers dehnte sich ein großer See aus, dessen Nordufer wir folgten. Das Wasser war außerordentlich bitter, schillerte aber in den schönsten Färbungen, und auf dem Wasser schaukelten Möwen in dichten Scharen. Eine Yakherde folgte uns neugierig eine ganze Stunde lang, ohne sich auf Schußweite zu nähern.

Etwas östlich vom See machten wir am Fuße einiger Hügel in der Nähe eines Baches halt (31 Kilometer, 4915 Meter Seehöhe). Vier Kulane, ein Hengst und drei Stuten, hielten sich den ganzen Abend über in unserer Nachbarschaft auf und rannten mehrmals um das Lager herum, dessen Bewohner ihre besondere Verwunderung zu erregen schienen. Man konnte nicht müde werden, diese schönen, eleganten Tiere zu betrachten. Unser Weg ging Tag für Tag beinahe direkt nach Osten.

Der 10. September führte uns über eine holperige Ebene, die ein in unzählige Arme zerfaserter Bach durchfloß, der nach Osten in den See Nr. 18 strömte. An seinem Ufer lagerten wir und rasteten dort einen Tag, weil auf den benachbarten Hügeln etwas Gras wuchs. Der Ruhetag kam um so passender, als vollständiger Winter herrschte. Es schneite und hagelte den ganzen Tag, und von allen Seiten kam ein eisiger Wind. Die Landschaft war in dichten Nebel gehüllt, und von der Umgebung war nicht das Geringste zu sehen.

Jetzt wurden die Proviantkisten durchgemustert. Das Resultat war, daß wir in Zukunft Sparsamkeit beobachten mußten. Mehl, Brot und Tee konnten möglicherweise noch einen Monat reichen, aber wir waren elf Mann und wußten nicht, wie weit es noch bis zu den nächsten menschlichen

Wohnungen war. Nur ein Schaf war noch da. Schlimmstenfalls würden wir von Yakfleisch leben können. Es waren jetzt anderthalb Monate verstrichen, seit wir bewohnte Gegenden verlassen hatten, und alle sehnten wir uns danach, wieder Menschen zu treffen, welcher Art diese auch sein mochten.

Die Gegend ist tot und düster. Nur die Möwen schreien über dem See. Keine anderen Pflanzen als das schon gelb gewordene Gras sind zu sehen. Der Wind heult, der körnige Schnee pfeift um das Zelt, und die Wellen schlagen leise und eintönig gegen das Ufer. Über dem Wasser liegt der dicke Schneenebel und verhüllt das gegenüberliegende Ufer.

Die Zelte stehen weiß in der grauen, öden Landschaft da, wo unsere erschöpften Tiere das karge Gras auf den Hügeln abweiden. Einige Leute schlafen in ihrem Zelte, die anderen sitzen im Freien um das Feuer, das mit dem trockenen Dung der wilden Yaks unterhalten wird und dicken, schwarzen Rauch emporsendet (Abb. 82). Die Nacht kommt wie ein ersehnter Freund. In dem Fellbett wird es bald warm, und in den Armen des Traumes nahe ich mich schöneren Gegenden, nach denen mein Sehnen mit jedem Tage stärker wird. Noch ist es weit bis Peking. Ich muß dorthin. Und einmal dort, wird es mir sein, als wäre ich wieder zu Hause. —

12. September. Um fünf Uhr morgens, als wir anfingen, uns marschfertig zu machen, glänzte die ganze Gegend weiß in weiß, und die dominierenden Schneepiks der südlichen Gipfel vermochten sich nicht so wie bisher geltend zu machen.

Die Temperatur war eine der niedrigsten, die wir während dieser Märsche gehabt hatten (—11,7 Grad). Die tiefe Temperatur hielt bis Mittag an, und infolge des hartnäckigen Windes hatte man das Gefühl schneidender Kälte. Die Hände sind ihr am meisten ausgesetzt, und ich kann sie nicht schützen, da ich ihrer jeden Augenblick zum Kartenzeichnen bedarf.

Wir folgten der Uferlinie während des ganzen Tagemarsches (27 Kilometer). Der See Nr. 18 (4917 Meter) war wie die vorhergehenden von Osten nach Westen gestreckt und einer der größten, die wir entdeckt haben. Die Brandung schlug mit eigentümlichem Metallklang gegen den Schieferschutt, wahrscheinlich eine Folge der dünnen Luft und des hohen spezifischen Gewichtes. Daß die Luftverdünnung großen Einfluß auf die akustischen Phänomene haben muß, ist sicher. So mußten wir z. B. auf diesen Höhen lauter und deutlicher als sonst sprechen, und das Ticken der Uhr war nur dann zu hören, wenn man sie sich dicht ans Ohr hielt.

Auf dem Marsche verloren wir einen Esel. Ein falbes Pferd, das vorzügliche Dienste geleistet und meine beiden Instrumentenkisten von Korla über Lop-nor und Tschertschen bis Chotan und von dort bis hierher getragen

81. König Oskar-Berg in Tibet. (S. 157.)

hatte, starb auf dem Lagerplatze, zwei Esel gleichfalls. Es fing an, mit unseren armen Tieren rasch abwärts zu gehen. Kein Tag verging, an dem wir nicht eins oder ein paar von ihnen verloren. Unsere Lage wurde besonders dadurch erschwert, daß die Weiden jetzt viel schlechter und seltener waren als während der ersten Hälfte der tibetischen Reise. Wir hatten mittlerweile eingesehen, daß Pferde und Esel für diese hohen Regionen nicht geeignet sind. Die Kamele waren die einzigen Tiere, die sich hielten, obgleich auch sie bedenklich abgemagert waren. Die Leute glaubten, daß das Gras an und für sich den Tieren schädlich sei. Dagegen aber sprach der Umstand, daß Kulane und Yaks es genügend schmackhaft und nahrhaft fanden.

Am 13. September stand nur ein Esel auf der Totenliste, obgleich wir 29 Kilometer zurückgelegt hatten.

Über ein Labyrinth von Hügeln marschierten wir nach dem Passe hinauf, der das abflußlose Becken des 18. Sees begrenzen mußte. Stunde auf Stunde zogen wir langsam und schweigend durch die unfruchtbare, leblose Gegend hin, in der kein Laut die Stille unterbrach.

Endlich erreichten wir einen Paß, von dem das Wasser nach einem kleinen Tümpel hinabströmte. Als ich dort anlangte, waren die Zelte schon an seinem Ufer aufgeschlagen. Das kupierte Terrain ließ mich hoffen, daß wir uns jetzt peripherischen Gebieten nahten und bald einen der Quellflüsse des Jang-tse-kiang erreichen würden.

Das Lager Nr. 26 (5023 Meter hoch) war eins der ungünstigsten, die wir gehabt hatten. Weideplätze fehlten beinahe gänzlich, und nicht einmal Yaks gab es in der Gegend. Wir mußten daher Zeltpflöcke opfern, um das Teewasser heiß zu machen.

Unsere Lage fing infolge des Hinsiechens der Tiere an kritisch zu werden. Sie erinnerte sehr an die Wüstenreise von 1895. Wie damals schmolz die Karawane zusehends zusammen, wie damals schauten wir täglich im Osten nach einer Besserung der ungünstigen Terrainverhältnisse aus. Doch an Wasser litten wir jetzt keinen Mangel, und selbst wenn alle Tiere zugrunde gingen, mußten wir Menschen uns nach menschlichen Wohnungen durchschlagen können.

14. September. In die Totenliste des Tages wurden ein Pferd und ein Esel eingetragen. Ich hatte gehofft, daß der Fluß, an dem wir entlang zogen und der ungefähr 3 Kubikmeter Wasser in der Sekunde führte, der auf den Karten punktiert angegebene Oberlauf des Naptschitai-ulan-muren sein würde, nun aber sahen wir fern im Osten einen neuen großen See, in den er sich ergoß. Doch der See konnte süß sein, und am Ende verließ der Fluß ihn auf der Ostseite wieder. Diese Hoffnung wurde um so stärker, als der See kolossal schien und sein Spiegel in der Ferne

83. Schneesturm in Tibet. (S. 161.)

84. Der östliche Teil des Arka-tag, von Südosten gesehen. (S. 162.)

eine Linie mit dem östlichen Horizont bildete. Endlich erreichten wir den See und ritten an seinem Südufer entlang, wo wir zwischen einigen Hügeln haltmachten (28 Kilometer, 4802 Meter).

Meine erste Sorge war, eine Kanne Wasser aus dem See Nr. 19 holen zu lassen. Es war klar und herrlich. Ich nahm einen Schluck und fand es salzig! Also noch ein abflußloses Becken! Und noch ein Paß erwartete uns im Osten. Nun wohl, es blieb uns kein anderer Weg.

In der Abendstunde schickten die Leute zu mir und ließen um einen Rasttag bitten. Zwei Kamele und zwei Esel seien krank und würden, wenn sie sich nicht ausruhen dürften, morgen nicht mitkommen können.

16. September. Heute konnten wir 32 Kilometer zurücklegen, ohne ein einziges Tier zu verlieren. Der See sah sehr groß aus. Wir glaubten, in ihm einen Nebenbuhler des Issik-kul zu finden. Es würden mehrere Tagemärsche erforderlich sein, an ihm entlang zu ziehen. Aber wir waren offenbar die Beute einer eigentümlichen Sinnestäuschung oder Luftspiegelung gewesen, denn schon nach einem Marsche von ein paar Stunden verschmolzen die Hügel beider Ufer miteinander und bildeten eine nach Osten immer höher werdende, dunkle Linie oberhalb der Seefläche. Wir hatten also unzweifelhaft noch einen Paß vor uns.

Gleich nach Mittag ballten sich die Wolken um uns her immer dichter zusammen; ein heftiger Ostwind erhob sich, und in einem Augenblick war der Schneesturm da. Es wurde der heftigste, dichteste Schneefall, den ich seit meinem Aufenthalt auf dem Mus-tag-ata erlebt hatte. Mehlfeiner Schnee trieb in Wolken auf dem Boden hin, dann und wann von Hagelschauern abgelöst. Die Landschaft war ganz verhüllt, die Erde wurde im Nu kreideweiß, und wir selbst saßen eingeschneit im Sattel (Abb. 83). Nach zwei Stunden war das Unwetter vorüber, und die Sonne lachte wieder.

Der See endete keilförmig mit einer langen, schmalen Bucht. Wir schwenkten nach Ostsüdosten ab, stiegen langsam über die Hügel nach der südlichen Bergkette hinauf und fanden wieder Weideplätze. Rechts ließen wir einen kleinen Tümpel liegen. An seinem Rande saß, in Gedanken versunken, ein grauer Bär. Jolldasch stürmte ganz patzig auf ihn los, aber sowie der Bär Miene machte, die Herausforderung anzunehmen, machte der Hund kehrt und nahm pfeilschnell Reißaus. Der Bär tappte zwischen den Hügeln fort.

18. September. Die Folge des starken Schneefalls war, daß die Tiere nur mit Schwierigkeit Gras fanden. Ein Esel blieb liegen, und zwei Pferde waren auch nicht mehr in leistungsfähiger Verfassung. Sie durften mit den vier letzten Eseln gehen, von denen bloß noch einer die Kraft hatte, eine unbedeutende Last zu tragen.

Wir hatten jetzt nur noch acht taugliche Pferde, alle mager und ausgehungert. Ich, Islam und Parpi Bai allein ritten, die übrigen mußten zu Fuß gehen. Von den Kamelen waren einige krank, die anderen hielten sich noch gut. Die Hunde hatten es vortrefflich und erfreuten sich an dem Fleische der gefallenen Tiere.

Das Wetter war herrlich, der Boden ziemlich eben. Dicht am Fuße der südlichen Bergkette steuerten wir nach Osten und konnten noch 29 Kilometer zurücklegen, ehe wir Lager Nr. 29 in Nordtibet aufschlugen. Auch hier blieben wir einen Tag. Wir mußten mit den Kräften der Tiere sparen.

Nachts um zwei Uhr weckte mich ein wilder Schneesturm, der das Zelt zu zerreißen drohte, und am Morgen lag der Schnee an einigen Stellen fußhoch. In den Gegenden, die wir jetzt durchzogen, sind die Niederschläge viel reichlicher, als sie bisher gewesen waren.

20. September. Weitere $25^1/_2$ Kilometer nach dem Lager Nr. 30 (4596 Meter). Nach mehrstündigem Marsch über abgerundete Hügel erreichten wir den Paß, der den 19. See begrenzt. Von hier aus durchmusterten wir genau die Gegend, um zu erforschen, nach welcher Richtung wir würden gehen müssen. Im Nordosten schien der Arka-tag allerdings niedriger als bisher, aber wir wagten doch nicht, mit unserer kümmerlichen Karawane die Kette zu überschreiten (Abb. 84).

21. September. 26 Kilometer nach dem Lager Nr. 31. Ein ganzer Tagemarsch war erforderlich, um den 20. See zu erreichen. Alle Tiere überstanden die Wanderung des Tages. Auch dieser See sah wie ein großes Meer aus. Im Osten war kein Land sichtbar. Die Bergabhänge in der Ferne zeigten wie ein Paar horizontaler Nadeln aufeinander hin, ließen aber eine Lücke zwischen sich, in der sich Wasser und Himmel berührten. Die Uferlinie schwenkte links nach Nordwesten, rechts nach Süden ab, und der See versperrte uns also den Weg. Wir wußten nicht, ob wir dem Nord- oder dem Südufer folgen sollten, entschieden uns aber schließlich für das erstere, was uns, wie sich später herausstellte, zwei Tagemärsche kostete.

Einstweilen lagerten wir am Ufer, wo das Gras leidlich war. Der See schien tief zu sein, denn das Wasser schillerte blauschwarz, und die Hügel auf dem Westufer fielen schroff nach dem See ab (Abb. 85). Das Wasser war bittersalzig. Also auch dieses war ein abflußloses Becken, und noch ein Paß erhob sich im Osten! Dieser See war der größte von allen bisher entdeckten. Von Menschen keine Spur.

Am 22. September machten wir $23^1/_2$ Kilometer nach dem Lager Nr. 32. Das Gelände war das schwierigste, das wir seit langem gehabt hatten, und die Hälfte des Tagemarsches führte über eine Reihe von Rinnen und Schluchten durchschnittener Hügel.

85. Aussicht nach Nordwesten bei Lager Nr. 31. (S. 162.)

86. Heraufziehender Sturm am See Nr. 20. (S. 163.)

Stunde auf Stunde ritten wir beinahe gerade nach Westen, aber der See nahm kein Ende. Wir bereuten, nicht längs des Südufers gegangen zu sein, zogen aber dennoch weiter, um zu sehen, ob nicht am Westende des Sees ein Tal zu einem bequemen Passe über den Arka-tag führe. Doch je weiter wir nach Westen kamen, desto niedriger wurden die Hügel, und schließlich konnten wir auf ebenem Boden unmittelbar am Ufer entlang reiten.

Gegen elf Uhr verfinsterte sich der Himmel auf allen Seiten, und der stärkste Hagelsturm, den wir je erlebt, fegte über den See. Die schwarzen Wolken nahten sich uns von Osten her wie eine Wand, und ein scharfes Pfeifen und Zischen, dem Tone des ausströmenden Dampfes einer Lokomotive ähnlich, drang an unser Ohr. Der See wurde dunkelgrau, die Berge an den Ufern verschwanden in Nebel (Abb. 86).

Das Getöse wurde immer stärker. Man sah nicht nur, man hörte auch, wie das aufspritzende Wasser um die Hagelkörner zischte, wie sie die Seefläche peitschten. Der Hagel kam in Schauern und ging dann in Schnee und Regen über. Darauf sprang der Wind um, und ein fürchterlicher Westwind erhob sich. Wir mußten ihm gerade entgegen und wurden von Frost geschüttelt. Die Pferde kämpften mit derselben Anstrengung dagegen an, wie sie sich auf einem steilen Abhange abmühten.

Am Ende des Sees war die Pferdekarawane direkt nördlich nach dem Fuße dieser Bergkette abgeschwenkt, und die weißen Zelte glänzten weit hinten in einer Talschlucht. Der Lagerplatz war unglücklich gewählt: mitten in einem jetzt trockenen Tale voll Kies und Steine. Aber die senkrechte Felswand gewährte uns wenigstens Schutz.

23. September. Das Resultat des Marsches waren 22 Kilometer nach dem Lager Nr. 33, das dem Lager Nr. 31 beinahe gerade gegenüber lag. Die beiden Tagemärsche hatten uns also keinen Schritt weiter nach Osten geführt. Den ganzen Tag herrschte Unwetter: erst undurchdringliches Schneegestöber von Osten her, dann ein Sturm, der von den nördlichen Bergen herabkam. Der Abstand zwischen diesen und dem Ufer, dem wir jetzt gerade ostwärts folgten, betrug nur gegen 3 Kilometer. Dann und wann mußten wir über ziemlich steile Hügel. Auf einem derselben verendete mein vortreffliches Reitpferd, das mir seit der letzten Pamir-Reise treu gedient hatte. Es konnte nicht mehr weiter und mußte langsam von Emin Mirza geführt werden, dessen Pferd ich bestieg, um einsam der Spur der Karawane durch das Schneetreiben zu folgen. Doch auch dieses Pferd brach unter mir zusammen, und ich mußte es zu Fuß nach dem Lager führen.

Es war schön, im Zelte unter Dach zu kommen, aber erst nach einer Stunde wurden die steifgefrorenen Hände wieder brauchbar. Ein wahrer

Orkan aus Norden tobte den ganzen Abend. Obgleich das Zelt gut befestigt und meine Kisten auf die nach innen gefalteten Zeltsäume gestellt waren, wurde es doch umgeweht und wäre sicherlich in den See geflogen, wenn ich nicht die eine Zeltstange ergriffen und es festgehalten hätte, bis meine Leute herbeikamen und es auf der Windseite mit dicken Seilen festmachten.

Nur fünf Kamele kamen heute im Lager an. Ein Kamel war gestürzt. Die Leute hatten es geschlachtet und die besten Stücke mitgenommen, die einen sehr willkommenen Zuwachs unseres Proviants bildeten. Die Tiere waren so erschöpft, daß wir auch hier einen Tag bleiben mußten.

Als ich am Morgen ins Freie kam, fand ich zu meinem großen Kummer mein Reitpferd tot vor dem Zelte liegen. Sechzehn Monate hindurch war es mit mir durch Wind und Wetter gegangen, nie war es gestolpert oder gefallen und war daher für meine Kartenaufnahmen vorzüglich gewesen. In Chotan hatte es sich vier Monate in Liu Darins Stall ausruhen dürfen und hatte nach dieser Kur wie ein englisches Vollblutpferd ausgesehen. Aber in der letzten Zeit war es mager, elend, grobhaarig und stumpf geworden. Von nun an ritt ich einen kleinen Rappen, den wir in Korla gekauft hatten und der mit am Lop-nor gewesen war.

25. September. Wir legten 24 Kilometer nach dem Lager Nr. 34 zurück (4724 Meter). Der ganze Tagemarsch ging am Ufer entlang, das beinahe in gerader Linie nach Südosten läuft, ohne Buchten, Vorsprünge oder Inseln. Nach Osten hin schien das Land vollständig offen zu sein, und in der Verlängerung des 20. Sees sah man noch zwei kleine Seen. An ihrer Lage zueinander erkannte ich mit Hilfe der Karte von Carey und Dalgleish, die ich bei mir hatte, sofort den Punkt, nach dem diese vorgedrungen waren, und Parpi Bai, der sie begleitet hatte, bestätigte meine Vermutung.

Ganz in der Ferne erblickte man im Südosten eine gewaltige Bergkette mit Schneebergen. Ob sie mit der Kette, die wir bisher rechts, südlich von unserer Route, gehabt hatten, in unmittelbarem Zusammenhang stand, ließ sich nicht mit Sicherheit entscheiden, da kleinere Ausläufer die Aussicht hinderten. Indessen nehme ich an, daß es eine unmittelbare Fortsetzung der weiter östlich unter dem Namen Koko-schili (die grünen Hügel) bekannten Bergkette war. Wahrscheinlich befanden wir uns nicht weit von der Gegend, in der der Naptschitai-ulan-muren seine Quellen hat.

Wir rasteten am folgenden Tage bei Schneesturm. Die Karawane zählte jetzt nur noch 5 Kamele, 9 Pferde und 3 Esel, nebst 11 Mann. Mehrere Tiere waren Todeskandidaten (Abb. 88). Im Lager Nr. 30 hatten die Pferde zum letztenmal Mais bekommen. Seitdem erhielten sie

87. Angriff des verwundeten Yak auf Islam Bai. (S. 165.)

91. Mein nächtliches Erscheinen im Mongolendorf. (S. 177.)

jeden Morgen eine Portion altes, hartes Brot, und sonst nur, was sie selbst an schlechtem Grase fanden. Für mich und die Leute wurde täglich zweimal Brot gebacken.

27. September. Zug nach dem Lager Nr. 35 (27½ Kilometer). Heute wartete unser eine interessante Wanderung, denn jetzt galt es, wieder über den Arka-tag zu gehen und damit das nordtibetische Hochland mit seinen unfruchtbaren, abflußlosen Salzbecken zu verlassen. Daß wir im Nordosten einen passierbaren Paß hatten, wußten wir, denn ich hatte während des Ruhetages Kundschafter ausgeschickt, die mit dem Bescheid wiedergekommen waren, daß das Terrain bequem sei.

Nahe unserem Wege weidete eine ungewöhnlich große Yakherde. Islam ritt dorthin und feuerte einen Schuß auf die Tiere ab, infolgedessen sich die Herde teilte. Die meisten flohen bergauf, die übrigen liefen in dichtem Trupp gerade auf mich und Emin Mirza zu. Wir waren unbewaffnet und fühlten uns daher gar nicht gemütlich, als die Tiere uns angreifen zu wollen schienen. Es waren ihrer 47; voran lief ein schöner Bulle. Ein kleines Kalb und fünf alte Bullen trotteten, so gut sie konnten, hinterdrein. Zuletzt kam Islam galoppiert. Die Herde war in eine Staubwolke gehüllt. Das Dröhnen ihrer Hufe wurde immer stärker, und einen Augenblick sah es aus, als würde sich im nächsten Moment die ganze Masse wie eine Lawine über uns stürzen.

Es zeigte sich jedoch, daß sie unser noch nicht gewahr geworden waren. Erst hundert Schritt von uns erblickte uns der Leitbulle und schwenkte mit dem ganzen Bataillon nach einer anderen Richtung ab. Hierdurch erhielt Islam Gelegenheit, vom Pferde zu springen und sich in einen Hinterhalt zu legen. Auf gut Glück schoß er mitten in den Haufen hinein. Die Kugel traf einen Bullen in das eine Vorderbein.

Toll vor Wut stürmte das Tier gerade auf den Schützen los. Islam sprang in den Sattel und floh, so schnell sein ausgemergeltes Pferd laufen konnte. Obgleich der Yak zum Laufen nur drei Beine hatte, holte er seinen Feind doch in ein paar Minuten ein. Aber gerade als er im Begriffe war, Roß und Reiter auf seine Hörner zu nehmen, drehte sich Islam im Sattel um und schoß, ohne in der Eile die Flinte mit der nötigen Ruhe halten zu können (Abb. 87). Der Yak war aber so nahe, daß es kaum möglich war, einen Fehlschuß zu tun, und die Kugel, die in der Gegend des Herzens eindrang, machte dem gefährlichen Spiele sofort ein Ende.

Es war ein etwa acht Jahre alter Bulle. Seine Zunge und sein Fleisch waren uns für unsere Proviantkisten um so willkommener, als unser Vorrat an Mehl und Reis anfing zu Ende zu gehen. Hätte der Schuß nicht getroffen, so wäre Islam sicherlich verloren gewesen.

Das Abenteuer veranlaßte uns, jetzt Lager zu schlagen. Um von dem Yak Vorteil zu haben, mußten wir auch den ganzen nächsten Tag hier bleiben. Die Hunde wurden angebunden, damit sie das Fleisch nicht verdürben.

Zum Souper wurde mir Yakbouillon aufgetischt, die außerordentlich kräftig und wohlschmeckend war. Sie sollte für einige Zeit unsere tägliche Speise sein. War aber das Essen schon gut, so sollte der Nachtisch noch viel besser werden. Ich wollte mir nach dem Essen gerade meine Pfeife anzünden, als alle Leute, Islam an der Spitze, an mein Zelt kamen und riefen: „Bis nischan tappdik!" (Wir haben ein Zeichen gefunden.)

Dabei legten sie vier Schieferplatten vor mir nieder, in die tibetische Buchstaben eingegraben waren. Alle Scheiben waren ganz, und jede bildete entschieden ein Stück für sich. Zwei waren alt und die Schrift teilweise schon verwischt.

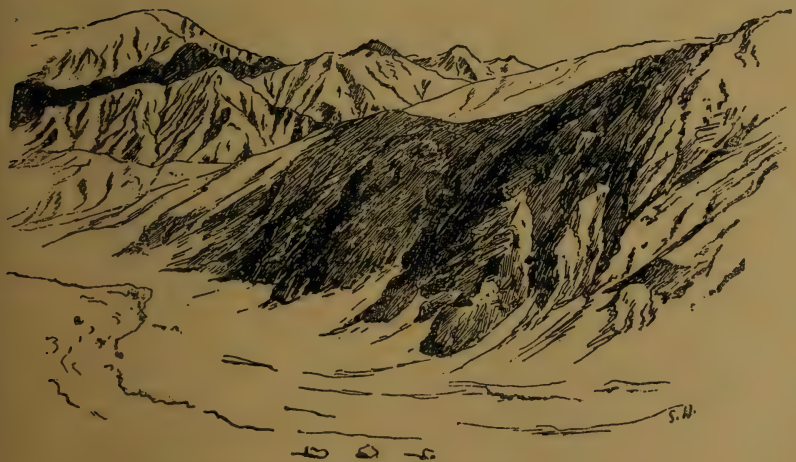
Was hatten diese Steine wohl zu erzählen, und warum waren ihre Inschriften mit so vieler Mühe eingegraben worden? Berichteten sie vielleicht von einer denkwürdigen Begebenheit, von irgendeinem historischen Ereignisse, oder enthielten sie wichtige Angaben für die Lhasapilger, deren große Wallfahrtsstraße den Karten nach gerade in dieser Gegend gegen Südwesten nach der Hauptstadt des Dalai Lama abbiegen mußte? Was meine Leute am meisten freute, war indessen, daß die Inschrift unzweideutig davon zeugte, daß sich hier überhaupt einmal Menschen aufgehalten haben mußten.

Ehe wir am 29. September nach dem Lager Nr. 36 aufbrachen ($24^1/_2$ Kilometer), besuchte ich die Stelle am Ufer eines kleinen Baches, wo die Leute, als sie Wasser holten, die merkwürdigen Steinplatten gefunden hatten. Hier sah man deutlich alte Zeltplätze. Mittelgroße Rollsteine waren im Quadrat gelegt, und die Annahme lag auf der Hand, daß hier mongolische Nomaden mit ihren Yakherden gelagert hatten. In allernächster Nähe lagen noch acht Steinplatten, die alle dicht beschrieben waren. Alle mitzunehmen war unmöglich. Ich nahm ein paar schöne Stücke, die nicht allzudünn waren; die übrigen gruben wir ein, um sie zu konservieren. Denn sollte es sich herausstellen, daß es ein wichtiger Fund war, so konnte man ein andermal wiederkommen und sie holen.

Dann zogen wir nach Nordosten weiter, bis wir einen bedeutenden Fluß erreichten, der nach Osten strömte. Es zeigte sich also, daß der See Nr. 23 nicht, wie wir geglaubt hatten, einem abflußlosen Becken angehörte. Der Fluß floß nämlich aus dem See und durchbrach die Bergkette, die wir vor uns hatten. Wir setzten unseren Weg indessen in derselben Richtung nach einem unbedeutenden Passe fort, in dessen Nähe wir den Schädel eines Archari sowie Yaks, Kulane und Orongo-Antilopen sahen. Hier und da

88. Unsere letzten Pferde und Esel. (S. 164.)

89. Obo bei Lager Nr. 37. (S. 169.)



90. Jike-tschan-gol oberhalb Harato. (S. 175.)

nahm man einen Pfad wahr; ob er jedoch von Menschen oder von Tieren ausgetreten war, ließ sich nicht entscheiden. Was dagegen nur von Menschen herstammen konnte, war eine kleine Steinpyramide auf der eigentlichen Paßhöhe.

Von dem Passe stiegen wir in ein großes Kesseltal hinunter, das dem Anschein nach ein Eldorado für Kulane war, die es hier in Menge gab. Wir sahen Herden von 80—200 Stück, die sich wie ganze Armeen auf den Bergabhängen bewegten.

Ungefähr mitten im Tale wurde eine Entdeckung gemacht, die noch merkwürdiger war: Spuren von drei Kamelen und einem halben Dutzend Pferden, also einer ganzen Karawane, die nach Nordosten gezogen war. Bald darauf fanden wir die Spur eines einzelnen Wanderers, der in entgegengesetzter Richtung gegangen war. Die Spuren konnten nach Aussage der Taglik höchstens fünf Tage alt sein. Auf alle Fälle konnten wir nicht mehr weit nach menschlichen Wohnungen haben. Wir hatten ein neues Objekt für unser Interesse bekommen. Die Leute spähten nach neuen Spuren aus, und wir durften jeden Augenblick erwarten, Mongolen oder Herden zu treffen.

An der entgegengesetzten Seite des Kesseltales stiegen wir zwischen zwei Bergarmen nach einem unbedeutenden Passe (4522 Meter) hinauf, wo wir am Fuße einer Sanddüne eingefrorene Quellen fanden und Lager schlugen. Zwei Pferde waren heute nach den ewigen Jagdgründen gegangen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten Mongolen.

Nach einer kalten, sternhellen Nacht war die Landschaft am Morgen des 30. September in Nebel gehüllt. Im Osten des Passes öffnete sich ein ziemlich breites, grasbewachsenes Tal, das von einem Bache durchflossen wurde, dessen rechtem Ufer wir folgten.

Auf dem linken Ufer erschien etwas talabwärts ein schwarzer Gegenstand, den wir für einen liegenden Yak hielten. Doch als wir näher gekommen waren, erklärten die Leute, daß es ein Nischan, ein Zeichen oder Wegweiser, sei. Wir steuerten dorthin. Groß war unser Erstaunen, hier mitten in der Wildnis einen außerordentlich originellen, hübschen tibetischen „Obo" zu finden, der wahrscheinlich errichtet war, um die Götter des Gebirges milde zu stimmen. Er bestand aus gegeneinandergestellten großen, dicht mit Inschriften versehenen Schieferplatten.

Jetzt kam Leben in die Leute. Die Karawane wurde herbeigerufen, und wir schlugen sofort dicht bei dem Obo Lager.

Erst machte ich Skizzen und zeichnete das eigentümliche Ding von allen vier Seiten ab (Abb. 89). In seinem Grundplan glich der Obo einem Stalle mit drei Krippen von 0,38, 0,53 und 0,67 Meter Breite. Im ganzen bestand er aus 49 lose gegeneinandergelehnten Schiefertafeln und war einem Kartenhause ähnlich. Alle Tafeln waren vollkommen eben, nur zentimeterdick und schwarzgrün. Man mußte sich darüber wundern, daß sie in so unbeschädigtem Zustand dem Schiefer der Gegend hatten entnommen werden können.

Die 2—10 Zentimeter großen Buchstaben waren augenscheinlich nicht eingehauen, sondern durch Druck mit einem scharfen, spitzen Instrument hervorgebracht, sonst hätten die wie Schreibtafeln zerbrechlichen Platten nicht gehalten.

In der Nähe des Obo verrieten einige berußte Steine, zwischen denen Kohlen und Asche lagen, daß sich Nomaden in der Gegend aufgehalten hatten. Als wir noch ein rechtwinkliges Steingrab und einen Fußpfad entdeckten, glaubten wir, daß die Stelle ein zeitweise besuchter Wallfahrtsort sein könnte.

Was hatten diese stummen Steine wohl zu erzählen? Wahrscheinlich war der Inhalt religiöser Natur. Aber was es auch sein mochte, es konnte von Interesse sein. Vielleicht schilderten sie ein Ereignis, das an dieser Stelle passiert war. Die Schrift mußte also abgeschrieben werden, um später entziffert zu werden. Die zwei ersten Tafeln waren klein und wurden in einer halben Stunde erledigt. Doch als ich mit der dritten begann, wurde ich auf die Einförmigkeit dieser Buchstaben aufmerksam. Ich glaubte zu finden, daß dieselben Zeichen auffallend regelmäßig wiederkehrten. Bei näherer Besichtigung stellte es sich heraus, daß jeder siebente Buchstabe stets derselbe war.

Ich betrachtete mir den Obo nun genauer und fand, daß alle 47 Tafeln mit sieben regelmäßig wiederkehrenden Zeichen vollgeschrieben waren. Jetzt ging mir ein Licht auf! Es konnte nichts anderes sein als die bekannte tibetische Gebetformel „Om mani padme hum!" (O, das Kleinod im Lotos, Amen.)

Der eben noch für eine große Rarität angesehene Obo kam mir jetzt wertlos vor. Er vermittelte zugleich meine erste Bekanntschaft mit den Übertreibungen des Lamaismus. Statt einer wichtigen historischen Urkunde über die große Wallfahrtsstraße der mongolischen Pilger nach Lhasa, die hier gerade das Grenzgebirge von Zaidam durchschneidet, hatten wir diese leere Formel gefunden, die, sei sie an und für sich auch noch so schön, doch sinnlos wird, wenn man sie 4000mal wiederholt. Ich war etwas enttäuscht von der Geschichte. Aber es schadete ja nichts. Der Gewinn war nur geringer, als ich gehofft hatte. Wir hatten wenigstens klare Beweise dafür erhalten, daß wir auf eine Hauptstraße nach Lhasa geraten waren. Davon hatten Gräber, Obos, Fußpfad und Steinhaufen deutlich gezeugt.

Am 1. Oktober konnten wir ruhig das gerade breite Tal hinunter nach Osten weiterziehen. Am Bache weidete eine Kulanherde von etwa 120 Stück. Islam schickte ihr eine Kugel nach, die nicht traf, aber zur Folge hatte, daß die ganze Herde nach den höheren Abhängen hinaufjagte.

In gespannter Erwartung beobachteten wir während des Marsches alle Anzeichen von Menschennähe. Wir sahen noch eine Feuerstätte, einige Zeltpflöcke und Kameldung. Dann aber erblickte Islam einige Yaks, die am Fuße der gegenüberliegenden Felswand weideten. Vorsichtig schlich er sich auf Schußweite an sie heran. Der dritte Schuß hatte eben gekracht, ohne zu treffen, als zu unserer großen Überraschung und Freude eine Frau herbeigelaufen kam und rief und mit den Armen gestikulierte. Wir begriffen sofort, daß es zahme Yaks waren und daß wir endlich, nach 55 Tagen der Einsamkeit, den äußersten Rand menschlicher Wohnorte erreicht hatten.

Das Zelt der Alten lag nicht weit ab. In seiner Nähe schlugen

wir das Lager Nr. 38 auf. Ringsumher weideten ihre Yaks, Ziegen und Schafe; besonders die letzteren machten uns den Mund wässern.

Unsere Unterhaltung mit der Frau war eine Kraftprobe von Beredsamkeit. Sie wußte natürlich nicht, was für eine Sorte Menschen wir waren, und von uns verstand keiner mongolisch. Parpi Bai erinnerte sich des einen Wortes bane (es gibt), und ich kannte die drei auf den Karten gewöhnlichen Worte Ula (Berg), Gol (Fluß) und Nor (See).

Aber vermittelst dieses Wortschatzes der Frau begreiflich zu machen, daß wir ihr jetzt vor allem ein Schaf abkaufen wollten, war nicht so leicht. Statt dessen fing ich an, wie ein Hammel zu blöken, und zeigte ihr ein chinesisches Zweiliangstück (ca. 6 Mark). Sie verstand mich, und wir erhielten an diesem Abend köstliches frisches Schaffleisch zum Mahle.

Meine Leute strahlten vor Freude. Jetzt hatte das einsame, harte Leben auf den hohen Plateaus ein Ende, jetzt brauchten wir nicht länger von knappen Portionen und zähem Yakfleisch zu leben. Vielleicht würden wir hier auch die Trümmer unserer einst so stattlichen Karawane wieder ergänzen können.

Mit Hilfe der Zeichensprache erfuhren wir, daß der Mann der Frau sich ins „Ula" (Gebirge) begeben hatte, um „Boka" (Yaks) zu schießen, aber wiederkommen würde, ehe die „Nar" (Sonne) unterginge.

In Erwartung dessen machte ich mit Parpi Bai und Emin Mirza einen Besuch im Zelte der Frau. Sobald sie uns kommen sah, ging sie uns mit ihrem achtjährigen Sohne höflich entgegen. Der Knabe erhielt ein Stück Zucker und die Mutter eine Prise Tabak, die sie sich sofort in ihrer langen chinesischen Pfeife anzündete; beide schienen nicht im geringsten furchtsam zu sein.

Das Zelt bestand aus einer alten, sehr zerlumpten Filzmatte, die über zwei Stangen gehängt war. Mitten auf den inneren Längsseiten waren zwei horizontale Stangen angebracht, die durch drei Löcher in der Matte an draußen stehende, ihrerseits mit straffen Seilen festgehaltene Stangen angebunden waren. Dadurch wird das Zelt bauchiger und geräumiger. Mitten in der Decke war ein länglicher Rauchfang.

Da jetzt aus Westen ein Schneesturm losbrach, gingen wir in das Zelt hinein und nahmen seine innere Einrichtung in Augenschein. Sein am meisten in die Augen fallendes Möbel war ein kleiner kubischer Holzkasten, der dem Eingange gerade gegenüberstand. Nach Parpi Bais richtiger Bemerkung war der Kasten ein Buḍchane oder Buddhatempel en miniature. Die Frau öffnete nach einigem Zögern den Deckel, und wir sahen nun, daß der Kasten tibetische, auf lange, schmale, lose Blätter geschriebene Bücher enthielt. Jedes Buch oder Band dieser Streifen war in ein Zeugstück gewickelt. Auf dem Deckel lag eine Quaste von Yakschweifhaaren, mit der

die Frau das Heiligtum abzustäuben pflegte. Einige daraufliegende Holz- und Messingschalen waren augenscheinlich heilige Gefäße. Im übrigen bestand der Hausrat im Zelte aus einer chinesischen Porzellanschüssel, einem ledernen Eimer, einer Kanne von demselben Stoffe, einem Eisentopfe, einer kupfernen Kasserolle mit Deckel, einer Teekanne aus Messing, einem Beutel mit getrockneten Pflanzen, die ins Feuer gelegt wurden und wohlriechend sein sollten; ferner einem Messer, Blasebalg, Feuerstahl, Sattel und Geschirr, zerlumpten Kleidern, einem mit Yakfett gefüllten Schafmagen und einem Beutel mit Tsamba, der Leibspeise der Mongolen, deren Bereitung wir später beiwohnten.

Den größten Teil des Raumes nahmen indessen große, prächtige Fleischstücke, Keulen und Rücken von wilden Yaks ein; solche lagen auch draußen vor dem Zelte aufgehäuft, so daß wir unsere Hunde angebunden halten mußten.

Das Fleisch bleibt eine Zeitlang draußen liegen, bis es zusammentrocknet und schwarz und hart wie Holz wird. Die Frau schnitt mit dem Messer einige Scheiben ab, briet sie über dem Feuer und bewirtete uns damit. Wir erfuhren später, daß die Familie das ganze Jahr hindurch hier oben lebte, um ihre Stammgenossen in Zaidam mit Yakfleisch zu versehen.

In der Mitte des Zeltes stand innerhalb eines Ringwalles von aufgestapeltem Yakdung der Eisentopf auf drei Steinen. Beim Feueranmachen fing die Frau die Funken des Feuerstahls mit einer Fingerspitze voll Pflanzenflocken auf, die dann zwischen trockenen, pulverisierten Pferdedung gelegt wurden. Sobald dieser mit dem Blasebalg zur Glut angefacht worden war, wurde Yakdung darübergebreitet. Kulanfleisch essen sie nicht. Ihre Stuten melken sie, und die Frau setzte uns ein Getränk vor, das an den Airan der Kirgisen erinnerte. Als Lampe diente ein auf einem niedrigen Dreifuße liegender, ausgehöhlter Stein, der mit Yakfett gefüllt wurde.

Als wir uns abends an dem frischen, wohlschmeckenden Schaffleische gütlich taten, kam der Mann mit einem erlegten Yak nach Hause. Er war nicht wenig erstaunt, fremden Besuch im Zelte zu sehen, aber er war ein verständiger Mann und regte sich nicht darüber auf. Sein Name war Dortsche.

Dortsche war der echte Typus eines Mongolen: ein kleiner, wetterharter Mann mit einem von tausend Runzeln gefurchten Gesicht, kleinen Augen, vorstehenden Backenknochen und dünnem, struppigem Schnurr- und Vollbarte. Bekleidet war er mit einem Pelze und Lederhosen; die Füße hatte er sich mit Filzstücken umwunden und auf dem Kopfe trug er eine kleine Filzmütze. Im Dschaggataitürkischen war er ungefähr ebenso zu Hause wie Parpi Bai im Mongolischen.

Wir halfen uns jedoch durch, so gut wir konnten, und verstanden bald einige Worte. Der Platz, auf dem wir uns befanden, hieß Mössöto,

und der Fluß war einer der Quellarme des Naidschi-muren. Eine Tagereise flußabwärts wohnten Naidschimongolen. Diese waren vor einiger Zeit von Tanguten überfallen worden, die, bis an die Zähne bewaffnet, von Südosten gekommen und alles, was sie gefunden, geraubt hatten. Die Mongolen hatten seitdem ausschließlich von Yakfleisch leben müssen. Sie hatten zum chinesischen Gouverneur in Si-ning-fu geschickt und um Hilfe gebeten, und er hatte Brot und Mehl unter sie verteilen lassen. Dortsche riet uns daher, nicht in dieser Richtung weiter zu ziehen, da wir in diesem Falle keine Lebensmittel erhalten könnten.

Der Mann erhielt für seine Auskunft eine Zigarette, und sein Pulverhorn wurde gefüllt, womit er sehr zufrieden war. So endete dieser angenehme Tag.

Wir waren infolge der ewigen Einsamkeit etwas reizbar geworden. Die Berührung mit Menschen erschien uns wie ein Lebenselixir, und das Interesse wieder wach wurde. Wir blieben selbstverständlich den ganzen nächsten Tag bei den ersten Mongolen, hatten aber darum keineswegs untätig zu sein. Zunächst kauften wir für die Reise drei kleine wohlgenährte Pferde und zwei Schafe. Die schlechtesten unserer Tiere, darunter zwei ausgemergelte Kamele, wurden ausrangiert. Sonst war Ziegenmilch das einzige, was uns die Mongolen bieten konnten, aber sie war uns sehr willkommen. Sie selbst freuten sich außerordentlich über einen kleinen Vorrat an Brot und Tee, den wir ihnen schenkten.

Was mir am meisten Spaß machte, war die erste Lektion im Mongolischen. Dortsche war unbeschreiblich komisch mit seinen verzweifelten Versuchen, zu begreifen, was ich mit meinen Gesten meinte. Der erste Schritt waren die Zahlwörter, die ich dadurch erlernte, daß ich einen, zwei, drei usw. Finger emporhielt. Ebenso leicht ging es, die Namen der Gegenstände in unserer Umgebung, des Zeltes und seiner Teile, der Farben, der Gliedmaßen, geographischer Dinge usw. zu erfahren.

Die Zeitwörter waren eine harte Nuß; aber die wichtigsten lernte ich doch schon am ersten Abend. Es war gleichzeitig eine vollständige gymnastische Übung, und Dortsche machte ein recht verblüfftes Gesicht, als ich anfing, ihm auf den Rücken zu schlagen, um zu erfahren, wie diese Handlung auf mongolisch heißt.

Während der vierzehn Tage, in denen Dortsche unser Führer war, wurde jeder freie Augenblick mit mongolischem Unterricht ausgefüllt. Durch genaues Achtgeben auf seine Reden und durch Unterhaltung mit seinen Stammesgenossen lernte ich merkwürdig schnell mich der mongolischen Sprache zu bedienen. Ich hatte es nachher nie mehr nötig, mich für das Mongolische eines Dolmetschers zu bedienen, da ich mehrere Monate unter diesem Volke gelebt hatte, und konnte mich ohne Vermittler mit dem „lebenden

Buddha" in Kum-bum und mit dem Vizekönig in Wang-je-fu unterhalten.

Nachdem ich am Morgen des 3. Oktober der Karte wegen aus einer genau gemessenen Basis die Länge der Schritte und das Marschtempo meines neuen mongolischen Reitpferdes festgestellt hatte, brachen wir von Mössöto auf.

Wir folgten erst dem linken Ufer des Flusses und bogen sodann nach Norden in ein steiniges Seitental ein, das sich allmählich erweiterte und breit und fruchtbar wurde. An einem Tümpel stieg Dortsche mit der Erklärung ab, dies sei der Ike-tsohan-namen (4356 Meter) und hier müßten wir lagern, was auch geschah.

Am 4. Oktober führte uns unser Wegweiser das Tal weiter hinauf, das allmählich nach Nordosten und Osten abbog und zum Passe Ike-tsohan-davan (4942 Meter hoch) hinaufführte.

Dieser war ziemlich bequem. Von der Paßhöhe hatten wir keine weite Aussicht, denn der Paß ist von Gipfeln umgeben. Auf dem Passe lag der Schnee ziemlich hoch, auf dem Ostabhang viel reichlicher als auf dem westlichen. Das östliche Tal ist energischer ausgemeißelt, während das westliche langsam abfällt und einen Übergang zu dem nordtibetischen Hochlande darstellt. Wir fanden, daß der niedrige Paß, über den wir nördlich vom 20. See gegangen waren, eine sehr wichtige Wasserscheide bildete. Südlich davon strömte das Wasser nach dem abflußlosen tibetischen Gebiet, nordwärts nach dem ebenfalls abflußlosen Salzbecken von Zaidam.

An dem Punkte, wo das Tal eine Krümmung nach Norden macht, beginnt der vom Passe kommende Fluß seine eigentliche Sägearbeit durch den Granit. In einer tiefen, schmalen Schlucht mit lotrechten Wänden schäumt das Wasser über den mit Blöcken übersäten Boden dahin.

Diesen Weg hatte Islam eingeschlagen, der wie gewöhnlich mit der Karawane vorausging. Dortsche aber, der mich begleitete, um mir die Namen der Täler, Flüsse und Berge zu sagen, erklärte, es ritte sich besser auf der Höhe der Berge der linken Talseite, wo der Boden aus gelbem, weichem Lehm bestehe. Auch diese Höhen fielen steil nach dem tief eingeschnittenen Tale ab, aus dem jetzt das Rauschen des Flusses aus einer Tiefe von 100 Meter heraufdönte.

Der Pfad war kaum fußbreit; er folgte den Unebenheiten der Gehänge und war oft förmlich aus beinahe senkrechten Lehmwänden ausgeschnitten. Infolge von Niederschlägen war der Boden schlüpfrig und glatt. Dortsche ritt voran, ich hochklopfenden Herzens hinterdrein, als plötzlich das Pferd auf die lose Kante trat und stürzte. Ich konnte gerade noch aus dem Sattel springen und blieb auf dem Steige auf dem Rücken liegen.

Das Pferd überkugelte sich ein paarmal auf dem Abhang, ehe es

wieder auf die Füße kam. Dortsche eilte hinunter und half ihm wieder herauf. Hätte das Pferd nicht rechtzeitig festen Fuß gefaßt, so hätte es nur noch wenige Meter bis nach der Wand gehabt, die lotrecht in den Abgrund abfiel. Und wäre ich nicht so schnell aus dem Sattel gekommen, so hätte ich ihm vielleicht Gesellschaft leisten müssen. Von da an ging ich vorsichtig zu Fuß und führte mein Pferd.

Es kam noch eine Reihe lebensgefährlicher Passagen, bevor wir die Talerweiterung Koko-bure erreichten, wo sich an den Ufern des Flusses schöne Weiden ausbreiteten. Der an diesem Tage zurückgelegte Weg betrug 27,5 Kilometer.

5. Oktober. Von Koko-bure zogen wir das Tal hinunter. Auf einem offenen Platze begegneten wir einer Schar mongolischer Reiter, die alle mit Flinten bewaffnet waren. Das Erstaunen war auf beiden Seiten groß. Mit Dortsches Hilfe begann ich mit ihnen zu unterhandeln. Zuerst kamen wir überein, hier in der Harato genannten Gegend zu lagern (Abb. 90), obgleich wir nur 15 Kilometer zurückgelegt hatten. Es war ein herrlicher Platz in einer Höhe von 3321 Meter mit reicher Vegetation. Seit zwei Monaten war es das erstemal, daß wir uns in dieser geringen Seehöhe befanden, und das Bewußtsein, daß wir uns jetzt mit jedem Tage noch tiefer liegenden Gegenden näherten, war sehr angenehm.

Die Reiterschar bestand aus 5 Männern und einer Frau. Sie waren auf dem Wege nach Mössöto und von dort ins Gebirge hinauf, um sich mit Yakfleisch für den Winter zu versehen. Sie beabsichtigten 15—20 Tage fortzubleiben, hatten aber nur für 5 oder 6 Tage Proviant mitgenommen, da der erste Yak sie mit Fleisch versehen würde. Wenn sie nach glücklich beendeter Jagd wieder heimziehen, transportieren sie die gefrorenen Fleischstücke auf ihren Pferden und gehen selbst zu Fuß.

Die richtige Zeit für die Yakjagd fing gerade jetzt an. Die Yaks suchen dann meistenteils die Grenzgebiete mit ihren besseren Herbstweiden auf. Mindestens zwei Jäger greifen denselben Yak an, um über einen oder mehrere Reserveschüsse zu verfügen, wenn das Tier auf einen der Schützen losstürmen sollte.

Neben meinem Zelte lagerten die Jäger im Buschwerk, machten zwischen drei Steinen, auf die der Topf gesetzt wurde, Feuer an, und als ich kam, um in ihrem Kreise Platz zu nehmen, begrüßten sie mich mit einem freundlichen „Aemir sän" (Wie gehts?).

Sobald das Wasser kochte, holte einer der älteren Männer aus einem Beutel sechs flache Holznäpfe, die im Kreise verteilt wurden, und streute dann ein paar Hände voll Gerstenmehl in die sechs Näpfe. Darauf schnitt er einen mit festem Hammeltalg gefüllten Darm in dünne Scheiben, die mit dem Mehl verknetet wurden. Dann schöpfte die Frau, die das Feuer

unterhielt, mit einem eisernen Löffel Wasser aus dem Topfe und füllte damit die Schalen. Damit war die Tsamba, das Leibgericht der Mongolen, fertig.

Dies war das einzige Gericht, das sie verzehrten; nach Tisch wurden die Pfeifen und der schlechte chinesische Tabak aus dem Gehänge an der linken Seite hervorgeholt, und es herrschte die urgemütlichste Stimmung. Alle schienen den Tabak sehr zu lieben.

Ihre einzigen Kleidungsstücke waren Pelz, Beinkleider, Stiefel und Mütze. Den Pelz trugen sie unmittelbar auf dem Leibe. Gegen Kälte waren sie anscheinend unempfindlich, denn der rechte Arm und die rechte Hälfte des Oberkörpers waren nackt. Nachts hüllten sie sich in ihre Pelze und kauerten sich am Feuer zusammen. Wenn aber Schneesturm herrschte, machten sie sich ein provisorisches Zelt aus den Gewehren, den Sätteln und den Woilachs. Alle trugen das Haar in Zöpfen und fingerten an Rosenkränzen, um zu zählen, wie oft sie das Gebet „Om mani padme hum" wiederholt hatten.

6. Oktober. Früh am Morgen zogen die Mongolen nach ihrem Jagdrevier hinauf, nachdem sie uns einige ihrer Pferde verkauft hatten. Als wir eine Stunde später unseren Weg nach Norden fortsetzen wollten, stellte sich heraus, daß die neugekauften Pferde aus alter Gewohnheit ihren ehemaligen Herren nachgelaufen waren. Ein paar Leute mußten daher das Tal hinaufreiten, um sie wiederzuholen; so kamen wir erst gegen zehn Uhr auf den Weg.

Wir ritten über den Fluß und hatten ihn eine ganze Weile zur Linken. Das Tal erweiterte sich. Hinter einem letzten, engen Tore, wo der Fluß sich gegen die rechte Bergwand drängte, öffnete sich im Norden eine uns ungewohnte Landschaft: der Horizont bildete hier in weiter Ferne eine ganz gerade Linie.

Da, wo das Tal endete, hörte auch beinahe alle Vegetation auf. Die unmerklich nach Norden abfallende Ebene wurde immer öder und ging schließlich in vollständige Wüste über. Nichts Lebendes war zu sehen, keine Spur von Weg. Alles war stumm und still.

Vor uns dehnte sich die endlose Ebene aus. Bei diesem Anblick erfaßt einen beinahe der Schwindel, wenn man sich, wie wir, so lange zwischen lauter Bergen aufgehalten hat. Wandte man sich im Sattel um, so sah man die gewaltige Bergkette mit ihrem schneebedeckten Kamme. Die Entfernung und die nicht ganz klare Luft verursachten, daß sie sich wie eine einzige Wand zu erheben schien, in der nicht einmal die Talmündung, die wir eben verlassen hatten, deutlich zu unterscheiden war.

Das Zaidambecken erinnert in vielen Beziehungen an das des Tarim. Wir finden hier denselben Wüstenstrich am Fuße des Gebirges,

92. Tibetischer Burchan aus Ton.
(Natürliche Größe.) (S. 178.)

93. Tibetische Amuletthülse aus Silber,
einen tönernen Buddha enthaltend. In Lhasa verfertigt.
(Natürliche Größe.) (S. 178.)

94. Angriff der Räuber. (S. 189.)

ehe wieder die Oasen erreicht werden, dieselben im Sande verrinnenden Flüsse. Der Sand kommt jedoch hier nur in einem dünnen, schmalen Gürtel vor, während die zentralen Teile des Beckens von großen Salzsümpfen eingenommen werden.

Stunde auf Stunde ritten wir nach Norden und hatten schon lange die Kamele überholt, als die Dämmerung hereinbrach. Der Wüstengürtel ging in eine Steppe über, in der Tamarisken wuchsen, anfangs spärlich, dann in einem zusammenhängenden Striche und wie in Ostturkestan gewöhnlich auf Erdkegeln thronend. Nachdem Dortsche nach vielem Suchen einen Pfad gefunden hatte, hielt er an und sagte, er fürchte, daß die anderen, die keinen Führer hatten, sich nicht allein nach dem Lager würden finden können. Er zeigte mir, nach welcher Richtung ich reiten sollte, und war in der Dunkelheit verschwunden, bevor ich Zeit gehabt, dagegen zu protestieren.

Glücklicherweise war das Pferd in der Gegend besser bekannt als ich, und nachdem ich eine Stunde im Schritt weiter geritten war, sah ich im Norden Feuer zwischen den Sträuchern flammen. Es ertönte Hundegebell, und ein ganzes Heer mongolischer Hunde stürmte auf mein Pferd und Jolldasch los, der noch rechtzeitig vor mir auf dem Sattel Platz nehmen konnte.

Jetzt wurden Menschen und Zelte sichtbar (Abb. 91). Ganz ruhig ritt ich zu einem Zelt, band das Pferd an, trat ein, sechs erstaunte Mongolen mit einem freundlichen „Aemir sän?" begrüßend, setzte mich ans Feuer und zündete mir eine Pfeife an. Eine Schüssel voll gegorener Stutenmilch stand in einer Ecke; ich trank einen gehörigen Schluck davon. Sie schmeckte wie Dünnbier und erquickte mich nach den 43 Kilometer, die ich geritten, außerordentlich.

Die Mongolen starrten mich an, ohne ein Wort zu sagen. Sie legten höchstens die Scheite wieder zurecht und erholten sich von ihrer Überraschung erst, als Dortsche zwei Stunden später mit der Karawane anlangte und ihnen erklärte, was für Leute wir wären.

Auf einem offenen Platze zwischen den Zelten der Mongolen wurden nun die unserigen um ein Feuer aufgeschlagen, das die Karawane und das Gepäck beleuchtete. Erst nachts um ein Uhr bekam ich mein Abendessen. Der letzte forcierte Marsch hatte ein paar Pferden und einem Esel das Leben gekostet. Es waren nur noch drei Kamele, drei Pferde und ein Esel von der 56 Tiere starken Karawane übrig, mit der wir vor zwei Monaten Dalai-kurgan verlassen hatten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Unter den Zaidammongolen.

Wir blieben noch den 11. Oktober in Jike-tschohan-gol. Diese Rast war ebenso wohltätig wie notwendig. Zunächst erhielten Hamdan Bai und sämtliche Taglik auf ihre Bitte den Abschied. Eine Arbeit, die Zeit und Überlegung erforderte, war die Zusammenstellung einer neuen Karawane. Nachdem die Mongolen darüber ins Reine gekommen waren, daß wir Pferde brauchten, kamen sie täglich und stündlich an den Eingang meines Zeltes, um mir solche anzubieten. Sie forderten keine unvernünftigen Preise, und als wir nach Osten weiter ritten, hatten wir 20 neue, gesunde, wohlgenährte Pferde.

Aber die meisten Pferde mußten Packsättel haben, denn die alten waren nach und nach mit unseren in Nordtibet zurückgelassenen sterbenden Tieren verloren gegangen. Parpi Bai war ein Meister in diesem Handwerk; das Material wurde von den Mongolen herbeigeschafft, und der Platz vor dem Zelte der Leute verwandelte sich in eine Sattlerwerkstatt.

Was mich betrifft, war ich die ganzen Tage mit Sprachstudien und Ausfragung der Mongolen über die Geographie der Gegend, das Klima, Lebensweise, Religion usw. beschäftigt. Die meisten von ihnen waren in Hlasa (Lhasa) gewesen und konnten über diese Stadt und den Weg dorthin viele interessante Mitteilungen machen.

Als sie sahen, daß ich mich für ihre Burchane (Götterbilder aus Ton, die in kleinen Gavos oder Futteralen um den Hals getragen werden) interessierte, brachten sie mir solche und überließen sie mir heimlich für billigen Preis. Hierbei hatten sie mehr Angst voreinander als vor mir; sie kamen nur abends nach Dunkelwerden in mein Zelt und baten mich, die Götterbilder sofort in meinen Kisten ganz unten zu verstecken.

Diese Burchane (Abb. 92) werden in Lhasa meisterhaft ausgeführt, und alle Mongolen, die ich traf, trugen solche. Die Futterale sind oft aus Silberfiligran mit hübschen, originellen Mustern und mit Türkisen und Korallen verziert (Abb. 93).

Mit den Bewohnern von Jike-tschohan-gol stand ich bald auf ver-

trautestem Fuße. Sie saßen, wenn ich zeichnete, stets im Kreise vor meinem Zelte, und wenn ich sie besuchte, setzten sie mir Tee und Tsamba vor. Sie zeigten keine Spur von Blödigkeit oder Furchtsamkeit, keine Vorurteile oder Aberglauben und saßen still da, wenn ich sie abzeichnete. Das einzige, was nicht recht nach ihrem Geschmack schien, war, daß ich ihre Länge an der Zeltstange maß. Sie hatten stets Angst, daß ich ihren Scheitel mit der Hand berühren könnte, möglicherweise, weil sie die heiligen Burchane zum Zeichen der Verehrung an die Stirn führen.

Sie leben in Monogamie, und die Frauen genießen unvergleichlich viel größere Freiheit als bei den Muselmännern. Dieselben nehmen an den Zusammenkünften der Männer um das Feuer teil und gehen stets unverschleiert. Der Pelz wird nur vom Gürtel und der linken Schulter festgehalten, während die rechte Hälfte des Oberkörpers nackt ist, oft sogar bis an den Nabel. Ob diese Nacktheit zur ehelichen Treue beiträgt, will ich unberührt lassen. Sie sind wohl so daran gewöhnt, daß sie sie ganz natürlich finden. Die Mongolen selbst beteuerten, daß die Sittlichkeit unter ihnen höher stehe als bei den Mohammedanern. Schon der Umstand, daß den letzteren die Vielweiberei gestattet ist, ist nach Ansicht der Mongolen ein Beweis ihrer geringen Moral.

Gleich am ersten Tage machte mir Sonum, der Häuptling von Iketsohan-gol, eine Visite und brachte mir als Bewillkommnungsgabe Milch, gegorene Stutenmilch und aus solcher bereiteten Branntwein mit. Am nächsten Tage machte ich meinen Gegenbesuch. Mitten vor dem Eingange des geräumigen Zeltes war der kleine Hausaltar aufgestellt. Er bestand aus einigen aufeinandergestellten Kästen mit einem Brett darauf. Auf diesem stand eine Reihe von Messingschalen und Tassen, die mit Wasser, Mehl, Tsamba und anderen Opfergaben für die Burchane gefüllt waren. Außerdem sah man dort heilige Schriften, Gebetmühlen und Burchane aus Lhasa und Taschilunpo. Wenn man diese ansieht oder anfaßt, darf man nicht rauchen und sie nicht anhauchen. Als ich dieses Gesetz unbewußt übertrat, wurde der Gott wieder gereinigt, indem man ihn über ein Räuchergefäß mit wohlriechenden Gewürzen hielt.

Mitten im Zelte brannte das mit den Zweigen und Wurzeln der Tamariske unterhaltene Feuer in einem Tolga, einem eisernen Korbe, auf dessen drei emporstehenden Armen der Eisentopf steht. Vor die Gäste wurden kleine Schemel gestellt, auf welche die Speisen gesetzt wurden. Das Zelt hat viel Ähnlichkeit mit der kirgisischen Kara-ui. Es ist beachtenswert, daß diese Zeltform über so ungeheure Strecken von Zentralasien verbreitet ist und Völkern von so verschiedener Rasse dient, die keinerlei Verbindung miteinander haben. Aber die Armut des Landes an anderen Rohstoffen schreibt das Material vor, und die Form ist die geräumigste und praktischste.

Draußen vor dem Zelte war ein Speer in die Erde gesteckt, wodurch die Residenz des Häuptlings bezeichnet wurde.

Unsere mongolischen Freunde waren vollständige Nomaden. Wenn die Herden die Weideplätze abgefressen haben, ziehen sie nach einer anderen Gegend. Die größte Sorgfalt scheinen sie auf die Pferdezucht zu verwenden. Überall in der Umgegend wieherten Pferde, und abends wurden die Stuten von den Frauen gemolken. Kumys, die gegorene Stutenmilch, ist auch das Hauptgetränk. Schafe, Kamele und Rinder gab es in Menge. Ackerbau wurde gar nicht getrieben.

In der Dämmerung, wenn die Tiere besorgt werden sollen, gibt es viel zu tun. Die Frauen mit ihren großen Filzhüten und langen Zöpfen laufen geschäftig zwischen fetten Stuten und blökenden Mutterschafen herum, und die Männer treiben die Herden nach dem Dorfe, während eine Schar langhaariger schwarzer Hunde einen entsetzlichen Lärm macht.

Das Ganze war ein in hohem Grade ansprechendes Bild mongolischen häuslichen Lebens. In den halboffenen Zelten leuchteten die Feuer. Wir genossen in vollen Zügen die wohltuende Ruhe und glaubten nach unseren Irrfahrten in den kahlen, stummen Gebirgen wieder in ein sommerliches Klima gekommen zu sein. Wir konnten uns in dieser dichteren Luft bewegen, ohne Atemnot zu bekommen; die absolute Höhe betrug ja nur noch 2763 Meter.

Obgleich die Mohammedaner in meinem Gefolge die Mongolen aufs tiefste verachteten und sie für Wilde und Heiden ansahen, kamen doch beide Parteien vorzüglich miteinander aus und bemühten sich, sich gegenseitig zu verstehen. Man konnte sich krank lachen, wenn man Dortsche sah, wie er ganz ernst den Mohammedanern mit den verrücktesten Gesten und Mienen begreiflich zu machen suchte, was er meinte. Er brüllte, als hätte er es mit tauben Leuten zu tun, verzerrte das Gesicht, wie wenn es von Kautschuk wäre, und machte Sprünge wie ein Besessener. Und wenn seinen Zuhörern schließlich ein Licht aufging, kannte sein Entzücken keine Grenzen. Er lachte aus vollem Halse und nickte eine lange Zeit wie eine Porzellanpagode.

12. Oktober. Von Sonnenaufgang an herrschte im Lager das Rufen, Schreien und Umherlaufen, ohne die es bei dem Ordnen einer neuen Karawane nicht abgeht. Die Lasten wurden abgewogen und paarweise vor den für sie bestimmten Pferden gruppiert. Empfindliche Kisten wurden von ruhigen Pferden, gröbere Sachen, Zelte und Proviant von den unruhigen getragen.

Die Karawane nahm sich gut aus. Unter Dortsches erfahrener Leitung ging es schnell nach Osten, und mit einem Gefühl des Wohlbehagens sah ich mich von lauter gutgenährten, gesunden, frischen Pferden umgeben, die uns ein gutes Stück weiter bringen sollten.

Welche Veränderung war mit der Landschaft vorgegangen! Auf weichem, gewundenem Pfade ritten wir über eine ebene Steppe mit ziemlich üppigen Weideplätzen. Rechts in der Ferne ragte der Tsohan-ula empor, links dehnten sich die Wüsten von Zaidam wie ein endloses Meer aus. Die Veränderungen, Abwechslungen und Überraschungen, die in Gebirgsgegenden so gewöhnlich sind, hatten jetzt aufgehört, und mein Auge und mein Bleistift hatten nur noch wenig zu tun. In der Steppe Hodschegor, wo es Wasser, Weide und Brennmaterial in Überfluß gab, machten wir nach einem Marsche von 29 Kilometer halt.

Am 13. Oktober wehte ein recht frischer Westwind, der die Luft mit Staub erfüllte und uns die nahe gelegenen Berge verdeckte. In Tsacha, wohin wir 31 Kilometer hatten, lagen 10 Zelte, ebenso viele wie am Ike-tsohan-gol. Auch hier wurde ich freundlich im Zelte des Häuptlings aufgenommen, wo die Mitglieder der Familie damit beschäftigt waren, Steigbügel aus Tamariskenzweigen und Leder zu verfertigen.

Am folgenden Tage bog der Pfad ein wenig nach Norden ab und führte über ausgedehnte Salzsümpfe, die jetzt allerdings trocken lagen, aber für die Pferde sehr unbequem waren, da jede alte Spur eine heimtückische Grube bildete. Wir hatten 26 Kilometer bis zum Ike-gol, dem dritten Arme des Namuren, der auch Naidschin-gol genannt wird. Hier lagerten wir also noch einmal am Ufer desselben Flusses, dessen erste Bekanntschaft wir bei Lager Nr. 35 gemacht hatten.

Abends kam eine Gesellschaft Mongolen an, die Zeug aus Lhasa verkaufen wollten und ein paar kupferne Kannen voll Branntwein mitbrachten. Hiervon führten sie und Dortsche sich so viel zu Gemüte, daß sie etwas sehr laut wurden und die Muselmänner zum Ringkampfe herausforderten. Dieser hatte indessen die gute Folge, daß die halbberauschten Mongolen bedeutend nüchterner wurden.

Wir ritten über das wohl 400 Meter breite Bett des Ike-gol, in dem die Wassermenge gegenwärtig äußerst unbedeutend war. Auf dem anderen Ufer ist die Landschaft ebenso einförmig wie bisher. Eben wie der Meeresspiegel, schweigend und öde breitet sich die Steppe nach allen Richtungen hin aus. Kein lebendes Geschöpf, weder wild noch zahm, war zu sehen; kein Gegenstand, auf dem der Blick hätte ruhen können. Der Lagerplatz hieß Urdu-tole und war mit Wasser und Weide versehen.

Am 16. Oktober legten wir nur 20 Kilometer bis an den Togde-gol (2731 Meter) zurück. Im allgemeinen scheinen die Zaidammongolen sehr kurze Tagemärsche zu machen, und man kann daher verstehen, warum sie von Ike-tsohan-gol bis Lhasa einen Weg von zwei Monaten und nach Si-ning-fu 43 Tagemärsche rechnen. Der Togde-gol floß in einem sehr tiefen, schmalen Bett, über das wir nur mit Mühe einigermaßen trockenen

Fußes hinüberkamen. Auf dem rechten Ufer rasteten wir zwischen dichten Tamarisken und machten es uns so bequem wie möglich, denn wir beabsichtigten, hier einen Tag zu bleiben.

Unser alter Führer Dortsche kehrte zu seinen einsamen Bergen und wilden Yaks zurück, denn er war besorgt, seine Frau möchte sich über sein langes Fortbleiben beunruhigen. Statt seiner nahm ich einen jungen, großen, kräftig gebauten Mongolen namens Loppsen an, der mehrmals in Lhasa und Si-ning-fu gewesen war und die Gegend sehr gut kannte. Er war einer der vorzüglichsten Diener, die ich je gehabt habe, war stets fröhlich und heiter und frischte meine Kenntnisse im Mongolischen auf.

Loppsen verschaffte mir sofort einige Burchane und Tanka oder Tempelfahnen* mit Bildern des Dalai Lama und Bantsching Bogdo. Wie er zu ihnen gekommen ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hatte er sie unseren Nachbarn einfach weggenommen, denn er war sehr besorgt, daß sie sie zu sehen bekommen könnten.

Bis Tole hatten wir am 18. Oktober 27 Kilometer. Loppsen mußte noch einen Tag bleiben, um sich mit Proviant und Pferd zu versehen, sollte aber bald nachkommen. Ein anderer Mongole sollte uns nach Tole begleiten, ließ jedoch nichts von sich hören, weshalb wir ohne Führer weiter zogen.

Hier passierten wir einen pittoresken Obo. Zwischen den Zweigen der Tamarisken waren quer über den Weg Schnüre und Stricke gespannt, an denen festgenähte Zeugflicken aus allen Farben hingen. Jeder Flicken war mit der gewöhnlichen Gebetsformel vollgeschrieben. Hier und da hingen auch Schulterblätter von Schafen, die ebenfalls mit tibetischen Schriftzeichen bedeckt waren. Das Ganze erinnerte an die Waldmasare der Muselmänner, war aber geschmackvoller und zierlicher.

Dann kamen wir an einen Tümpel. Hier wurden wir von einigen Reitern eingeholt, die uns sagten, daß dies Tole sei und wir eine tüchtige Tagereise nach Osten kein Wasser mehr finden würden. Wir schlugen daher Lager.

Nachdem Loppsen uns am 19. eingeholt hatte, führte er uns 27 Kilometer zu dem tief eingeschnittenen Flusse Hattar. Jetzt wurde auch im Norden eine Bergkette deutlich sichtbar, die das Zaidambecken nach dieser Richtung hin begrenzt und die Loppsen Kurlü-kuin-ula nannte. Am Abend sprachen wir in meinem Zelte von der bevorstehenden Reise nach Si-ning-fu, die nach Loppsen 30 Tage erfordern sollte. Er erzählte, daß die Tanguten am Koko-nor als Räuber und Diebe bekannt seien und wir

---

* Die Zeichnung zum Einband dieses Werkes ist auf Grund einer vom Verfasser erworbenen tibetischen Tempelfahne entworfen. Sie stellt die „grüne Gottheit" dar, die den Hilflosen und Kranken Schutz verleiht.

in ihrem Lande beständig auf unserer Hut sein müßten. Dann fragte er, ob wir gut bewaffnet seien. Als er unsere drei Flinten und fünf Revolver zu sehen bekam, war er ganz beruhigt. Ferner teilte mir Loppsen mit, daß wir in der Gegend des Kurlük-nor und weiter ostwärts darauf gefaßt sein müßten, nicht genug Lebensmittel zu finden, da die Dunganen dort während des letzten Aufstands die Herden der Eingeborenen geraubt hätten.

Bis an den Tengelik-gol hatten wir am 20. Oktober einen Marsch von 20 Kilometer durch Tamariskengestrüpp, Schilffelder und Wüste. Die Flüsse von Hattar und Tengelik ergießen sich, wie auch der Bajan-gol, der Chara-ussu und der Bulungir-gol, in den zentralen Salzsee Hollussun-nor (Schilfsee). Der Naidschin-gol mündet dagegen in den weiter westlich gelegenen See Döulätsän-nor, der auf unseren Karten gewöhnlich, aber unrichtig, Davassun-nor genannt wird, denn alle Seen mit salzigem Wasser werden in Zaidam meistens Davassun-nor, salziger See, genannt.

Am Tage darauf legten wir durch Wüsten und Steppen 28 Kilometer bis nach Ova-tögöruck zurück, wo Mongolenzelte standen und wir, wie gewöhnlich, freundlich aufgenommen wurden. Die hier wohnenden Mongolen gehören zu dem großen Tadschenur-Stamme.

Wir erhielten hier einige Säcke Gerste, die um so willkommener waren, als wir nun ein paar Tagereisen durch die Wüste mußten. Während des Rasttags nahm Islam Bai eine sehr notwendige Reinigung und Inventur der Proviantkisten vor und entdeckte dabei ein Säckchen Kaffeebohnen und eine Flasche Sirup, die ich vor mehr als einem Jahre in Kaschgar von Pater Hendricks bekommen hatte. Der Kaffee bildete eine angenehme Abwechslung gegen den Tee, und der Sirup war Dessert.

Am 23. Oktober sollten wir den zentralen Wüstengürtel von Zaidam überschreiten. Die Vegetation wurde immer spärlicher und hörte bald ganz auf. Der nackte, holperige und feuchte Boden schimmerte oft weiß von Salz. Wieder dehnte sich vor uns das öde Wüstenmeer aus.

Auf halbem Wege sollten wir den Chara-ussu, den schwarzen Fluß, passieren. Sein erster Arm war schmal und hatte trübes Wasser, das kaum sichtbar über einen Boden von lauter Schlamm floß. Der zweite Arm lag trocken. Der dritte war tief in das weiche Erdreich eingeschnitten und ebenfalls so schmal, daß wir ihn erst sahen, als wir nur ein paar Pferdelängen von ihm entfernt waren.

Die schlüpfrigen Ufer fielen steil nach dem Flußbette ab, und wir mußten den Pferden mit dem Spaten Stufen in den Lehm graben. Loppsen, der die Furt kannte, ritt zuerst hinunter, aber sein Pferd hatte im Wasser kaum vier Schritte gemacht, als es schon über den Sattelknopf in den Schlamm einsank, und der Reiter bis an die Hüften naß wurde. Islam versuchte es an einer anderen Stelle, doch ohne mehr Glück.

Wir hielten und warteten, während die Leute am Ufer hinauf- und hinunterritten; aber nach beiden Richtungen hin war der Fluß schmäler und tiefer, und Loppsen sagte, hier sei die einzige Furt über den Chara-ussu. Er war erstaunt, so viel Wasser in dem Flusse zu finden, und meinte, dies käme von der verhältnismäßig warmen Luft der letzten Tage und starken Schneefällen im Burchan-Budda-Gebirge, dessen Kamm im Süden weiß glänzte.

Obgleich wir nur 12 Kilometer zurückgelegt hatten, blieb uns weiter keine Wahl, als Lager zu schlagen und einen niedrigeren Wasserstand abzuwarten. Es war ärgerlich, den Weg von einem unbedeutenden, nur 12 Meter breiten Flusse versperrt zu finden und in dieser Einöde, wo nur ein ganz kleines Schilffeld am Ufer schwankte, zur Rast gezwungen zu sein.

Die Zelte wurden aufgeschlagen, die Pferde durften frei umherlaufen, und ein mit Kerben abgeteilter Stock wurde am Ufer in das Wasser gesteckt, um das Fallen und Steigen des Flusses anzuzeigen. Am nächsten Morgen war das Wasser nur ein paar Zentimeter gefallen, und das Schilffeld von den Pferden bis auf die Wurzeln abgegrast. Loppsen und einige andere mußten deshalb die Tiere wieder nach den Weiden von Ova-tögöruck treiben. Unser Lagerplatz lag 2645 Meter über dem Meere.

Warum mußte sich mir dieses Hindernis in den Weg stellen? Ich fing an, ungeduldig zu werden, denn jetzt sehnte ich mich nach Hause und betrachtete jeden Tagemarsch, den wir hinter uns hatten, als eine Eroberung, als einen Schritt vorwärts auf dem Wege, der nach dem Vaterlande führte.

Es interessierte mich jetzt besonders, jeden Abend zu berechnen, wieviel Kilometer wir im Laufe des Tages zurückgelegt hatten, und sie dann von den Tausenden zu subtrahieren, die uns noch von dem fernen Ziele, von Peking, trennten. Vom Chara-ussu waren es bis dorthin noch 2025 Kilometer.

Am Morgen des 25. Oktober war das Wasser endlich so viel gefallen, daß wir hinüber konnten. Die Kisten wurden möglichst hoch festgebunden, und jedes Pferd besonders geführt. Mit jedem Tiere, das hinüberwatete, wurde der Schlamm immer lockerer, und die letzten sanken am tiefsten ein. Aber alles lief glücklich ab. Der Weg führte durch öde Gegenden, in denen bald das Hauptbett des Chara-ussu und der Bulungir-gol überschritten wurden. Weiter westlich vereinigen sich alle diese Wasserarme zu einem einzigen, der sich in den Hollussun-nor ergießt.

Das Zaidambecken ist hier ziemlich schmal, und nach einem Marsche von 25 Kilometer erreichten wir wieder Gegenden mit Vegetation. Wasser fehlte an dem Lagerplatze, der Tsacha-tsak hieß. Loppsen hatte uns darauf vorbereitet, und wir hatten daher einige gefüllte Ziegenfellschläuche mitgenommen.

Jetzt hatten wir nur noch 2000 Kilometer bis Peking.

95. Tibetische Räuber beschleichen unser Lager. (S. 191.)

96. Tanguten-Lager bei Dulan-jung. (S. 194.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Räuber!

Am 26. Oktober legten wir 39 Kilometer zurück und erreichten den nördlichen Rand des Zaidambeckens. Der Weg führte uns über ebenso ödes Land wie gestern. Nur einmal wurde die trotz ihrer feierlichen Öde und Stille pittoreske Landschaft durch genügsame Tamarisken und Saksaule belebt, die Gott weiß wovon lebten, denn der Boden war trocken wie Zunder, und wir sahen den ganzen Tag nicht einen Tropfen Wasser.

Wir zogen über eine Reihe niedriger Pässe. Auf dem ersten stand ein Obo; auf den folgenden hatten die Mongolen kleine Galgen aus Saksaulzweigen und Wurzeln errichtet, die den Reisenden als Wegweiser dienen sollten. Hinter dem letzten Passe erstreckte sich nach Norden, soweit das Auge reichte, eine horizontale, unfruchtbare Sandebene, die für unsere müden Pferde, die sich jetzt nach Wasser sehnten, bequem war. Endlich schimmerte im Norden ein See: es war eine Bucht des Tossun-nor.

Statt nach Norden weiter zu marschieren, was den Weg bedeutend abgekürzt hätte, zog ich es vor, dem linken Ufer des Sees zu folgen, um einen Überblick über seine Uferlinie zu erhalten und die Flüsse zu sehen, die ihn speisen.

Der See breitete rechts von uns seine ganze schöne, blaue Fläche aus. Einige Inseln waren zu erblicken. Draußen auf dem offenen See schwamm eine Schar majestätischer, schneeweißer Schwäne. Das Wasser war stark salzig, und die spärlichen Grasschöpfe, die am Ufer wuchsen, glänzten wie mit Reif überzogen.

Dann kamen wir an einen Punkt, wo zwischen Dickicht und Gestrüpp dichtes, üppiges Schilf stand und wo es Wasser gab. Hier an der Tsagan-namaga, der weißen (d. h. süßen) Quelle, wurden die Zelte aufgeschlagen. Es war ein angenehmer Lagerplatz, und erst jetzt verstand ich, weshalb der See Tossun-nor, der fette See, heißt. Nach Loppsen soll der Name davon herkommen, daß diejenigen, die hier rasten, es auf jede Weise fett und schön haben und weder an Brennmaterial noch an Weide Mangel zu leiden brauchen.

In Wahrheit, welch herrliche, farbenreiche Landschaft! Bei Sonnenuntergang leuchteten die Terrassen und Hügel des anderen Ufers ziegelrot über den marineblauen Spiegel des Sees herüber. Zwischen dünnen Wolken hervorstrahlend, goß der Mond sein Licht über die Wasserfläche, deren Spiegel nicht einmal ein Hauch kräuselte. Die Schilffelder standen rabenschwarz um uns herum, aber am Ufer glänzte das Salz wie frischgefallener Schnee.

Am nächsten Tage folgten wir erst dem Ufer etwas nach Norden, stiegen dann aber, als die Terrainverhältnisse verwickelter wurden, wieder auf die ebene, offene, mit grobem Sand und Kies bedeckte Uferterrasse hinauf. Wir erreichten den Punkt, wo sich der Holuin-gol mit einer breiten Mündung in den See ergießt.

Bei Bongkim-obo gelangten wir an die Furt über den Holuin-gol. Der Fluß war hier 30 Meter breit; die Maximaltiefe betrug 86 Zentimeter. Der Grund war fest, das Wasser kristallklar; das Gepäck kam also ohne Schwierigkeit unbeschädigt hinüber.

Der Weg schwenkte beinahe gerade nach Osten ab. Rechts hatten wir in ziemlich weiter Entfernung das Nordufer des Tossun-nor. Links, im Norden, breitete der weit größere Kurlük-nor, auch Chara-nor oder Hollussun-nor genannt, seine dunkelblaue Fläche aus.

Es ist eine eigentümliche Naturerscheinung, daß von zwei Seen, die so dicht beieinander liegen wie der Kurlük-nor und der Tossun-nor, der eine süßes, der andere salziges Wasser hat. In den nördlichen, den Kurlük-nor, ergießen sich die Flüsse Balduin-gol, Bajin-gol und Alichani-gol und mehrere kleine Bäche. Doch da das Wasser durch den Holuin-gol wieder ausströmt, nimmt es alle Salze, die es aus dem Gebirge mitgebracht hat, wieder mit, und der See bleibt süß. Diese Salze sammeln sich daher erst in dem südlichen See, dem Tossun-nor, an.

Nach einer Wanderung von 25,5 Kilometer rasteten wir unweit des Ufers bei Hlakimto-obo, dem prächtigsten Obo, den wir bis jetzt angetroffen hatten. Er war auf einer kahlen Anhöhe errichtet und weithin sichtbar.

Der Obo bestand aus drei würfelförmigen Altären, die aus an der Sonne getrocknetem Lehm erbaut waren und auf pyramidenförmigen Postamenten ruhten. Um sie herum standen in einem Rechteck elf Stangen, zwischen denen unzählige Schnüre waren. Im mittleren Altar gähnte ein viereckiges Loch. Loppsen steckte den Arm hinein und zog eine Menge langer, schmaler Papierstreifen mit tibetischer Schrift heraus. Hier seien, sagte er, auch Burchane eingemauert, aber diese wage er nicht anzurühren.

Der Obo von Hlakimto war, wie uns Loppsen erklärte, den Schibbtik oder Ädsin des Kurlük-nor geweiht. Diese Schibbtik seien Geister oder

Schutzgötter, die den Menschen ähneln, aber unsichtbar seien. Es gebe nur gute Schibbtik, und die Menschen hätten ihnen für Seen, Berge, Flüsse usw. zu danken. So gäbe es „Gadserin-ädsin", Erdgeister, „Tengruin-ädsin", Himmelsgeister, „Noruin-ädsin", Seegeister usw. Sie seien überall, nur nicht in der Wüste. Deshalb fehle dort auch alles, was die Menschen zum Leben brauchten.

28. Oktober. Der Weg folgte dem Seeufer nach Ostsüdosten. Links hatten wir also den See und auf seinem anderen Ufer im Norden die südliche Koko-nor-Kette, rechts die öde Ebene. Der Kurlük-nor wurde schmäler, und die offenen Wasserflächen wurden immer mehr vom Schilf eingenommen.

Wir waren allein in diesen Einöden. Nichts Lebendes war zu erblicken. Nur hier und da sagten uns Pferdegerippe, daß der Weg benutzt worden war. Seit Tengelik waren wir nicht einmal einem reitenden Mongolen begegnet, und Loppsen sagte, je weiter wir nach Osten kämen, desto mehr werde das Land von tangutischen Räubern beunruhigt.

Am Ostende des Sees waren in der Ferne ein paar einsame Zelte sichtbar, aber wir ritten weiter und lagerten erst nach einem Marsche von 25 Kilometer am Alichani-gol, einem Flusse, dessen Mündung in den See im Schilf verschwand. Das Land war an seinen Ufern sumpfig, der Boden heimtückisch. An einer sicher aussehenden Stelle ritt Islam sich so gründlich in breiweichem Schlamme fest, daß die Leute das Pferd nur mit knapper Not retten konnten. Unterwegs hatten wir das erste von den neuen Pferden verloren.

Am 30. Oktober ritten wir über Barun-kövve, das südliche Ufer des Alichani-gol, und hatten linker Hand Tsun-ula, die nördlichen Berge. So einfach sind oft die geographischen Namen im Lande. Der Weg, der nach Sorgotsu führte, bis wohin 29 Kilometer waren, ging durch eine Sandwüste mit kleinen Dünen, die mit Morästen und Steppen abwechselte.

Loppsens heitere Laune war jetzt ganz verschwunden. Stumm und düster saß er im Sattel, den Blick unverwandt auf den Weg vor uns gerichtet, und den ganzen Tag plapperte er das Gebet „Om mani padme hum" vor sich hin. Als ich nach dem Anlaß zu dieser Düsterheit fragte, schüttelte er den Kopf und sagte, daß wir uns jetzt gefährlichen Gegenden näherten. Mongolen, die er während der Rast am Alichani-gol getroffen, hätten ihm erzählt, daß vor einigen Tagen wieder tangutische Räuber am Kurlük-nor Pferde gestohlen hätten.

Er bat uns, alle Feuerwaffen in Bereitschaft zu halten. Denn wenn wir auch unterwegs keinem Tanguten begegneten, so hielten sie sich doch im Gebirge auf, von wo herab sie uns sehen und, von unseren Lagerfeuern geleitet, mindestens unsere Pferde stehlen könnten. Die drei Gewehre

und die fünf Revolver wurden daher geladen und eine genügende Anzahl Patronen unter die Leute verteilt.

In Sorgotsu war das Land still und öde. Keine Feuer, weder in der Steppe noch am Fuße des Gebirges, keine Spur von Menschen. Wir fühlten uns ganz sicher, aber die Pferde wurden in der Dunkelheit nach dem Lager zurückgeführt und sollten erst bei Tagesanbruch wieder freigelassen werden. Unsere Hunde waren übrigens vorzügliche Nachtwächter und warnten uns bei dem geringsten verdächtigen Laute.

Die Abende und Nächte waren sternenklar, ruhig und kalt. Schon um vier Uhr gefror die Tinte in meiner Schreibfeder, und ich mußte sie mit meinem Atem unausgesetzt auftauen. Der brühheiße Tee war willkommener denn je, und an jedem Abend mußte Islam mir ein Weizenbrot backen.

Ein kleiner Ofen von Eisenblech, der, in Filz eingenäht, die ganze Reise mitgemacht hatte, kam uns jetzt gut zu statten. Wir probierten ihn hier zum erstenmal. Er wurde im Zelte auf den Boden gestellt, dann wurde das Rohr mit Stahldraht an der Messingklammer der vordersten Zeltstange festgebunden, so daß es aus der Zeltöffnung guckte. Und nun heizte Islam mit trockenen Zweigen und Reisig, daß es knisterte und sprühte. Eine herrliche Idee!

Es wurde drinnen warm und schön und in jeder Hinsicht gemütlich. Ich fühlte mich dort so mollig wie in meiner Stube in Stockholm. Auch Jolldasch gefiel die Idee, obgleich er anfangs die Ohren spitzte, wenn die dürren Zweige knisterten, daß das Ofenblech rasselte.

Nachts durfte das Feuer von selbst ausgehen, worauf das Zelt wieder von eisiger Kälte durchdrungen wurde. Doch was schadete das! Ich lag dann schon in meine Felle eingepackt, aus denen nur die Nase hervorguckte. Von dem Abendessen her hatte ich stets eine Tasse Tee am Kopfende des Bettes stehen, aber was etwa darin blieb, war am Morgen zu einem Eisklumpen gefroren. Dasselbe war mit der Tinte der Fall, die jeden Abend am Feuer aufgetaut werden mußte.

Die Nacht war die kälteste, die ich in den letzten $2^1/_2$ Jahren gehabt: —26,1 und im Zelte —23 Grad; aber solange der Ofen geheizt wurde, hielt sich die Temperatur auf —3 Grad.

Am 31. Oktober ritten wir über Steppenland nach Köyye-chuduk (Uferbrunnen), am Südufer des Chara-nor, des schwarzen Sees, des Mittelpunkts eines kleinen, abflußlosen Beckens, in das die Gewässer der benachbarten Berge strömen. Sie waren jetzt ausgetrocknet. Der Brunnen war salzhaltig. Nach Osten hin war es jedoch ein tüchtiger Tagemarsch bis zur nächsten Quelle, und wir mußten deshalb hier lagern, obgleich wir nur 14 Kilometer weit gewandert waren.

Eine andere Gefahr drohte hier unseren Pferden. In dem losen, weichen Boden sah man zahlreiche Spuren von Bären, die vom Gebirge herabkommen, um hier Beeren zu schmausen. Loppsen ermahnte uns, die Pferde im Auge zu behalten, da die Bären hinter den Büschen im Hinterhalt zu liegen und sich von da auf sie zu stürzen pflegten.

Wir stellten jetzt jede Nacht zwei Wachen aus, die alle zwei Stunden abgelöst wurden. Um sich wach zu halten und uns andere davon zu überzeugen, daß sie nicht eingeschlummert, war ihnen befohlen worden, von Zeit zu Zeit in Ermangelung besserer Instrumente auf einigen Kasserolen zu trommeln. Singen durften sie, soviel sie wollten, um gegen die Schlafsucht anzukämpfen, und oft, wenn ich mitten in der Nacht erwachte, hörte ich ihre eintönigen, schwermütigen mohammedanischen Lieder. Doch sobald der Tag anbrach, hielten sie es für an der Zeit, uns der Wachsamkeit der Hunde anzuvertrauen.

1. November. Die Nacht verlief in ungestörter Ruhe. Weder Tanguten noch Bären ließen sich blicken; die Flinte auf der Schulter zogen wir weiter. Bald entschwand uns der See aus den Augen, und wir kamen in ein ziemlich breites Tal, das langsam anstieg. Mitten im Tale lief der Weg zwischen Steppen, Büschen und Gestrüpp an dem ausgetrockneten Bett entlang, das den Abflußkanal der Gegend bildet.

Auf dem Pfade sah man die frische Spur eines Bären, und da er in derselben Richtung fortgetrottet war, in der wir jetzt zogen, baten Islam und Loppsen, das Tier verfolgen und angreifen zu dürfen, und verschwanden dann im Gebüsch.

Die Karawane marschierte dicht an den Bergen zur Rechten. Als der Weg um einen Felsen bog, blieb ich mit Emin Mirza zurück, um eine Beobachtung zu machen. Nachher ritten wir mit der Karawane um die Wette und näherten uns gerade der Mitte des Tales, als wir zu unserem Erstaunen Islam und Loppsen in wildestem Galopp mit über den Kopf erhobenen Flinten auf uns loskommen sahen und sie: „Tanguten, Räuber, Räuber!“ schreien hörten.

Sie sprengten auf uns zu, auf der Ferse von zwölf berittenen Tanguten verfolgt, die in eine Staubwolke gehüllt waren. Ich kommandierte augenblicklich halt. Die Packpferde wurden unter Bewachung von nur einem Mann hinter einige Tamariskensträucher gestellt. Die Gewehre schußfertig, Patronen in Bereitschaft! Auf dem Gipfel eines Lehmhügels faßte ich mit Islam, Parpi und Loppsen Posto (Abb. 94).

Wir waren alle abgestiegen und hatten die Pelze ausgezogen. Die Muselmänner waren so von Angst erfüllt, daß sie zitterten. Parpi hatte schon früher einen Überfall erlebt, denn er hatte Dutreuil de Rhins gedient, als dieser vor zwei und einem halben Jahre bei Tam-budda

angefallen und ermordet wurde. Auch Prschewalskij und Roborowskij hatten in diesen Gegenden ähnliche Abenteuer zu bestehen gehabt, und ich war mir daher des Ernstes der Lage vollauf bewußt.

Es waren, wie gesagt, zwölf Tanguten, und Loppsen versicherte uns, es seien unter ihnen ohne Zweifel ebenso viele Gewehre wie Männer. Wir hatten bloß drei Flinten und fünf Revolver, und die Übermacht des Feindes war daher offensichtlich. Islam und Loppsen waren unsere besten Schützen. Aber die Tanguten sind alle sichere Schützen: sie zielen lange und kaltblütig auf einer Gabel und feuern keinen Schuß vorher ab, als bis sie überzeugt sind, daß er treffen muß.

Wie würde es uns unter solchen Umständen gehen? Würde die Karawane vernichtet und die Arbeiten der ganzen letzten Reise vereitelt werden?

Nein! Es war nicht so gefährlich, wie es aussah. Als der Räuberhaufen bemerkte, daß unser mehrere waren, und als unsere blanken Waffen in der Sonne glänzten, hielt er 150 Schritt vor uns an.

Als die Staubwolken sich gelegt hatten, sahen wir die Tanguten deutlich. Sie waren in lebhaftem Meinungsaustausch begriffen, gestikulierten und schrien. Das Resultat ihres Kriegsrates mochte sein, daß es nicht vernünftig wäre, anzugreifen, bevor man sich nicht über unsere Anzahl und Bewaffnung vergewissert. Unterdessen warteten wir auf dem Hügel, und ich fuhr fort, meine Pfeife in aller Gemütsruhe zu rauchen, was meine Leute sichtlich beruhigte.

Ich beobachtete die Tanguten mit meinem Fernglase, das ich stets bei der Hand hatte. Nach kurzer Beratung schwenkte die Schar im rechten Winkel rechts ab nach dem Fuße der südlichen Berge, wo sie sich teilte. Die eine Hälfte ritt eine Schlucht zwischen den Felsen hinauf, die andere zog, als wir wieder zu Pferde stiegen und in geschlossenem Trupp weiterritten, zwei Büchsenschüsse entfernt parallel mit uns.

Mittlerweile verschmälerte sich das Tal, und der Weg führte durch ein enges Felsentor. Loppsen fürchtete, die Tanguten wären uns hierher vorausgeeilt, um sich zwischen den Felsen in Hinterhalt zu legen und uns niederzuschießen. Einen anderen Weg gab es nicht; von Umkehr konnte keine Rede sein.

Es galt daher, wenn möglich zuerst nach dem Tore zu kommen oder es wenigstens zu passieren, ehe die Tanguten vorteilhafte Stellungen hatten einnehmen können. Sie hatten darin jedoch stets den Vorzug, daß sie ihre Gebirgsschluchten, Hohlwege und Verstecke auf das genaueste kannten. Überdies waren unsere Pferde schwer beladen, während die Tanguten leicht ausgerüstet waren. Sie überholten uns auch sichtlich und näherten sich allmählich dem Wege, verschwanden jedoch zwischen den Felsen.

Wir eilten, die rechte Flanke der Karawane durch die Schützen gedeckt, so schnell die Pferde konnten, nach dem Felsentore. Da erblickten wir die Tanguten wieder. Sie hatten halt gemacht und schienen nicht die Absicht zu haben, uns anzufallen. Den Hahn gespannt und nach den höheren Felsen hinaufspähend, eilten wir ohne weiteres Abenteuer durch den sehr schmalen Engpaß.

Auf der anderen Seite erweiterte das Tal sich wieder, und es war ein angenehmes Gefühl, sich wieder in offenem Terrain zu befinden. Loppsen glaubte jetzt, daß die Tanguten in der Absicht, uns zu verfolgen, einen kürzeren Weg über das Gebirge eingeschlagen hätten. Sie waren augenscheinlich nach dem Kurlük-nor unterwegs gewesen, um dort Pferde zu stehlen, aber wieder umgekehrt, in der Absicht, an uns einen besseren Fang zu tun.

Das Tal wurde schließlich so breit wie eine Ebene, und nach 34 Kilometer Marsch lagerten wir in Chara-scharuin-kubb, einem Platze mit schönen Weiden und einem offenen, von einer Quelle gespeisten Tümpel.

Sobald es dunkelte, wurden die Pferde bei den Zelten gefesselt. Das Feuer, auf dem das Mittagessen gekocht wurde, war niedrig und verdeckt, damit sein Schein uns nicht zu sehr verriete. Loppsen hatte vor der Nacht Angst, denn die Tanguten konnten uns leicht beobachten, während sie sich selbst im Grase versteckt hielten.

Im Dunkel der Nacht ließen sie wieder von sich hören. Rings um das Lager ertönte auf allen Seiten ihr schauerliches Geheul, das dem der Hyänen oder hungriger Wölfe ähnelte. Es war eine List, die Loppsen durchschaute. Sie pflegten, sagte er, auf diese Weise herauszubringen, ob ihre Opfer Wachthunde hätten.

War dies ihre Absicht, so erhielten sie Bescheid, denn unsere Hunde bellten die ganze Nacht hindurch wie wütend und stürmten wiederholt nach dem Tümpel, in dessen Nähe die Tanguten augenscheinlich ihre Pferde angebunden hatten. Loppsen konnte nicht kräftige Worte genug finden, um seinem Hasse gegen die Räuber Luft zu machen. Sie seien nicht ein bißchen besser als Hunde, meinte er. Mit aufgenommenen Pelzschößen, die Flinte in der Rechten, schlichen die Tanguten wie Katzen auf die Erde geduckt dahin (Abb. 95).

Wir waren auf unserer Hut. Auf beiden Flügeln des Platzes, wo die Pferde waren, standen Posten, die unausgesetzt trommelten und sangen. Nur ein paar Mann durften gleichzeitig schlafen. Ungefähr alle fünf Minuten rief Parpi: „Chabärdar?“ (Ist der Posten wach?), während sich Loppsen stumm die Hände über der Glut wärmte.

In dieser Nacht war es mit der Ruhe nicht weit her. Die Leute gingen hin und her, die Pferde stampften und wieherten, Kasserolen-

getrommel und Rufe wiederholten sich in regelmäßigen Zwischenräumen; wir befanden uns in vollständigem Belagerungszustand. Aber die von den Tanguten geplante Überrumpelung war vereitelt, sie konnten uns nicht ein einziges Pferd stehlen.

Dies also war unser Einzug ins Land der Chara-Tanguten. Wir hatten gleich zu Anfang einen Denkzettel bekommen, daß es hier aufpassen hieß. Die Tanguten sind als Räuber und Diebe bekannt und plündern mit Vorliebe ihre friedlicheren mongolischen Nachbarn. Wenn diese die Tempelfeste im Kloster Kum-bum besuchen, reiten sie daher stets in großen, wohlbewaffneten Scharen, da sie es nicht vermeiden können, durch das Gebiet der Tanguten zu ziehen.

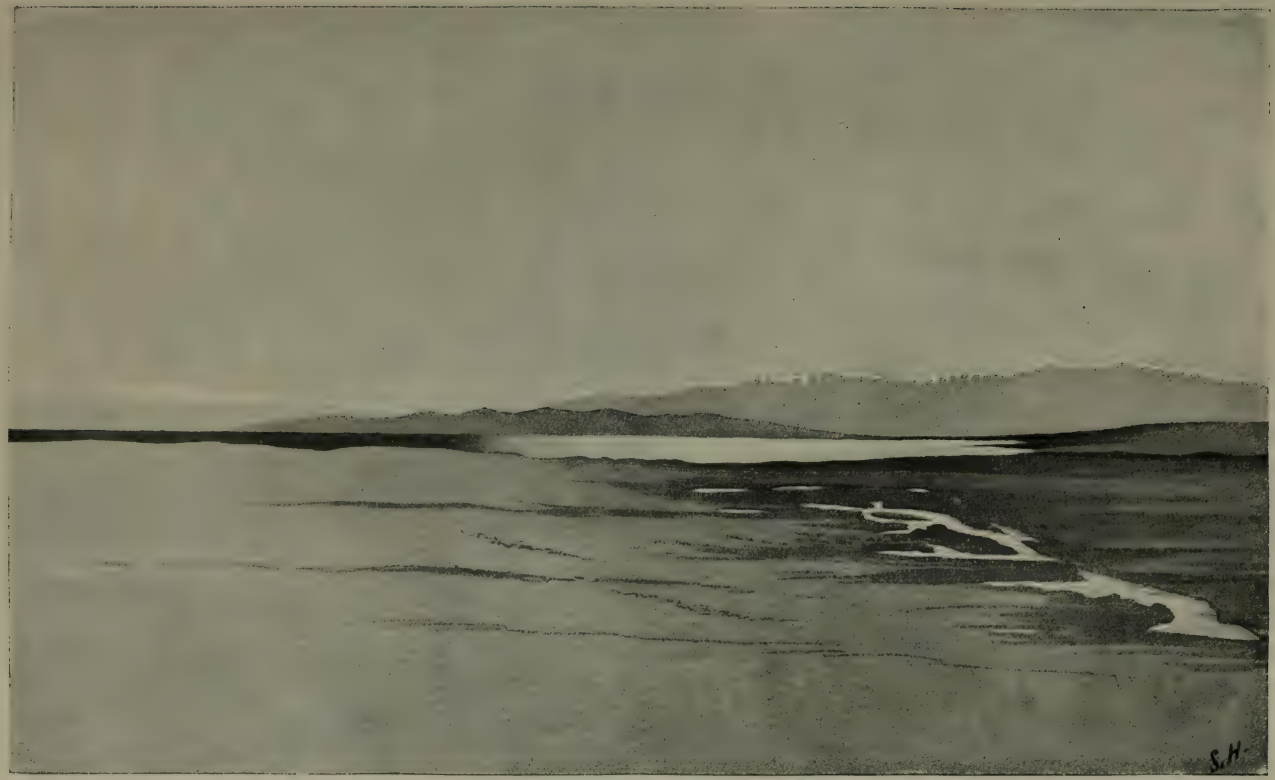
Ich glaube, meine Leute blieben mehr aus Furcht als aus Pflichtgefühl wach. Sie hatten Befehl, mich zu wecken, falls die Tanguten zu schießen anfingen, und als ich nachts ein paarmal aufwachte, hörte ich stets ihr ewiges „Chabärdar?" Bei längeren Pausen zwischen den Wachtrufen, die von allen übrigen Leuten beantwortet wurden, stimmten die Tanguten ihr wildes Konzert an.

Während des Sonnenaufgangs rüsteten wir uns zum Aufbruch. Die Tanguten hatten sich wieder in gemessene Entfernung zurückgezogen. Aber sobald sich unsere Karawane nach Osten hin in Bewegung setzte, ritten sie nach dem Platze, auf dem das Lager gestanden. An leeren Streichholzschachteln, Lichtstümpfen und Zeitungspapier erkannten sie, daß sie es nicht mit Mongolen allein zu tun hatten. Dies war wohl der Grund, weshalb sie von weiterer Verfolgung abstanden.

Am 2. November legten wir 43 Kilometer zurück durch ausgedehnte Steppen zwischen den beiden Bergketten, in deren Schluchten sich eine Menge Tanguten aufhalten sollten. Ihre gewundenen Pfade kreuzten das Tal an mehreren Stellen.

Das Terrain zerfiel in mehrere abflußlose Becken, nach denen die Gewässer strömen. Jetzt waren sie jedoch alle ausgetrocknet. Erst passierten wir einen kleineren, dann einen langgestreckten See, den Serke-nor, jeder der Mittelpunkt eines Beckens.

Vom Wasservorrat des Serke-nor war nicht viel mehr da. Nur an drei Stellen konnte man noch Wasser sehen. Sonst lag der mit einer dicken, weißen Salzschicht bedeckte Boden trocken. Hier pflegen die Mongolen, wenn sie auf dem Wege nach Kum-bum sind, ihre Säcke mit Salz zu füllen, das in Ten-kar und Si-ning-fu ebenso viel wert ist wie dasselbe Gewicht Taran-gurill (geröstetes Mehl), das sie sich in den genannten Städten eintauschen. Im Sommer füllt sich der See wieder mit Wasser, ist aber so seicht, daß man quer durchreiten könnte, wenn es der weiche Grund zuließe.



97. Nordweſtende des Koko-nor. (S. 198.)

98. Tangut. (S. 199.)

Fünfundzwanzig Kilometer trennten uns von Dulan-jung, wohin der Marsch am folgenden Tage ging. Der Weg bog ins breite Tal des Dulan-gol ein, das von großen Hügeln eingerahmt wurde. Auf dem rechten Ufer ließen wir uns in einer herrlichen Gegend unweit eines tangutischen Zeltes nieder.

Wir wollten den Tanguten zeigen, daß wir vor ihnen keine Furcht hatten. Zwei Reiter, denen wir begegnet waren, hatten sofort die Flucht ergriffen, und erst gegen Abend wagten sich zwei andere, mit langen Säbeln bewaffnet, zu meinem Zelte. Übrigens waren sie ganz wie die Mongolen gekleidet, von deren Sprache sie jedoch kein Wort verstanden.

Loppsen war durch seine vier Wallfahrten nach Lhasa des Tibetischen, der Sprache der Tanguten, mächtig, und wir konnten uns also mit den Männern verständigen. Die freundliche Behandlung, die ihnen zuteil wurde, vertrieb zum großen Teil ihre Scheu, obgleich sie sich nicht vollständig darüber klar zu sein schienen, was sie von uns denken sollten. Doch verkauften sie uns ein Schaf und versorgten uns zum Abend mit Milch.

Wir hatten mit Absicht als Lagerplatz eine mit Gebüsch bewachsene Insel zwischen zwei Armen des Flusses gewählt, von der aus wir das Tal überblicken konnten. Brennholz gab es in Menge, und der Fluß rauschte munter in seinem steinigen Bett. Unsere Pferde wurden nach einem nahe gelegenen Weideplatze geführt, wo sie während der Nacht von zwei berittenen und bewaffneten Männern bewacht wurden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Land der Chara-Tanguten. Der Koko-nor.

Am Dulan-jung (dem warmen Flusse) verweilten wir den 4. November über. Unsere müden Nachtwachen schnarchten den ganzen Tag. Loppsen riet uns jedoch, wachsam zu bleiben und uns nicht durch die scheinbare Freundlichkeit der Tanguten und den billigen Preis, für den sie das Schaf und die Milch verkauft hatten, täuschen zu lassen.

Nach vielem Wenn und Aber erreichte ich, daß er mich nach den beiden nahegelegenen Zelten begleitete (Abb. 96). Erst war er gar nicht dafür, und auch die Mohammedaner widerrieten mir, dorthin zu gehen. Ich konnte aber keine Gefahr darin sehen, wenn ich friedlich und ganz unbewaffnet ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahm.

Die beiden rabenschwarzen Zelte lagen unmittelbar nebeneinander. Vor ihnen empfingen uns sechs bissige schwarze Hunde. Dann kam ein Mann heraus, jagte die Hunde fort und bat uns, einzutreten. Vorher erkundigte er sich jedoch bei Loppsen, was wir eigentlich wollten, und erhielt die Antwort, ich wollte nur sehen, wie sie wohnten.

Ich trat also ein und ließ mich am Feuer nieder, wo zwei Weiber Tee mit Mehl und Butter in einem Eisentopfe kochten. Die eine war die junge Frau unseres Wirtes. Sie sah angenehm und flink aus; sie säugte einen kleinen Schreihals und betrachtete mich während dieser Zeit unverwandt. Die andere war eine abscheuliche Hexe; neben ihr kauerte ein fünfjähriges Mädchen. Sie sowohl wie der Mann waren genau wie die Mongolen gekleidet. Die Pelze hatten sie bis auf den linken Ärmel ausgezogen.

Im übrigen war der Oberleib bis an die Hüften nackt; bei der jungen Frau war er hübsch geformt, kräftig gebaut und kupferbraun. Auch der Typus erinnerte, wenigstens für jemand, der zum erstenmal in ihr Land kam, stark an den der Mongolen. Man hätte sich auch versucht gefühlt, sie dafür zu halten, wenn nicht die Sprache und die Bauart der Zelte für eine andere Abstammung gesprochen hätten.

Mitten vor dem Eingange stand auf einer Kiste ein Buddhatempel, genau wie bei den Mongolen, und der Mann trug auch ein Gavo mit

einem Burchan darin am Halse. Wir wurden mit Tee bewirtet. Ich erkundigte mich nach den Teilen des Zeltes und ihren Namen und machte Notizen. Dies beunruhigte Loppsen. Er fürchtete, daß der Tangute uns im Verdachte haben könnte, in böser Absicht gekommen zu sein. Die Frauen lachten, daß sie fast erstickten, über meine verzweifelten Versuche, die schwierigen tibetischen Worte mit ihrer eigentümlichen Konsonantenhäufung am Anfange auszusprechen. Sie konnten es nicht lassen, mich anzugucken.

Der Grundriß des Zeltes war quadratisch und gewährte wohl drei- oder viermal soviel Platz wie eine gewöhnliche mongolische oder kirgisische Jurte. In der Mitte stand eine Reihe Stangen, die das Zelttuch trugen, das aus schwarzer, grober, selbstgewebter Leinwand war und eine längliche Ritze zum Durchlassen des Rauches hatte. Mitten im Zelte sah man einen Herd, der sinnreich aus flachen Steinen mit einer Höhlung für den Topf und darunter liegenden Zuglöchern zusammengesetzt war. Zwischen zwei solchen Steinreihen wurde auch Viehdung zum Brennen aufbewahrt.

Längs der Wände standen Reihen von Säcken, teils von Leinen, teils von Leder, mit Gerste, Mehl, Fett und Salz. Sie trugen auch dazu bei, die Zugluft unter den Zeltsäumen auszuschließen. Auf den Filzteppichen um das Feuer lagen in reizender Unordnung Pelze, Schläuche, Leinen, Holznäpfe, Teekannen, Porzellanschalen, Seile, Stiefel, Flinten, zwei Schwerter, kupferne Kessel, viereckige Mehlkisten, Blasebälge, Sättel und Geschirre umher. Den größten Teil dieser Sachen, auch die Schwerter, verfertigen die Tanguten selbst. Die religiösen Gegenstände waren aus Lhasa und Kum-bum, ein Teil des übrigen Hausrats aus Si-ning-fu.

5. November. Schlechtes Wetter, bewölkter Himmel, Schnee auf der Erde — ein ziemlich ungewöhnlicher Anblick, seitdem wir Nordtibet verlassen hatten. Am Morgen kamen zehn Tanguten zu uns ins Lager, alle mit geraden, scharfen Schwertern bewaffnet und in rote und blaue Gewänder und Zipfelmützen gekleidet. Sie versahen uns mit einigen Kannen Milch und wollten Pferde verkaufen, aber da sie unvernünftige Preise forderten, kam kein Kauf zustande.

Ohne sich Dreistigkeiten zu schulden kommen zu lassen, untersuchten sie einige unserer Effekten und waren recht nett und gesprächig. Besonders vor meinem Revolver hatten sie den größten Respekt, nachdem sie gesehen hatten, daß er mit sechs Patronen geladen war. Ich wollte einen tangutischen Führer annehmen, aber sie antworteten, weniger als zwei könnten nicht mitgehen. Sie waren mit je 12 Liang (36 Mark) bis nach Si-ning-fu nicht zufrieden, sondern wollten jeder 16 Liang (48 Mark) haben. Als ich hierauf einging, sagten sie, daß sie keine Pferde frei hätten. Es war dies offenbar nur ein Vorwand. Wahrscheinlich trauten sie uns nicht und fürchteten sich davor, in unserer Gesellschaft zu reisen. Zum Glück

kannte Loppsen die Gegend genau. Er war der beste und zuverlässigste Führer, den ich je gehabt.

Das Tal stieg langsam nach Osten zwischen Bergen an, deren Abhänge in der Mitte mit Nadelholz bestanden waren. Mitten im Tale erblickte ich einen eigentümlichen Gegenstand. Es war ein Würfel mit einem Zylinder darauf, beide aus Lehm. Loppsen erklärte, es sei ein Sovurga und zeige die Nähe eines Tempels an. Im nächsten Augenblick gelangten wir auch an die Mauern von Dulan-kitt, des ersten festen Ortes, den wir passierten, seitdem wir Kopa am 30. Juli verlassen hatten. Die Mauer umschloß eine unbedeutende Anzahl Häuser, die im Unterbau von Stein, sonst aber von Lehm waren, und einige Zelte. Die Einwohner waren Banga-Mongolen, ein berüchtigter, diebischer Stamm.

Im westlichen Teile des Dorfes erhob sich ein großes, viereckiges Haus mit flachem Dach und mit Fenstern. Es war der Kitt, der Tempel des Ortes. Hier residierte Choduktouin-gagen, der vornehmste Lama (Priester) der 25 Koko-nor-Stämme, der selbst Mongole ist und 6100 Jahre in Dulan-kitt inkarniert gewesen sein soll. Wenn er 61 Jahre alt wird, legt er sich hin und stirbt, ersteht aber in einem kleinen Kinde wieder, das sein Nachfolger wird. In der Mongolei, Kum-bum und Tibet gibt es 61 Lamas seines Ranges.

Nach einer Wanderung von 26 Kilometer schlugen wir östlich vom Tsagan-nor (der weiße See) Lager.

Loppsen war tief betrübt, denn er vermißte die Tasche, in der er seinen Proviant und zehn Liang in Silber hatte, für die er sich in Kum-bum ein Kamel zu kaufen gedacht. Er hatte die Tasche nachts als Kopfkissen benutzt. Unsere geehrten tangutischen Gäste hatten sie sicherlich gestohlen, während die Leute am Morgen die Karawane beluden. Ich tröstete Loppsen mit dem Versprechen, ihm den vollen Wert des Gestohlenen zu ersetzen, wenn er mir in Kum-bum einige hübsche Tempelfahnen verschaffte, und da war er wieder vergnügt.

6. November. In der Nacht erscholl in unserer Nachbarschaft wieder durchdringendes Geheul. Ich hielt es für ganz selbstverständlich, daß die Tanguten sich von neuem in Marsch gesetzt hätten, um uns zuvorzukommen und uns den Paß zu versperren. Die Hunde bellten wütend, und die Rufe der Wächter hallten unausgesetzt wider. Aber ich war müde und schlief trotz alledem ein. Am Morgen erfuhr ich, daß der ganze Lärm von drei Wölfen herrührte, die in der Nacht bis an mein Zelt gekommen waren, wo sie einen Strauß mit den Hunden gehabt hatten.

Es ging durch das breite, grasbewachsene Tal nach Nordosten und Norden weiter. Das Tal stieg nicht sehr steil nach Nordosten zum Nökköten-köttel (Lochpaß) empor, auf dessen Gipfel den Gottheiten der südlichen

Koko-nor-Kette ein einfacher kleiner Obo errichtet ist. Auf der Nordseite stiegen wir durch das Nökköten-gol-Tal hinunter und rasteten an dem kleinen, wasserarmen Bache. Hier trafen wir eine Karawane von 50 Tanguten aus dem Dulantale. Sie waren verwundert, zeigten aber keine Anzeichen von feindlicher Gesinnung.

7. November. In der Nacht streiften die Tanguten um unser Lager, doch ohne von unseren Pferden etwas annektieren zu können; am Morgen brachen sie eher auf als wir. Unser Weg ging den ganzen Tag beinahe gerade nach Westen.

Der ebene, weiche Boden war überall voll Wühlmauslöcher, auf die man sehr achtgeben mußte, wenn man nicht mit dem Pferde einen Purzelbaum riskieren wollte. Dann ritten wir am Buchain-gol zwischen Gestrüpp entlang. Der Fluß war breit und wasserreich.

Über eine halbe Stunde lang ritten wir über einen Platz, wo, wie Loppsen erzählte, vor acht Monaten 20000 aus Si-ning-fu fliehende Dunganen gelagert hatten. Sie hatten deutliche Spuren hinterlassen. Das Gras war noch niedergetreten und von ihren unzähligen Lagerfeuern verbrannt. Schädel und Knochen von Schafen, die sie den Tanguten gestohlen, Filzlumpen, Stöcke u. dgl. lagen überall umher. Überall, wohin sie gekommen waren, hatten sie das Land wie ein Heuschreckenschwarm verwüstet. In welcher Richtung sie abgezogen waren, wußte Loppsen nicht.

Wir begegneten an diesem Tage nicht einem einzigen Menschen. Keine Zelte, keine Herden waren zu sehen, und frei und sorglos streiften daher Kulane, Wölfe und Füchse in der stillen, einsamen Gegend umher. Wilde Yaks sahen wir nicht, sie sollen aber am Oberlaufe des Flusses vorkommen; von ihnen stammt auch der Name Buchain-gol, der Yakfluß bedeutet.

Am 8. November hatte der Winter wieder seine kalte, weiße Hand auf das Land gelegt. Es hatte nachts geschneit, und die Wölfe heulten jämmerlich. Wir hatten kaum das Lager verlassen, als sich auch schon eine Schar Wölfe dorthin schlich, um nachzusehen, ob wir etwas vergessen hätten. Sie kümmerten sich nicht im geringsten um die Hunde, die so vorsichtig waren, sich ihnen nicht zu sehr zu nähern.

Wir entfernten uns mehr und mehr von der südlichen Koko-nor-Kette, deren schneegekrönter Kamm in immer heller werdenden Farbentönen verschwand. Hier und dort wurden wieder rabenschwarze Tangutenzelte sichtbar; einigemal sah man auch Herden und Reiter. Fern im Osten begrenzte eine gerade dunkelblaue Linie den Horizont, es war der Koko-nor. In der Gegend Hade-sätschi schlugen wir nach einem Marsche von $32\frac{1}{2}$ Kilometer Lager. Der Abend war ruhig und die Luft klar, die Sterne funkelten, nur ringsumher flammten in den Schluchten die Lagerfeuer der Tanguten.

Am 9. November machten wir nur eine kurze Tagereise, weil schon am Anfange des Marsches ein Pferd stürzte und mehrere der anderen müde waren. Die endlose Wasserfläche des Koko-nor wurde immer deutlicher. Die Steppe fiel langsam nach dem See ab. Nur im Nordosten und Ostnordosten erhob sich eine Bergkette mit ein paar Schneegipfeln. Es war die Nördliche Koko-nor-Kette, von den Mongolen Tsun-ula, das nördliche Gebirge, genannt.

Am Bache Bagha-ulan machten wir halt. Eine großartige Aussicht eröffnete sich von diesem Lager aus (Abb. 97). In marineblauen und grünen Färbungen schillernd, dehnte sich der See als eine grenzenlose Fläche aus und verschwand, einem offenen Meere gleich, am Horizont. Links und rechts waren zwar die Bergkämme in weiter Ferne sichtbar, aber sie wurden immer niedriger und verschwanden schließlich wie ein kaum wahrnehmbarer Schleier.

Endlich waren wir also am „Blauen See", dem Tso-ngombo der Tanguten, dem Koko-nor der Mongolen und dem Tsing-hai der Chinesen, dessen in 3040 Meter Höhe gelegener Uferlinie wir noch drei Tage folgen sollten.

Von der Entstehung des Sees erzählte Loppsen folgende Sage:

In grauer Vorzeit hatte hier ein Lama eine gewaltige Grube in die Erde gemacht. Dann hatte er eine weiße und eine schwarze Wurzel einer gewissen Pflanze genommen, sie über die Grube gehalten und die schwarze Wurzel in zwei Hälften geschnitten. Aus ihnen war Wasser hervorgequollen und hatte die Grube gefüllt.

Hätte er in die weiße Wurzel geschnitten, so hätte sich die Grube mit Milch gefüllt. Daß sie statt dessen voll Wasser war, wurde als ein sehr großes Glück angesehen, denn sonst hätten die Leute der Gegend ihre liebste Beschäftigung, die Viehzucht, aufgeben müssen. Darauf war der Lama auf einen hohen Berg in der Nähe gestiegen, hatte einen gewaltigen Block genommen und ihn mitten in den See geworfen, und so war die dort befindliche Insel entstanden. —

10. November. Unser Weg ging einige Kilometer vom See entfernt wieder gerade nach Osten. Den ganzen Tag sah man die Felseninsel wie einen Hügel aus dem Wasser ragen. Die Landschaft war heute belebter. Wir passierten mehrere Viehherden, die von Frauen, Kindern und von Hirten, die stets mit Flinten oder Schwertern bewaffnet waren, gehütet wurden. Die Reiter, denen wir begegneten, trugen auf der Schulter die schwarze Flinte mit ihrer phantastischen langen Gabel und quer vor dem Leibe ein in den Gürtel gestecktes Schwert. Im übrigen trugen sie Zipfelmützen und Stiefel mit aufwärts stehenden Spitzen.

An dem wasserreichen Sike-ulan-Flusse machten wir halt (22 Kilo-

meter). Gleich oberhalb unseres Lagers standen zehn Tangutenzelte, in der Schlucht nördlich davon befanden sich noch zwanzig. Einige der Bewohner der Zelte (Abb. 98) kamen auf Besuch, alle mit Schwertern aus Lhasa im Gürtel. Sie verkauften uns Milch, ein Schaf und ein Pferd. Aber Loppsen wollte nicht, daß sie zuviel Silber auf einmal zu sehen bekämen. Er behauptete noch immer, daß sie alle Schurken und Diebe seien und daß nur die Furcht vor unseren Waffen sie davon zurückhalte, uns zu überfallen.

Sie pflegten Loppsen zu fragen, ob wir in den Gepäckkisten Soldaten hätten, und er antwortete stets mit dem größten Ernst, die größeren Kisten enthielten zwei Soldaten, die kleineren nur einen, außerdem eine Menge Gewehre. Den Ofen mit seinem sonderbaren Rohre hielten sie für eine Kanone. Als sie fragten, warum wir ihn abends heizten, antwortete Loppsen, dies geschehe, um ihn bereit zu halten; denn sowie Gefahr im Anzug sei, brauche man nur Pulver und Kugeln auf das Feuer zu werfen, so speie das Rohr eine mörderische Salve aus.

Die Tanguten erzählten, daß die Dunganen vor neun Monaten am Jike-ulan vorbeigezogen seien und dort 400 Schafe und 140 Pferde, Kühe und Yaks gestohlen hätten.

Die Koko-nor-Tanguten halten sich im Winter in den Steppen am See auf, der sicherlich zur Milderung der Winterkälte beiträgt; im Sommer aber wandern sie ins nördliche Gebirge hinauf. Der vornehmste Tanguten-häuptling ist Gangtse Lama. Er ist eine Art Mittelsperson zwischen dem Gouverneur von Si-ning-fu und den Nomaden und besitzt als solche „Huli", d. h. die Macht, Recht zu sprechen. Wenn Verbrecher ergriffen werden, werden sie dem Häuptling zur Untersuchung gebracht, die nicht selten mit dem Verluste des Kopfes endigt. In wichtigeren Fällen schreibt er tibetisch nach Si-ning-fu, sonst handelt er nach eigenem Gutdünken.

Die Chinesen haben allerdings das Land in ihren Händen, aber ihre Verwaltung läßt viel zu wünschen übrig. Ebensowenig wie in Zaidam gibt es hier chinesische Beamte. In dieser Hinsicht unterscheiden sich diese Provinzen sehr von Ostturkestan, wo die Chinesen eine vortreffliche Verwaltung eingerichtet haben.

Die Mongolen nennen ihre raubgierigen Nachbarn „Chara-tangut", schwarze Tanguten, welchen Namen sie wahrscheinlich von ihren kohlschwarzen Zelten, ihrer dunkeln Hautfarbe und ihrem schwarzen Haar bekommen haben, aber nicht, wie Loppsen uns glauben machen wollte, weil das Wort „chara", schwarz, mit „mo", schlecht, gleichbedeutend ist.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Besuch im Tempel der zehntausend Bilder.

Nachdem das vierte Pferd gefallen war, tauschten wir uns einen Maulesel ein und wanderten am 12. November nach Osten weiter. Der Weg schwenkte nach Südosten ab, entfernte sich aber vom Seeufer. Grell von der Sonne beleuchtet, glänzte der Koko-nor im Süden von weitem wie eine blankpolierte Säbelklinge.

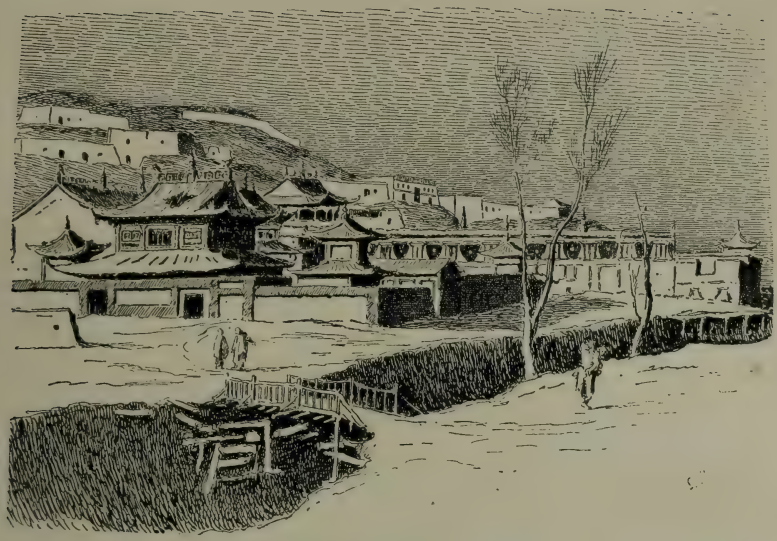
Allmählich näherten wir uns den nördlichen Bergen mit ihren vereinzelten Schneegipfeln. Im Südosten erschien ein gewaltiger schneebedeckter Gebirgsstock, zwischen beiden ein Einschnitt, der der Paß Chara-köttel sein sollte. Jenseits des Sees zeichnete sich die südliche Koko-nor-Kette schwach ab.

Am 13. November wurden weitere $32\frac{1}{2}$ Kilometer von der Entfernung bis Peking subtrahiert, bis wohin uns also noch 1500 Kilometer blieben. Die Nacht war kalt gewesen, das Minimumthermometer zeigte — 18,4 Grad, und es war unangenehm, bei Sonnenaufgang aus dem Bette zu steigen, sich zu waschen und anzuziehen. Die Kleidung ist gewöhnlich eiskalt, und die Körperwärme stellt sich erst nach dem gut mundenden Kaffee wieder ein.

Der Chara-köttel, der schwarze Paß, war sehr bequem, und sogar unsere müden Pferde kamen mit Leichtigkeit hinüber. Auf der anderen Seite fiel das breite Tal langsam nach Bajin-koschun hinunter, wo wir an einem Flusse haltmachten.

Wir begegneten einem vornehmen Tangutenhäuptling in rotem Mantel mit weißem Pelzbesatz, der von einer Reiterschar begleitet war. Er erzählte, daß es in Ten-kar (Donchur) eine einzelne „russische" (orus) Frau und in Si-ning-fu zwei oder drei Russen gebe. Ich ahnte sofort, daß er englische Missionare meinte, denn in Innerasien werden alle Europäer Russen genannt.

Am 14. November folgten wir 25 Kilometer lang dem Flusse Tsunkuk-gol, der durch Aufnahme mehrerer Zuflüsse gewachsen ist. Er fließt an Ten-kar und Si-ning-fu vorbei und ergießt sich kurz oberhalb Lan-tscheo in den Hyang-ho. Jetzt hatten wir also das abflußlose Gebiet Innerasiens verlassen und Gewässer berührt, die ins Welt-



99. Kloſter Kum-bum. (S. 204.)

100. Silberne Schale (aus Lhaſa); Gebettrommel aus zwei Hirnſchalen (aus Kum-bum); Gebetmühlen aus Stoff, Meſſing und Silber (aus Kum-bum). (1/6 natürlicher Größe.) (S. 208.)

101. Lamaiſtiſche Tempelfahne aus Lhaſa. (S. 206.)

meer münden. Wir werden ihnen auf ihrem Wege nach dem Stillen Ozean folgen. Wir sind nicht mehr in den zentralen Teilen des Kontinents eingeschlossen und haben nach drei Jahren wieder peripherisches Gebiet betreten. Es ist ein herrliches Freiheitsgefühl!

Das Tal verschmälerte sich nach Südosten. Bald begegneten wir einer sehr großen Karawane von Mongolen vom Stamme der Dsunsassak. Sie hatte sich zehn Tage in Ten-kar aufgehalten, um Wintereinkäufe zu machen, und kehrte auf demselben Wege, den sie gekommen, wieder nach Hause zurück. Augenscheinlich ist der Spätherbst die passendste Jahreszeit für die lange Reise, denn im Sommer versperren die Flüsse oft den Weg.

Wir zählten gegen 300 Reiter, meistens Männer, viele mit Flinten, alle mit Schwertern bewaffnet. Doch auch Frauen in malerischen dunkelblauen und roten Gewändern und halbwüchsige Kinder waren mit im Zuge. Ihr Gepäck: Mehl, Makkaroni, Kleider, Geschirr, Stiefel usw., transportierten sie auf mindestens 1000 Pferden und 300 Kamelen. Die Tiere gingen in geschlossenen Scharen und wirbelten dichte Staubwolken auf. Das Ganze bot ein farbenreiches, lebhaftes Bild dar. Wir brauchten ziemlich lange, um an ihnen vorbeizukommen. Unaufhörlich erschallte der Ruf „Orus!", wenn sie mich erblickten.

Eine solche Armee muß jedoch die Weiden, auf denen sie rastet, förmlich verwüsten. Sie machen sehr kurze Tagemärsche und ziehen langsam. Die Reiter halten mit den Kamelen genau Schritt. Die Eskorte ist auf den Seiten der verschiedenen Gruppen der langen Karawane gleichmäßig verteilt. In zehn Gliedern marschierte die Schar vorwärts, um im Falle eines Angriffs nicht zu sehr zerstreut zu sein.

Am 15. November hatten wir einen interessanten Tagemarsch. Der breite, aber steinige Weg lief am linken Ufer des Flusses entlang, und wir waren schon tief unter dem Spiegel des Koko-nor. Bei dem Tempel Brattsing-kitt führte eine morsche Holzbrücke über den Fluß, die erste, die wir nach langer Zeit sahen. Die Dörfer lagen jetzt immer dichter beieinander und waren von Pappeln und Birken, Lärchen und Fichten beschattet, in denen der Wind anheimelnd sauste.

Der Verkehr wurde immer lebhafter; alle Augenblicke begegneten wir chinesischen, mongolischen und tangutischen Reitern. Kleine Eselkarawanen mit Waren vom Lande zogen an uns vorbei. Auch zweiräderige, von Mauleseln gezogene Karren sah man in derselben Richtung fahren. Auf den Abhängen weideten Rinder- und Yakherden, und auf den Felsvorsprüngen thronte mancher Tempel und manch einsamer Obo. Alles deutete darauf hin, daß wir uns einer Stadt näherten. Bald zogen sich die Häuser schließlich zu einer Straße zusammen, auf der wir ritten. An ihrem anderen

Ende erhob sich vor uns das Stadttor von Ten-kar (mongolisch Donchur).

Wir ritten in die Stadt ein, nach deren Hauptstraße die Häuser ihre pittoresken Fassaden richteten. Welch ungewohntes Leben, welch betäubender Lärm!

Parpi Bai hatte am Morgen vorausreiten müssen, um dem Gouverneur der Stadt meinen Paß zu überbringen. Er traf uns im Stadttore und brachte ein Billett von der „russischen" Frau mit, die mich bat, in ihrem Hause einzukehren. Ich fand es nicht recht passend, bei einer einzelnen Dame wie eine Bombe einzuschlagen, beschloß aber doch, hauptsächlich aus Neugierde, ihr einen Besuch zu machen.

Unter dem Tore eines hübschen chinesischen Hauses mit rechtwinkeligem Hof kam mir eine barhäuptige junge Frau in chinesischer Kleidung entgegen und fragte mit der größten Freundlichkeit „Do you speak English?" Als sie hörte, daß dies der Fall sei, war die Unterhaltung bald in vollem Gange. Sie stellte sich mir als Mrs. Rijnhart vor, Amerikanerin, Doktor der Medizin und Frau des holländischen Missionars Rijnhart, der vor einem Monat mit dem kürzlich von seiner tibetischen Reise zurückgekehrten Kapitän Wellby nach Peking gereist war.

Mrs. Rijnhart war die personifizierte Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit. Ich brauche nicht zu sagen, wie angenehm es war, einen Menschen zu treffen, mit dem man von ideelleren Interessen als von Weideplätzen, lebensgefährlichen Pässen, wilden Yaks und zahmem Vieh reden konnte. Es wunderte mich nur, daß ihr Mann den Mut gehabt hatte, sie bei dem rohen Volke in Ten-kar allein zu lassen. Aber durch ihre medizinischen Kenntnisse war es ihr gelungen, sich unter der Bevölkerung viele Freunde zu erwerben.

Ich blieb zwei Tage in Ten-kar, um die armen Pferde ausruhen zu lassen. Bei dem Gouverneur wurde ein Besuch gemacht, dann sah ich mir die Stadt an und hatte dabei Gelegenheit, die Bekanntschaft der Gesandtschaft des Dalai Lama an den Kaiser von China zu machen. Alle drei Jahre reist eine solche von Lhasa nach Peking mit Geschenken, der einzigen Abgabe, welche die Tibeter dem Kaiser leisten.

Der vornehmste Lama der Gesandtschaft, Garbuin Losang Gindun, teilte mir mit, daß sie 300 Reiter seien und die Geschenke auf ebenso vielen Kamelen transportiert würden. Sie lassen sich Zeit. Den Weg von Lhasa bis Donchur machen sie in drei Monaten, bleiben in dieser Stadt ein Jahr, brauchen dann zwei Monate zu der Reise nach Peking, wo sie sich drei Monate aufhalten, und ruhen sich auf dem Heimwege weitere vier Monate in Tenkar aus.

Garbuin zeigte mir in seinem Hause alle für den Kaiser bestimmten

Geschenke. Davon verkaufte er mir einige Zeuge, Götterbilder, Silbergefäße u. dgl., die der Kaiser also einbüßte.

Von dem Dunganenaufstand sagte mir meine Wirtin, daß er Ten-kar im Sommer 1895 erreicht habe und daß die Chinesen selbst Veranlassung dazu gegeben hätten. Als die Revolte in der Gegend von Si-ning-fu ausbrach, hatten die Chinesen sich auch hier auf einen Kampf vorbereitet, Kanonen gegossen, Schwerter geschmiedet und sich in jeder Weise gerüstet.

In Ten-kar hatten die „Hui-hui", wie die mohammedanischen Chinesen oder Dunganen genannt werden, geglaubt, dies gelte ihnen. Sie hatten sich empört und sich nach dem stark befestigten Orte To-ba auf dem Wege nach Si-ning-fu zurückgezogen. Dort waren sie von den Chinesen so hart bedrängt worden, daß sie sich nach mehreren Monaten tapferer Verteidigung, während welcher Zeit sie von ihrem ausgemergelten Vieh lebten, hatten ergeben müssen.

Die Kapitulationserklärung wurde auf einer Pfeilspitze befestigt und so den Chinesen hinübergeschossen. Die Dunganen ergaben sich gegen das Versprechen freien Abzugs, die Chinesen forderten jedoch, daß alle Einwohner die Waffen strecken sollten. Als diese dann auszogen, wurden sie umringt und die meisten von ihnen geköpft, die übrigen retteten sich in die Gebirge. 18000 Dunganen sollen bei der Kapitulation in To-ba getötet worden sein.

Während sich dies zutrug, hatten die in Ten-kar gebliebenen Dunganen allmählich für ihre Sicherheit gefürchtet und eine Deputation an den Gouverneur mit der Erklärung geschickt, daß sie treue Untertanen bleiben und nichts mit den Rebellen zu schaffen haben wollten. Sie wurden deshalb auch in Frieden gelassen. Da geschah es eines Tages, daß ein mit einer Dunganin verheirateter Chinese seine Frau prügelte. Sie rief in ihrem Zorne, daß eines bestimmten Tages die Dunganen alle Chinesen in Ten-kar töten würden. Der Mann unterrichtete die Behörde davon, worauf alle Dunganen der Stadt, Männer, Weiber und Kinder, erschlagen wurden, so daß die Straßen vom Blute strömten!

Am 18. November nahm ich von Frau Rijnhart Abschied und machte einen kurzen Tagemarsch nach dem erwähnten Dorfe To-ba. Das Tal war eng und sein Gefälle stark. Der Fluß schäumte so, daß das Echo von den Felswänden ununterbrochen dröhnend widerhallte.

Mehrere kleine Dörfer, die pittoresk auf Felsen und Vorsprüngen an den Flußbiegungen liegen, sind durch Mauern und Türme geschützt und beherrschen das Tal nach beiden Seiten hin. Ganze Reihen von Dörfern waren während des letzten Krieges bis auf den Grund zerstört worden und boten jetzt einen traurigen Anblick.

In To-ba sagte uns ein Mann, daß es jetzt in der Stadt kein Deng

(Wirtshaus) mehr gebe, weshalb wir auf einem Acker lagerten. Der Ort war nur noch ein Trümmerhaufen. Die hohe viereckige Mauer der Festung war infolge der Kanonade beschädigt; auf ihren Zinnen wehten einige chinesische Wimpel mit Inschriften, die wahrscheinlich mit stolzen Worten von der Eroberung redeten.

Die Dunganen, die nur mit Lanzen und Schwertern bewaffnet waren, hatten während der Belagerung ohne Zweifel größere Proben von Mut und Kriegstüchtigkeit als die Chinesen geliefert, da sie sich gegen die Übermacht monatelang hatten halten können. Die natürliche Lage war ihnen jedoch auch zu Hilfe gekommen, denn steile Berge umgeben den Ort im Halbkreis, und vor ihm fließt der Fluß, dessen Brücken rechtzeitig abgebrochen wurden.

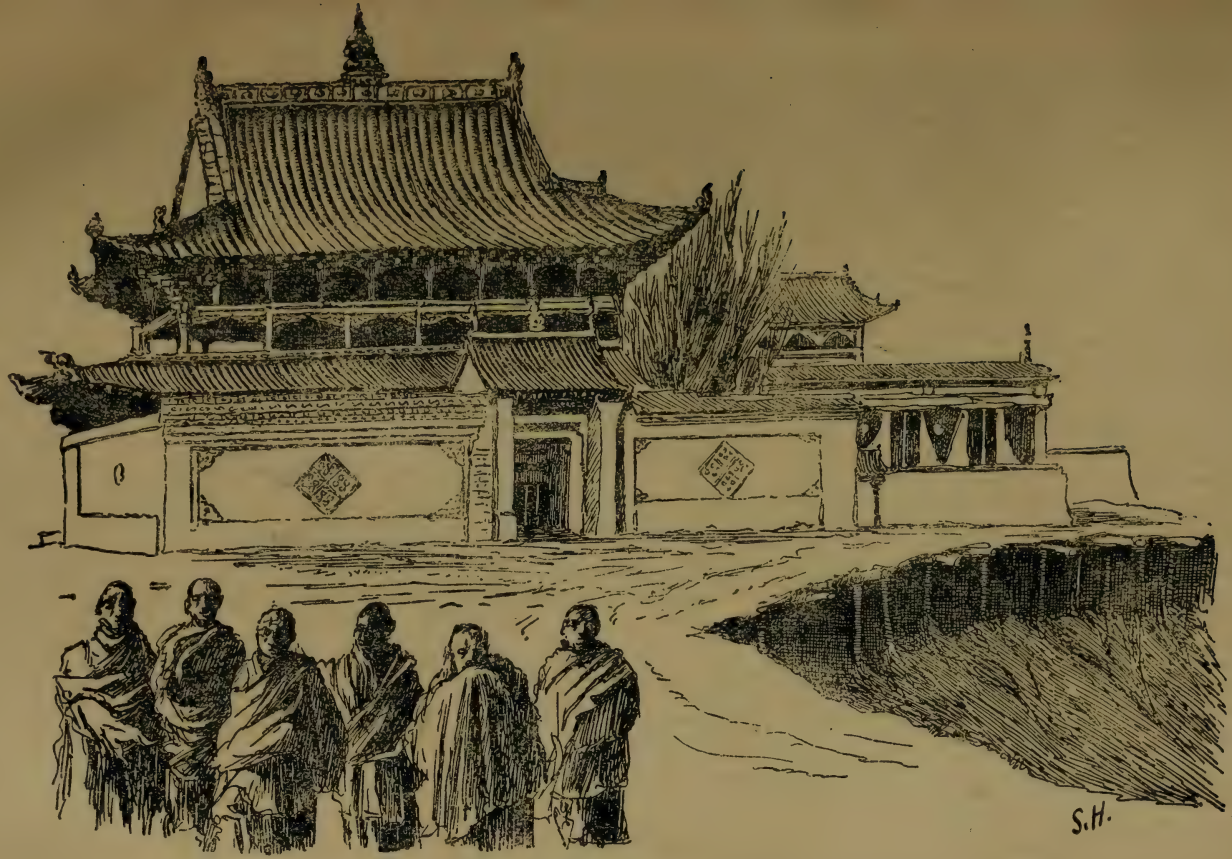
Am folgenden Tage teilten wir die Karawane. Parpi Bai mußte mit den Pferden und dem Gepäck nach Si-ning-fu ziehen, während ich mich mit Islam Bai, Loppsen, einem Mongolen und vier Kamelen nach Lusar begab. Während die anderen ihren Weg durch das Haupttal fortsetzten, zogen wir ein langsam ansteigendes Tal hinauf.

Wir ließen den Fluß rechts liegen und zogen auf den weich abgerundeten Berghängen weiter. Auf dem Abhange eines Hügels erhob sich amphitheatralisch das Dorf Lusar. Erst lagen die Häuser nur auf der linken Seite in einer langen Reihe. Doch bald tauchten auch rechts unter uns Dächer auf, bis wir schließlich auf einen dreieckigen Markt ritten, an dem das Wirtshaus lag.

Dort quartierten wir uns in einem Stübchen auf dem Dache ein, wohin das Gepäck hinaufgeheißt werden mußte. Unter uns breitete sich das Dorf mit seinen Gehöften und Gassen aus, und auf den Hügeln im Südosten sah man die weißen Mauern des berühmten Tempels von Kum-bum.

20. November. Am Morgen ging ich mit Loppsen zu Fuß nach dem Tempel, denn wenn man es hätte wagen wollen, auf den heiligen Pfaden zu reiten, so hätte man sich Steinwürfen ausgesetzt. Der Lusarbach strömt nach Ostnordosten, der Kum-bum-Bach nach Norden, und sie vereinigen sich bei Lusar. Zwischen ihnen erhebt sich auf steilen, abgerundeten Hügeln wie ein Amphitheater eine ganze Welt von Tempelgebäuden, die von ihrem Inhalte den Namen Kum-bum, die zehntausend Bilder, bekommen haben (Abb. 99).

Auf dem linken Ufer des Kum-bum-Baches führt der Weg nach einem Tore. Hier haben chinesische Händler kleine Buden aufgeschlagen, in denen sie Rosenkränze, seidene Binden, Messinggefäße und andere beim Tempeldienste vorkommende Artikel, sowie Pfeifen, Tabak, Messer, Backobst usw. an die Pilger verkaufen.



102. Das buddhistische Kloster der zehntausend Bilder in Kum-bum. (S. 206.)

Auf steilen Abhängen und Steintreppen wanderten wir nach dem Hause des Priors, des lebenden Buddha, hinauf. Er war ein Mann von 30 Jahren, kurzgeschoren, bartlos und in ein Gewand von rotbraunem Stoff gekleidet, das die Arme bloß ließ. Die Wände des Zimmers waren mit unzähligen Götterbildern in geschnitzten, buntbemalten Schreinen, sowie mit Tempelfahnen (Abb. 101) und Standarten mit den Bildern der verschiedenen tibetischen Gottheiten geschmückt. Er saß auf einer Estrade an der einen Wand und plapperte sein „Om mani padme hum" nach dem Rosenkranze her. Loppsen nahm die Mütze ab und warf sich vor ihm nieder. Gnädig streckte er die Hände aus und segnete ihn. Dann setzte er uns Tee vor und erkundigte sich, wie unsere Reise verlaufen. Auf meine Bitte erlaubte er mir, die Tempel zu besichtigen, fügte aber hinzu, es sei verboten, irgend etwas abzuzeichnen.

So gingen wir denn weiter. Den Kern des Klosterdorfes bildet ein Labyrinth von Tempelgebäuden mit viereckigen oder unregelmäßigen Höfen. Der vornehmste von allen ist der Tempel Sirkang mit seinem steilen, aufwärts geschweiften Dache und seinem Panzer von schimmernden Goldschuppen (Abb. 102). Vor der Fassade stand inmitten einer hölzernen Einfriedigung ein jetzt entlaubter Baum mit fünf Stämmen, auf dessen Blättern das Gebet „Om mani padme hum" jedes Jahr von selbst hervorwachsen soll. Die Blätter werden an die Pilger verkauft, aber der Vorrat war jetzt unglücklicherweise zu Ende.

Nach Abbé Huc* sollen diese Schriftzeichen dem Tempel seinen Namen gegeben haben. Der Pater sagt über die Schriftzeichen: „Vor allem nahmen wir die Blätter mit besonderer Genauigkeit und Aufmerksamkeit in Augenschein und waren im höchsten Grade überrascht und verwundert, als wir wirklich auf jedem einzelnen Blatte sehr deutliche tibetische Schriftzeichen fanden. Diese sind stets grün, manchmal dunkler, manchmal auch heller als das Blatt selbst. . . . . Es kam uns vor, als gehörten die Buchstaben ebenso wesentlich wie die eigentlichen Fasern zu den Blättern. . . . . Wir gaben uns alle mögliche Mühe, einen Betrug zu entdecken, aber vergebens. Die Sache hatte ihre vollständige Richtigkeit."

Ich habe diese sonderbare Schrift zwar nicht gesehen, aber als ich Loppsen fragte, wie er die Sache erkläre, teilte er mir mit, daß die Lamas selbst die Buchstaben daraufschreiben.

Die Fassade des Tempels besteht aus einer Veranda, deren Dach auf sechs geschnitzten und bemalten Holzsäulen ruht. Im Fußboden sind

---

* Ein französischer katholischer Missionar, der 1839—52 in China tätig war und mit seinem Begleiter, dem Missionar Gabet, 1844—46 die Mongolei und Tibet bereiste, wobei er auch nach Lhasa gelangte. Er starb 1860 in Paris.

blankpolierte, tiefe Rinnen ausgehöhlt. Wie diese entstanden sind, sahen wir jetzt, denn einige Tanguten und Lamas waren gerade dabei, ihre Andacht zu verrichten. Sie standen, zwei dieser Rinnen vor sich, dem Tempel zugekehrt und fielen der Länge nach nieder, indem sie die Hände in den Rinnen vorwärts gleiten ließen. Ehe sie sich wieder erhoben, lagen sie einen Augenblick mit der Stirn auf dem Fußboden, führten dann die gefalteten Hände an Stirn und Brust, murmelten ihre Gebete und fielen wieder hin; sie wiederholten dies immer von neuem, solange ich Geduld hatte, ihnen zuzusehen.

Vor uns gähnten in der Fassadenwand drei Tore mit hübsch mit Messing beschlagenen Flügeln. Sie standen offen, aber die Eingänge waren halb mit Vorhängen verdeckt. Wir traten ein. Ein wahres Museum begegnete unseren Blicken. Ein hoher, prachtvoller Tempelsaal wölbte sich bis unter das goldene Dach. Tiefe, geheimnisvolle Dämmerung herrschte dort drinnen, und ich mußte unwillkürlich an die Uspenskij Sobor (Mariä-Himmelfahrt-Kathedrale) in Moskau denken, wo man ebensolche goldene Bilder mit brennenden Kerzen in dem mystischen Halbdunkel sieht.

In der Mitte des viereckigen Saales thronte die gegen 10 Meter hohe Kolossalstatue des Tsung Kaba, in Mäntel gehüllt, die nur den Kopf und die Hände hervorschauen ließen. Stumm und feierlich saß er da und blickte verächtlich auf die Pilger herab, die mit ihren schwieligen Händen die Rinnen des Fußbodens im Schweiße ihres Angesichts blank schliffen.

Sirkang liegt in einem Labyrinth von Tempelgebäuden eingebettet, die allerdings kein goldenes Dach haben, aber eine ganze Heerschar einschließen von mehr oder weniger großen Göttern, mit vergoldeten Gesichtern und Händen, kostbaren Gewändern und mit brennenden Lampen vor sich.

Zwischen zwei horizontalen Balkenreihen sind auf zwei Zapfen zylinderförmige Gebetmühlen angebracht, die vermittelst einer Kurbel gedreht werden können. Ihre Außenseiten sind mit goldenen tibetischen Buchstaben auf blauem und grünem Grunde verziert. Einige Lamas scheinen die Obliegenheit zu haben, in dem Gebäude umherzugehen und die Gebetmühlen in ununterbrochener schnurrender Bewegung zu halten. Um die Achse eines jeden Zylinders sind dünne Papierstreifen gewickelt, die mit dem Gebete „Om mani padme hum" mit feiner Schrift bedruckt sind, und es bedarf nur einer Drehung, damit das Gebet hunderttausendmal zu den Göttern emporsteigt. Wahrhaftig eine bequeme Art zu beten!

Auf den Höfen wimmelte es von Lamas, alle barhäuptig, kurzgeschoren und bartlos, brünett und mager, mit roten Stoffen bekleidet, die sie wie ein Plaid oder eine Toga über die Schulter werfen, um die Hüften zusammennehmen und dann die Zipfel hängen lassen. Der einzige Unterschied,

den man unter diesen Lamas entdecken kann, ist der, daß die einen noch schmutziger sind als die anderen. Einige haben Gesichter wie Schornsteinfeger oder Neger. Es wird einem schlecht, wenn man alle diese Taugenichtse müßig zwischen den stattlichen Goldtempeln umherschlendern sieht. Sie waren ganz nett und sanftmütig, aber nicht im mindesten bereit, Aufklärungen zu geben. Ich mußte mich daher mit dem begnügen, was Loppsen mir mitteilen konnte. Er hatte den Tempelfesten im Kloster Kum-bum unzähligemal beigewohnt und kannte dessen geheimste Schlupfwinkel.

Die Architektur ist eigentümlich und phantastisch und folgt den Gesetzen des tibetischen Geschmacks. Einem Europäer, der an harmonische Formen gewöhnt ist, kommt sie zuletzt ermüdend vor. Das Gefühl von Ruhe und Frieden, das man in den abendländischen Gotteshäusern empfindet, vermag diese Architektur nicht hervorzurufen. Der Blick irrt von dem einen Giebel, dem einen bunten Kapitäl zu dem anderen. Wohin man sich wendet, sieht man dasselbe Gewirr von Schnitzereien, dasselbe Durcheinander von Farben, in dem Blau, Grün und Violett einträchtig beieinander hausen. Man wird beim Beschauen fast farbenblind.

Das Imposante der Tempel an und für sich verschwindet vor einem Gefühl des Unbehagens, das ich bei den mohammedanischen Moscheen nie empfunden habe. Hierzu tragen in erster Reihe die vielen Müßiggänger bei. Sie sitzen in den Säulengängen und zählen Gebete an ihren Rosenkränzen ab, und blieb ich einen Augenblick stehen, um eine Skizze oder eine Aufzeichnung zu machen, so kamen sie wie Mäuse aus den Ecken und Winkeln herbei, um mich in dichtem Schwarm zu umgeben. Die meisten waren zehn- bis fünfzehnjährige Knaben, die im Kloster leben, um sich zu Lamas auszubilden.

In einem Saale ertönte klangvoll und klar das gewöhnliche Gebet, in rhythmischem Takt von einer Schar Knaben gesungen. Es klang gut; aber schöner war es, wieder in die frische Luft hinauszutreten. Und doch erinnerte das Ganze nicht wenig an das Mönchswesen in unserem lieben Europa mit seinem Klosterleben, seinen Heiligenbildern, seinen mystischen, mit Gold und Flittern geschmückten Kirchen, seinen Chorknabengesängen usw.

Am 21. und 22. November blieben wir in Lusar, und ich machte noch einige Besuche in Kum-bum, um Ansichten aufzunehmen. Nachdem einige Lamas gehört hatten, daß ich Tempelfahnen und Burchane kaufte, kamen sie nach Dunkelwerden zu mir und boten mir solche an. Diejenigen, welche nicht zu teuer waren, wanderten in meine Kisten. Ich kaufte auch verschiedene Opfergefäße von Messing, einige silberne Gavos und eine Damaruh oder Gebettrommel, die aus zwei menschlichen Hirnschalen zusammengesetzt war (Abb. 100).

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In Si-ning-fu. Der Dunganenaufstand.

Am 23. November packten wir unsere Sachen, was geraume Zeit in Anspruch nahm. Der Weg führte fast den ganzen Tag zwischen runden, staubigen, rotschimmernden Hügeln, in die er von dem lebhaften Verkehr 4—6 Meter tief eingeschnitten war, einem Korridore gleich, in dem man nur eine kurze Strecke vor und hinter sich sehen konnte, ohne eine Ahnung von der Landschaft auf beiden Seiten zu haben. Im allgemeinen war der Hohlweg so schmal, daß zwei Karren nicht hätten aneinander vorbeikommen können, es sei denn, daß der eine wieder nach einer breiteren Stelle zurückgeschoben worden wäre. Da, wo Bäche unseren Weg kreuzten, lief das Wasser in den Einschnitt wie in eine Rinne hinein.

Stunde auf Stunde ritten wir durch das Tal hinab; schon dämmerte es, und bald wurde es stockfinster. Man mußte drauflos reiten, ohne die Hand vor den Augen sehen zu können. Endlich hielt unser Führer vor einer Mauer mit einem gigantischen Tor: wir waren vor Si-ning-fu (Abb. 103).

Wir klopften mit unseren Reitpeitschen ans Tor und riefen eine Wache an, die oben auf der Mauer die Trommel schlug. Die Tore werden aus Furcht vor den Dunganen früh geschlossen, und sind sie einmal zu, so ist es unmöglich, Einlaß zu finden. Ich ließ jedoch den Wächter wissen, daß er gut bezahlt werden würde, wenn er nach dem Jamen des Dao Tai eile und mit der Erlaubnis, einen europäischen Reisenden einzulassen, wiederkäme. Er schickte auch einen Boten hin, während wir in der Dunkelheit vor dem Tore warteten. Nach anderthalb Stunden kam der Bote endlich zurück mit dem Bescheid, daß uns die Tore — morgen geöffnet werden würden. Es blieb keine andere Wahl, als uns nach dem nächsten Dorfe zu begeben, wo wir nach vielem Bemühen ein Obdach erhielten.

Ich hatte mich am anderen Morgen kaum angekleidet, als uns schon zwei Engländer, Mr. Ridley und Mr. Hunter, in unserem elenden „Deng" einen Besuch machten. Sie gehörten zu der „China Inland Mission" und trugen chinesische Anzüge und einen Zopf, so daß nur ihre Gesichtszüge die weiße Rasse verrieten.

Mr. Ridley lud mich in sein Haus ein. Bis zum 30. November genoß ich bei ihm und seiner liebenswürdigen Gemahlin, von europäischem Komfort umgeben, die größte Gastfreundschaft. Ich kam mir ein wenig linkisch vor, als ich in ein richtiges Bett mit Matratzen und Laken steigen, bei Tisch auf einem richtigen Stuhle sitzen und wie andere Leute mit Gabel und Messer essen sollte — war ich doch gewohnt, meine Mahlzeiten halbliegend auf der Erde einzunehmen!

Herr und Frau Ridley und die beiden Missionsgehilfen Hunter und Hall hatten sich ein chinesisches Haus mit großem, viereckigem Hofe ebenso gemütlich wie komfortabel eingerichtet. In der Bevölkerung hatten sie sich die wärmsten Sympathien durch die Opferwilligkeit und Unverdrossenheit gewonnen, die sie während des Dunganenaufstandes durch Errichtung eines Spitals zur Pflege verwundeter Soldaten an den Tag gelegt hatten. Dieser Umstand hatte sicherlich ihrer Bekehrungsarbeit die Bahn gebrochen, und ich konnte am Sonntagmorgen christlichen Kirchenliedern mit Harmoniumbegleitung lauschen, die von einer Schar Chinesen gesungen wurden.

Ich bin der Familie Ridley den größten Dank schuldig, nicht allein für ihre herzliche Gastfreundschaft, sondern auch für die großen und wertvollen Dienste, die sie mir in vielen Beziehungen erwies. Denn Si-ning-fu war ein wichtiger Punkt auf meinem langen Wege durch Asien.

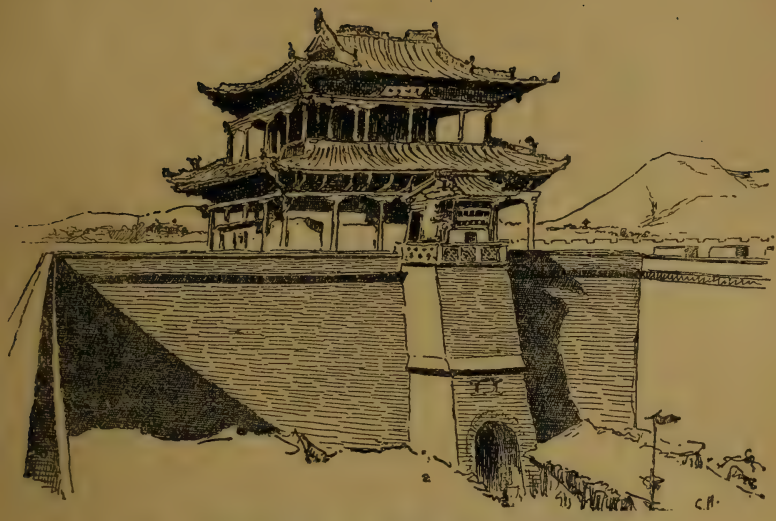
Hier sollte die Karawane ganz und gar nach chinesischen Verhältnissen umorganisiert werden, von hier aus sollten meine treuen ostturkestanischen Diener nach ihrer fernen Heimat zurückkehren. Sie sollten nach Westen auf dem großen Wege über Gan-tscheo, Su-tscheo, Chami und Korla heimreiten.

Ich rief die Männer in mein Zimmer und rechnete mit ihnen ab. Nachdem festgestellt war, wieviel jeder zu fordern hatte, verdoppelte ich zu allgemeiner Zufriedenheit den Lohn. Es war nicht zu viel, denn ohne sie hätte ich nicht viel ausrichten können. Alle waren zufrieden und dankbar, und wir trennten uns nach so vielen gemeinschaftlich ausgestandenen Gefahren und Abenteuern als gute Freunde. Dann zogen sie ihres Weges, und ich hoffe, daß sie ebenso glücklich nach Hause gekommen sind wie ich.

Nach diesem tiefen Griffe in meine Kasse zählte Mr. Ridley das mir noch verbleibende chinesische Silbergeld. Es betrug 770 Liang (2250 Mark), womit ich bis Peking reichen sollte. Aber noch waren wir ein gehöriges Stück vom Ziele entfernt. Die Postkuriere legen den Weg in 28 Tagen zurück, wir dagegen sollten drei Monate unterwegs sein.

Ich kann jedoch Si-ning-fu nicht verlassen, ohne in größter Kürze den Dunganenaufstand zu berühren, über den mir Mr. Ridley gute Auskunft gab.

* * *



103. Stadttor in Si-ning-fu. (S. 209.)

104. Ping-fan. (S. 215.)

Die Revolte, die, wie der erste Dunganenaufstand, die Kriegsfackel innerhalb großer Gebiete des chinesischen Reiches zu entzünden drohte, aber von den Chinesen noch rechtzeitig erstickt wurde, brach im Dezember 1894 im Distrikt Salar aus, wo die beiden mohammedanischen Sekten Lao-dschao und Schin-dschao, die alte und die neue Religion, miteinander in einem religiösen Streite lagen. Der Dao Tai von Si-ning-fu war so unklug, sich in ihren Zwist zu mischen. Er ließ fünf von den Führern der Lao-dschao-Sekte verhaften und an die Stadtmauer nageln.

Darauf überfielen die Salarer eine chinesische Truppenabteilung und machten sie Mann für Mann nieder. Die Mandarinen ließen nun an alle Stadttore Proklamationen schlagen mit der Aufforderung, die Salarer auszurotten. Die Dunganen erkannten, was auf dem Spiele stand, und beschlossen, lieber anzugreifen als angegriffen zu werden.

Im Nu verbreitete sich der Aufruhr von Ort zu Ort. Im Juli 1895 erreichte er Si-ning-fu. Eine Menge Landleute brachten sich und ihr Eigentum innerhalb der Stadtmauern in Sicherheit, so daß die Volksmenge in der Stadt von 20000 auf 50000 anwuchs. Nun begannen die Kämpfe vor der Stadt und in den Tälern, die sich bei Si-ning-fu vereinigen. Verwundete Chinesen wurden in die Stadt gebracht, die Tempel wurden in Lazarette verwandelt, und Herr und Frau Ridley waren durch die Pflege der Verwundeten Tag und Nacht in Anspruch genommen.

Volle fünf Monate lang wurde die Stadt belagert, und jede Nacht hielten 4000 Soldaten auf den Mauern Wache. Jeder zehnte von ihnen trug eine Laterne, um aufzupassen, daß die anderen nicht einschliefen und die Mohammedaner nicht mit ihren Sturmleitern herankämen. Am 1. September empörte sich das große mohammedanische Dorf Tung-kvan, eigentlich eine Vorstadt vor dem Osttore von Si-ning-fu, und alle dort wohnenden Chinesen wurden niedergehauen. Bald entstand in der Stadt Hungersnot, und allerlei Seuchen brachen aus. Als das Brennholz zu Ende war, gingen die Chinesen vorsichtig, aber in großen Scharen, aus der Stadt, um neues aus der Nachbarschaft zu holen. Die Dunganen waren jedoch listiger. Sie lagen stets im Hinterhalt und töteten alle Chinesen, die sich hinauswagten.

Einige Mandarine, die verdächtig waren, auf Seite der Rebellen zu stehen, wurden vom Pöbel von Si-ning-fu durch die Straßen geschleift, fürchterlich gemartert und dann enthauptet. Mit knapper Not gelang es dem Oberhaupte der Stadt, dem feigen Dao Tai, sein Leben zu retten. Nach Beendigung des Krieges wurde er jedoch vor den Kaiser gefordert, um die feine seidene Schnur zu empfangen, die „Geh nach Hause und hänge dich auf!" bedeutet. Er gehorchte dem Rufe an den Hof nicht, sondern nahm sich schon in Lan-tscheo das Leben.

Jeden Tag erwartete man, daß die Stadt kapitulieren würde, und die Chinesen verteilten große Dosen Opium an ihre Frauen, die sie einnehmen sollten, sobald die Stadt fiele, damit sie nicht in die Hände der Mohammedaner gerieten. Doch dank seiner festen Mauern und seinem vortrefflichen Dschen Tai oder Obergeneral hielt sich Si-ning-fu, bis es im Januar 1896 von General Ho entsetzt wurde, der mit 2000 Mann aus dem japanischen Kriege kam.

Man kann sich von den Grausamkeiten, die auf beiden Seiten verübt wurden, keinen Begriff machen. Kleine Kinder wurden auf Lanzen gespießt und die Gefangenen aufs gräßlichste gemartert. Der Pöbel heulte vor Freude wie die wilden Tiere, wenn General Hos Soldaten von ihren Streifzügen mit gefangenen Mohammedanern zurückkehrten, die gefesselt im Triumph durch die Straßen nach dem Jamen des Dschen Tai geführt wurden, um dort ihr Urteil zu erhalten. Es war bald gesprochen. Sie wurden wieder abgeführt, und draußen vor den Toren schnitt man ihnen mit stumpfen Messern die Kehle durch. Dann wurde ihnen der Brustkorb geöffnet, Herz und Leber herausgeholt und auf den Speerspitzen befestigt. Dann zogen die Soldaten nach dem nächsten Wirtshause, wo diese Gerichte gebraten und aufgegessen wurden! Die Chinesen glauben, daß, wenn sie die Leber und das Herz ihrer Feinde essen, der Mut derselben auf sie selbst übergeht.

Man erzählt, daß während des Aufruhrs 50000 Chinesen und ebenso viele Dunganen gefallen seien. Die Mohammedaner waren tüchtige, mutige Soldaten, hatten aber schlechte Waffen. Bei der Erstürmung von Tung-kwan wurde ein den Kugeln ausgesetzter Turm von einem dunganischen Späher bewacht. Sobald er erschossen war, nahm ein neuer seinen Platz ein. Dieser Wechsel der Wächter wurde sechsmal wiederholt, und als die Vorstadt kapitulierte, fand man im Turme noch einen Späher treu auf seinem Posten.

Die Chinesen dagegen sind außerordentlich feig. So belagerte eine große chinesische Macht eine mohammedanische Stadt in der Nähe von Si-ning-fu und beschoß ihre Mauern drei Tage, wagte aber, da auf den Mauern keine Soldaten zu sehen waren, aus Furcht vor einem Hinterhalt nicht, zum Sturme zu schreiten. General Ho zog mit einigen hundert Mann dorthin, und als er das Tor sprengen ließ, kam ihm eine alte blinde Frau, die letzte Bewohnerin der Stadt, entgegen und erzählte ihm, daß die übrigen Einwohner schon lange in das Gebirge hinaufgezogen seien. Sie fragte ganz verwundert, weshalb die Chinesen mit ihren Kanonen draußen vor den Mauern einen so schrecklichen Spektakel gemacht hätten!

Die Lage, in der sich während dieser fünf Monate die Missionare befunden hatten, war nichts weniger als beneidenswert. Sie selbst wie die

Chinesen erwarteten tagtäglich, daß es den Belagerern gelingen könnte, die Mauern zu besteigen, die Tore zu sprengen, um hungrigen Wölfen gleich in die Stadt zu stürmen, alles zu zerstören und allen den Garaus zu machen. In dem Wirrwarr wären natürlich auch die Missionare umgebracht worden, da sie wie Chinesen gekleidet waren.

Es war eine Zeit unausgesetzter Aufregung. Oft zogen die Chinesen brüllend durch die Straßen, und man glaubte, der unheilvolle Augenblick sei gekommen. Mr. Ridley pflegte dann nachts auf die Stadtmauer zu eilen, wo die Wachen mit ihren Laternen und Peitschen zum Aufwecken der Schlafenden umhergingen. Bei Tage konnte man oft die Scharen der Mohammedaner draußen umherziehen sehen, und manchmal wimmelte es auf den Bergabhängen so von ihnen, daß diese wie schwarz gesprenkelt aussahen.

Die Straßen der Stadt boten während der Belagerung oft einen grauenhaften Anblick. Hunger, Unreinlichkeit, verwesende Leichen und Übervölkerung verursachten Seuchen und Hungersnot, und oft wurden kleine Kinder, noch ehe sie wirklich tot waren, auf die Straße geworfen, wo Hunde und Schweine sofort über sie herfielen. Die Missionare hatten es verhältnismäßig gut, denn für die großen Dienste, die sie den Chinesen dadurch leisteten, daß sie die kranken Soldaten pflegten, ihnen die Kugeln herausschnitten und die verwundeten Glieder amputierten, wurden sie vom Dschen Tai mit Lebensmitteln versehen.

Als eine abschreckende Erinnerung an den Aufstand steckten noch bei meiner Ankunft die Köpfe der mohammedanischen Häuptlinge, die den Aufruhr geleitet hatten und von den Chinesen gefangen genommen waren, in kleinen mit Aufschriften versehenen Holzkäfigen an den Stadttoren! Eine andere Aufschrift enthielt die Namen der Mörder Dutreuil de Rhins', obgleich es sich wohl unmöglich hat feststellen lassen, wer von den Angreifern dem verdienten französischen Reisenden den Todesstreich versetzt hatte.

* * *

Am 1. Dezember verließ ich mit meinem treuen Islam Bai Sining-fu und die gastfreien englischen Missionare. Von neugierigen Chinesen angegafft, zogen wir durch das östliche Stadttor und die Ruinen von Tung-kwan. Dann kamen wir aufs Land hinaus, und der eben noch so lebhafte Verkehr nahm allmählich ab. Das Tal war breit und offen und wurde von Abhängen mit abgerundeten Formen begrenzt. Dann aber zog es sich zu einem schmalen Engpasse zusammen, in dem beständig Dunkelheit herrschte. In dieser engen, Schio-scha genannten Passage hatten die Mohammedaner lange Zeit den Weg zwischen Lan-tscheo-fu und Sining-fu gesperrt.

Abends wurde es kalt. Wir begegneten nur einer unübersehbaren

Kamelkarawane. Diese Karawanen marschieren nur nachts, denn am Tage müssen die Tiere grasen. In dem großen Dorf Ping-rung-i erhielten wir mit Mühe in dem Gasthause Platz, da dort alle Stübchen mit Reisenden vollgepfropft waren.

2. Dezember. Das Tal senkte sich langsam, bis wir bei Da-scha (großer Engpaß) zwischen Granitfelsen und schwarzem Schiefer einen engen Hohlweg passierten, in dem der Fluß, den wir zur Linken hatten, Stromschnellen bildete. Auf einer Fähre gingen wir über den Fluß und kamen in Nien-be an, dessen Tore trotz eingetretener Dunkelheit noch nicht geschlossen waren.

Der nächste Tagemarsch führte durch reich kultivierte und bebaute Gegenden. Der Weg war sehr tief in Lößlager eingeschnitten, in denen man eine vertikale und eine horizontale Struktur deutlich wahrnahm und in denen alte Pflanzenwurzeln sich bis auf die Ebene des Wegs herunter erstreckten. Auch der Fluß strömte zwischen solchen Lößwänden, die besonders an den Krümmungen vom Wasser unterwaschen waren. In Lo-ja brachten wir die Nacht zu.

Als wir am 4. Dezember nach Nordnordosten weiter ritten, ließen wir rechts Lo-ja-scha liegen, das Tal, durch welches der Si-ning-Fluß nach dem Hoang-ho strömt. Wir ritten zu einem unbedeutenden Passe hinauf. Ein kleines Tal brachte uns dorthin; an seiner Mündung steckten in Käfigen auf Stangen drei Menschenköpfe. Sie hatten Räubern gehört, die Reisende überfallen, geplündert und getötet hatten und die dann gefangen und enthauptet worden waren.

Nachdem wir die Nacht in dem einsamen Bergwirtshause Ping-ko-ko zugebracht hatten, ging es nach dem breiten, offenen Tale des Tai-tung-ho hinunter. Der Fluß kommt von Nordwesten und durchströmt das Tal in drei Armen.

Am 6. Dezember ging es auf einem für Reiter bequemen Wege über einen zweiten Paß nach Ping-fan (Abb. 104). Für Karren war der steile und schmale Weg schwierig. Um in dem tief eingeschnittenen Hohlweg einen Zusammenstoß mit anderen Karren zu vermeiden, laufen die Fuhrleute voraus und machen sich durch lautes Rufen bemerkbar. Auf solche Weise wird der Weg bis zur nächsten Ausweichestelle frei gehalten.

Ich eile über den Weg von Ping-fan nach Liang-tscheo-fu schnell hinweg, denn er ist wohlbekannt und bereits von anderen geschildert worden. Am 9. Dezember brachen wir auf, nachdem die Karawane wieder neu organisiert war. Ich mietete zwei große Karren von derselben Form und demselben Aussehen wie die ostturkestanischen. In der einen wurde das ganze Gepäck untergebracht, der andere wurde mit einem Dach, Strohboden und Teppichen ausgestattet. Jeder wurde mit einem Maulesel zwischen der

Gabeldeichsel und zwei Pferden an Stricken davor gezogen. Als Kutscher fungierten zwei nette Chinesen, denen ich begreiflich gemacht hatte, daß sie ein reiches Trinkgeld bekämen, wenn sie sich ihrer Aufgabe gut entledigten. Es war dies um so wichtiger, als ich ohne Dolmetscher war und mir mit dem geringen Wortvorrate, den ich mir hatte zu eigen machen können, durchhelfen mußte.

Sechs Tage fuhren wir bergauf bergab über die östlichen Verzweigungen des Nan-schan-Gebirges, über holperige Pässe, zugefrorene oder offene Bäche, halsbrecherische Brücken und durch enge Hohlwege. Die Karren stießen und rasselten, hüpften und schaukelten; es war die reine Tortur, auf diese Weise zu reisen. Wir brachen früh auf, gewöhnlich gleich nach Mitternacht, rasteten bei Tage, da die Tiere ihr Futter erhielten, und fuhren dann nachmittags noch eine Strecke weit. Es war unangenehm kalt, mitten in der Nacht zu reisen, und trotz aller Pelze und Filzdecken war ich ganz durchfroren.

Der Weg führte längs der „Großen Mauer" in nordnordwestlicher Richtung nach Liang-tscheo-fu. Wir hatten uns zwei Chinesen angeschlossen, die auf einigen Karren Warenballen nach Liang-tscheo-fu brachten. Es ist von großem Vorteil, auf der Reise zu möglichst vielen zu sein, denn begegnet man in den Hohlwegen anderen Karren, so müssen diese, wenn sie an Zahl geringer sind, Platz machen, und passiert unterwegs etwas, so müssen alle Kutscher einander beispringen.

Dieses Übereinkommen war, wie sich zeigen sollte, sehr am Platze, als wir am 10. Dezember bei Tagesanbruch an das rechte Ufer des Flusses Schi-ming-ho kamen, der durch ein breites, mächtiges Tal strömt. Da, wo der Weg hinüberführte, war er fest gefroren und mit Sand bestreut, und Reiter und Karawanen passierten ohne die geringste Schwierigkeit.

Erst versuchten es unsere Reisegefährten mit ihrem mit drei Pferden bespannten Karren. Sie sprengten in voller Fahrt auf das Eis, waren aber noch nicht eine Achsendrehung weit gekommen, als die Räder auch schon das Eis durchschnitten wie Rasiermesser ein Blatt Papier, und der Karren wie festgeschmiedet stecken blieb. Die ganze Ladung mußte abgepackt und über den Fluß getragen werden, und erst nach vieler Mühe gelang es mit vereinten Kräften, den Karren wieder herauszuziehen.

Jetzt wurde das Eis weiter oben untersucht. Es war überall zu dünn, unsere schweren Fuhrwerke zu tragen. Die Männer hieben daher an einer breiteren Stelle mit Beilen das Eis mitten im Bett auf, wo das Wasser metertief war. Es entstand eine Rinne voll Eisschlamm und schwimmender Schollen.

Nun fuhr unser Gepäckkarren auf das Eis und mit einem heftigen Ruck in das Loch hinein, wo er sitzen blieb. Noch zwei Pferde wurden

vorgespannt; alle Männer schrien, riefen und klatschten vom Eisrande herab mit den Peitschen. Die armen Pferde standen bis an dem Bauch in dem Eiswasser. Sie bäumten sich, stürzten und ertranken fast unter dem Eise, dann warfen sie sich nach der Seite und sprangen auf das Eis, wurden aber von den Leuten wieder in die Rinne hineingetrieben.

Einer unserer Reisegefährten, der keine Nerven gehabt haben muß, zog sich schließlich bei 10 Grad Kälte splitternackt aus und stieg in die Rinne, um die Eisschollen und Steine, die vor den Rädern lagen, zu entfernen und die Leinen und Stricke der Pferde, die sich zusammengedreht hatten, wieder zu entwirren. Es schauderte einen, wenn man den Mann so im Eiswasser arbeiten und untertauchen sah, während man selbst sogar im Pelze fror. Nach verzweifelten Anstrengungen brachten sie den Karren aufs Trockene und hatten dann dasselbe Manöver mit den drei übrigen.

Dies war die große Karawanenstraße über Liang-tscheo-fu nach Ostturkestan, Urumtschi und Kaschgar. Die Telegraphenstangen begleiteten sie mit ihrem sprechenden Drahte und gaben der Einöde einen gewissen Anstrich von Zivilisation.

Am 12. Dezember traten wir endlich aus dem Gebirge heraus, und vor uns dehnte sich wieder die weite Ebene bis an den Rand des Horizonts. Zwei Tage später fuhren wir durch ein prächtiges Tor in Liang-tscheo-fu ein. Auch hier hatte ich die Freude, bei englischen Missionaren, Mr. und Mrs. Belcher von der „China Inland Mission", Gastfreundschaft zu genießen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Noch einmal durch die Wüste.

In Liang-tscheo-fu wurde ich gegen meinen Willen zwölf Tage lang aufgehalten, was meine Geduld hart auf die Probe stellte. Die Veranlassung war, daß es unmöglich schien, vier Kamele für den Weg nach Ning-scha zu mieten.

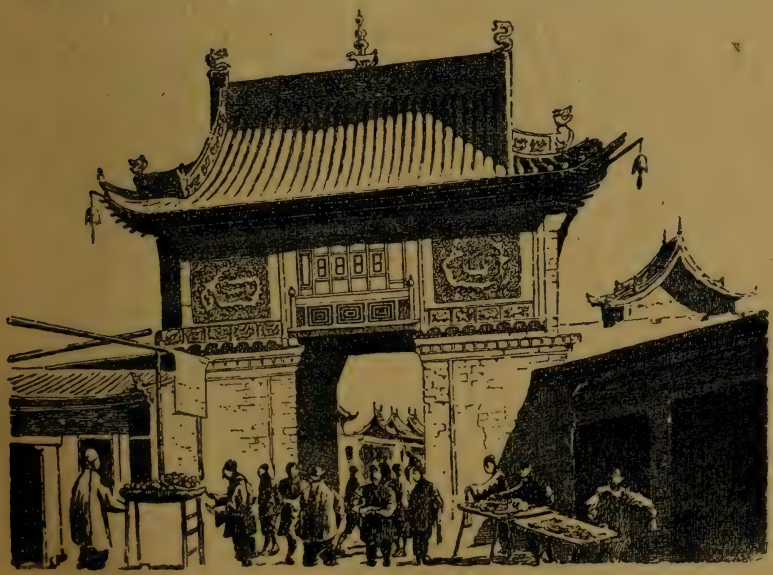
Die Tage waren lang und langweilig. Herr Belcher hatte sich nach Lan-tscheo begeben, kam aber nach einigen Tagen wieder. Am nächsten Morgen begab ich mich nach dem Telegraphenamt, wo ein Schreiber englisch sprach und von wo ich über Si-ngan, Han-kau und Schanghai mit Hilfe des schwedischen Generalkonsuls Boch Sr. Majestät dem König ein Telegramm sandte.

Die Chinesen betrachten den Telegraphen mit großem Skeptizismus und haben darüber ihre eigenen naiven Gedanken. Sie glauben, daß das Papier mit der Depesche zusammengerollt in dem Drahte mit rasender Geschwindigkeit weitergeschickt wird und daß die Isolatoren kleine Haltestationen sind, in denen die Papiere ruhen dürfen, falls es regnet.

Nächst Lan-tscheo ist Liang-tscheo-fu die wichtigste Stadt der Provinz und zählt mit seinen angrenzenden Dörfern gegen hunderttausend Einwohner. Die Stadt hat die gewöhnliche Rechteckform, ist mit starken Mauern umgeben und hat vier stattliche Tore. Die Hauptstraßen sind breit, das Getriebe darin lebhaft und bunt. Ich kaufte hier zwei Scho-lo, Handöfen in Form runder Teekannen mit Gitterdeckeln. Sie werden mit Asche gefüllt und in diese glühende Holzkohlen gelegt, die den Scho-lo 24 Stunden lang warm halten. Ohne diese praktische Einrichtung würde ich mir auf dem Wege nach Peking mehr als einmal die Hände erfroren haben.

Ich besuchte einen stattlichen Tempel außerhalb der Stadt, von dem mehrere Skizzen gemacht wurden (Abb. 105), und begab mich dann 25 Li (11 Kilometer) östlich von Liang-tscheo-fu in das Dorf Sung-schu-tschoang, in welchem belgische katholische Brüder eine Missionsstation haben. Die Kirche, deren mit einem Kreuze gekrönter Turm meilenweit in der Runde zu sehen ist, war ein stattliches Gebäude in halbchinesischem Stil mit bunten Glasscheiben in hohen Bogenfenstern und Altären mit

105. Der Kriegsgott in einem Tempel bei Liang-tſcheo-fu. (S. 218.)



106. Stadttor in Ning-ſcha. (S. 225.)

Marienbildern und brennenden Wachskerzen. Es machte einen eigentümlichen ergreifenden Eindruck, einige zehn chinesische Landleute in der Kirche kniend beten zu sehen.

Meine belgischen Ciceroni teilten mir mit, daß es hier Familien gebe, die sieben Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn Christen gewesen, und daß die Gemeinde jetzt gegen 300 Mitglieder zähle. Wenn sie beim Vorübergehen die Kirche betraten, schlugen sie ein Kreuz und nahmen die Mütze ab, und sie schienen ihre Andacht aus voller Überzeugung zu verrichten. Zu der Station gehörten auch Schulen für Knaben und Mädchen. Wir schauten in einen der Säle, wo 20 Knaben an ihren Pulten über die Bibel und die Schriften Kon-fu-tses gebeugt saßen.

Einen unangenehmen Eindruck machte es auf mich, daß die katholischen und die evangelischen Missionare nicht in gutem Einvernehmen lebten. Sie existierten nicht füreinander. Es ist dies auch ganz natürlich, denn sie predigen verschiedene Lehren, und was der eine sät, reißt der andere, wenn er kann, mit der Wurzel aus. Man muß es den Chinesen verzeihen, wenn sie dabei schließlich ganz irre werden. Aber glücklicherweise ist in Liang-tscheo-fu für beide Lehren Platz. Ich selbst hatte über niemand zu klagen. Die Katholiken waren gegen mich stets ebenso gastfrei und liebenswürdig wie die Evangelischen.

In Liang-tscheo-fu verlebte ich den vierten Weihnachtsabend auf meiner langen Reise. Ich freute mich bei dem Gedanken, den nächsten wieder in der Heimat zubringen zu können. Der 24. Dezember war für mich stets ein schwerer Tag. Ich sehnte mich an ihm mehr als je nach Hause. Diesmal verfloß er ebenso unbemerkt wie sonst. Ich wollte aus dem Gebirge einen Tannenbaum holen lassen, aber die Missionare fanden, dies sei ein heidnischer Brauch.

Am 26. Dezember bekamen wir endlich drei Leute und acht Kamele. Wir hatten 465 Kilometer bis Ning-scha. Es war Pech, daß es ein Sonnabend war, denn die Karawane wurde erst in der Dämmerung fertig, und ich wollte daher bis zum folgenden Morgen warten. Aber an einem Sonntage aufzubrechen wurde für unrecht angesehen. Wir beschlossen also, nur bis ins nächste Dorf vor der Stadt zu marschieren. Doch als wir ans Tor kamen, war es schon geschlossen, und unsertwegen konnte es nicht mehr geöffnet werden. Nach mehrstündigem Suchen in engen, dunkeln Gassen erhielten wir endlich in einer Herberge ein schlechtes Zimmer, denn ich wollte den Missionaren die Sonntagsruhe natürlich nicht stören.

Am folgenden Morgen brachen wir früh endgültig auf. Kaum hatten wir das nördliche Stadttor erreicht, so kamen uns zwei zerlumpte Chinesen entgegen und begannen eine lebhafte Unterhaltung mit unseren Kameltreibern. Der eine der Männer wandte sich darauf an Islam Bai und

machte ihm in fließendem Türkisch den Vorschlag, uns für 50 Liang (150 Mark) nach Ning-scha zu führen. Er erzählte, er sei mehrere Jahre in Kaschgar und Ak-su gewesen und habe neun prächtige Kamele, viel bessere als unsere.

Diese Gelegenheit, zugleich einen vorzüglichen Dolmetscher zu bekommen, war viel zu kostbar, als daß wir sie uns hätten entschlüpfen lassen. Wir machten mitten auf dem Wege halt. Die neuen Männer kamen mit ihren neun Kamelen, und in einer Stunde waren die Lasten umgepackt. Der Fund war so willkommen, daß der Ärger über die zwölf verlorenen Tage in Liang-tscheo-fu bald verrauchte.

Der erste Tagemarsch führte uns nach Norden durch Dörfer und an Tempeln und Gärten vorbei. Das Wetter war herrlich, aber es war die Stille vor dem Sturm, denn am 28. Dezember tobte ein so heftiger Weststurm, daß es nicht möglich war, aus seinem Fansa (Haus) zu gucken, das übrigens weder Türen noch Fensterscheiben hatte. Sand und Staub wirbelten in dichten Wolken über die Steppe und den Weg und in meine erbärmliche Höhle hinein.

Am 29. Dezember zogen wir nach Nordnordosten weiter. Die Kamele waren ausgezeichnet; sie gingen ruhig und sicher, und es war ein angenehmes Gefühl, wieder eins dieser herrlichen Tiere zu reiten. Aber auch der Weg war gut und führte über eine harte, ebene, mit Gras bewachsene Steppe. Die Sonne ging in Nebel unter, und die Nachtkälte war schneidend. Endlich erhoben sich vor uns die Mauern von Tsching-fan; aber die Tore waren geschlossen, und wir mußten mit einer Herberge außerhalb der Stadt vorliebnehmen.

Wir blieben in der kleinen Stadt einen Tag, da die Kameltreiber Proviant für sich selbst und die Tiere zur Wüstenreise einkaufen wollten. Der Gouverneur versuchte, mich zu überreden, die südliche Hauptstraße nach Ning-scha einzuschlagen. Dort gäbe es Menschen, Städte und Gasthöfe. Auf dem nördlichen Wege fände ich dagegen nichts als Sand und setzte mich obendrein noch einem Überfalle von mongolischen Räubern aus. Ich ließ ihm aber antworten, daß die einzigen Unannehmlichkeiten, die ich auf der Reise gehabt, mir gerade von den chinesischen Behörden bereitet worden seien, und daß ich lieber in meinem Zelte in der Wüste rasten, als bei dem Ungeziefer in den chinesischen Gasthäusern einquartiert sein wollte.

Als ich am 1. Januar 1897 aus Tsching-fan aufbrechen wollte, glaubte der Mandarin, mich nicht fortlassen zu dürfen, ohne sich erst das Vergnügen gemacht zu haben, mir noch einen Verdruß zu bereiten. Die beiden Chinesen, die von ihm beauftragt waren, mich nach Bang-je-fu zu eskortieren, erklärten, sie könnten erst in ein paar Tagen Pferde und Proviant beschaffen. Ich antwortete ihnen, ich hätte keine Eskorte verlangt und wir

würden ihretwegen auch nicht eine Stunde warten, gab Befehl, die Karawane fertig zu machen, und brach dann auf. Vor dem Tore wurden wir von einer Schar Leute aus dem Jamen aufgehalten, die erklärten, wir müßten noch einen Tag bleiben, da der mongolische Paß noch nicht fertig sei; sie hätten Befehl, uns mit Gewalt zurückzuhalten, wenn wir uns weigern sollten.

Die Karawane mußte am Tore warten, während ich mich, empört über diese Frechheit, nach dem Jamen begab. Der Gouverneur war nicht zu sprechen; er war „krank". In einer unsauberen Stube wurde ich von einem Dutzend opiumrauchender Schreiber umringt, die alle auf einmal auf mich einschrien und entsetzlichen Lärm machten. Als es einen Augenblick still wurde, berief ich mich auf den Paß aus Peking und sagte, daß ich, wenn der Mandarin mich hier aufzuhalten wagte, sein Betragen durch den russischen Gesandten an Li Hung Tschang melden lassen und daß er dann seine Stellung und seinen Kopf verlieren würde.

Dies half. Der Dolmetscher kam wieder und lud mich zum Frühstück bei dem Mandarin ein, erhielt aber den Bescheid, daß, wenn sein Herr auch im Staube der Landstraße nach meiner Karawane hinkröche, ich ihn dennoch keines Blickes würdigen würde. Er hätte mich nur augenblicklich mit Paß und den beiden Reitern zu versehen.

Die Schreiber wurden jetzt höflich und legten ihre Opiumpfeifen weg. Im Handumdrehen hatte ich Paß und Reiter. Ungehindert konnten wir unseren Weg fortsetzen und freuten uns, bis Ning-scha nichts mehr mit Mandarinen zu tun zu haben.

Außerhalb Tsching-fan rückt die Sandwüste vor. Um Wege, Felder und Häuser zu schützen, haben die Einwohner hier und da kleine Mauern erbaut, die das Vordringen der Dünen hindern. Die berühmte „Große Mauer" müßte den Karten nach gerade hier entlang laufen, aber ich konnte sie beim besten Willen nicht entdecken, sofern nicht die Ruinen von Lehmwällen, die wir an einer Stelle sahen, die letzten Spuren von ihr waren.

Am 3. Januar ritten wir durch eine ziemlich gut angebaute Gegend. Es wunderte mich nicht wenig, daß der Fluß von Liang-tscheo-fu soweit nach Nordosten strömte.

Am 4. Januar bog der Weg nach Osten ab. Zur Linken hatten wir den erwähnten Fluß, der hier ganz schmal und mit einer mürben Eisdecke überzogen war, die sich gesenkt hatte, nachdem das Wasser darunter fortgeströmt war.

Hier jagte Jolldasch eine junge Antilope auf, die sich über das Eis zu flüchten suchte. Dieses brach, und ehe das schnellfüßige Tier wieder auf die Füße kommen konnte, sprang der Hund zu und biß es tot.

Während des folgenden Tagemarsches wechselten hohe, jäh nach Osten abfallende Dünen mit Steppen, ebenen Salzflächen und Sümpfen ab. Am 6. Januar gerieten wir in die Sandwüste mit 10 Meter hohen Dünen. Nur hier und da sah man eine Distel oder einen vertrockneten Dornstrauch. Die Landschaft erweckte sowohl traurige wie fröhliche Erinnerungen aus den beiden letztvergangenen Jahren, und als Jolldasch auf eine Düne hinauflief und nach Osten hin nichts weiter als Sand sah, heulte er jämmerlich und gedachte sicherlich unserer schweren Märsche an den Ufern des Lop-nor!

Doch hier war es nicht so gefährlich wie in der Takla-makan. Die Wüste von Ala-schan unterscheidet sich von der westlichen Gobi dadurch, daß sie zerstreute Gürtel bildet, zwischen denen sich Steppen und Sümpfe ausbreiten. Der Weg ist jedoch oft beschwerlich und anstrengend, und nur Kamele können hier durchkommen.

Der Karawanenweg schlängelte sich am 8. Januar in Biegungen zwischen den Dünen weiter und war keineswegs immer leicht zu finden, denn ganze Strecken lang waren alle Spuren verweht. Das Schlimmste war, daß wir, als die Dämmerung einbrach, den Brunnen nicht finden konnten. Es wurde dunkel, und als wir endlich eine kleine Steppe erreichten, glaubten die Chinesen, das Wasser müsse nicht mehr weit sein, und suchten in allen Richtungen.

Islam und ich warteten bei den Kamelen und machten ein Feuer an, damit die beiden Männer uns wiederfinden könnten. Fern im Osten waren Karawanenglocken zu hören; ihr Klang wurde immer heller, um im Westen wieder zu ersterben. Offenbar befanden wir uns nicht auf dem richtigen Wege. So warteten wir beinahe drei Stunden, bis die Männer unverrichteter Dinge zurückkehrten.

Wir zogen zwei Stunden nach Osten weiter, bis ein Feuer in der Ferne uns zeigte, daß wir nunmehr auf dem rechten Wege waren, und müde lagerten wir uns an dem Brunnen Koko-möruk, von den Chinesen Tsche-sche-ge-nian genannt.

Der nächste Tagemarsch führte uns nur durch Wüste nach Koko-burtu, dem nördlichsten Punkte meiner Reise durch Ala-schan. Unterwegs begegneten wir nur einem einzigen Mongolen, der auf einem stattlichen Kamelmännchen in schnellem Tempo dahinritt. Aber mitten in der Nacht ertönten wieder Glocken, und eine große Karawane ließ sich an dem Brunnen nieder. Warenballen und Packsättel wurden aufgestapelt, die Kamele durften grasen, die Zelte wurden aufgeschlagen, Lagerfeuer angezündet, und die Chinesen schrien und zankten sich. Das Ganze bot in dem nächtlichen Dunkel der Wüste ein malerisches Bild.

Die Kamelkarawanen zwischen Ning-scha und Liang-tscheo-fu ziehen den langen nördlichen Weg der südlichen, viel kürzeren Fahrstraße vor,

hauptsächlich um die Zollhäuser zu vermeiden und die Ausgaben in den Gasthäusern sowie die übrigen Kosten zu sparen, die mit einer Reise durch bewohnte Gegenden verbunden sind. Auf dem nördlichen Wege fallen alle diese Ausgaben weg, und sie nehmen allen Proviant, dessen sie bedürfen, mit. Die Kamele sorgen selbst für sich und nähren sich von den trockenen, harten Wüstenpflanzen. Die Karawane bricht erst nachmittags gegen drei Uhr auf, damit die Kamele grasen können, solange es hell ist, und marschiert dann während der Nacht. Am Brunnen wird das Abendessen bereitet, das aus Mien, einer Suppe aus gedörrtem Fleisch und Gemüse mit zerbröckeltem Brote, und Tee besteht. An jedem Brunnen gibt es einen Holztrog, aus dem die Tiere trinken; um ihn zu füllen, bringen die Karawanen eine Butte von Weidengeflecht mit.

Auf einem vortrefflichen, breiten, harten Wege, der sich wie ein gelbes Band durch die Steppe schlängelte, kamen wir am 12. Januar nach der kleinen Stadt Bang-je-fu, wo wir den Kamelen einen Tag Ruhe gönnten.

Wir hatten hier auch noch anderes zu besorgen. Die beiden Männer aus Tsching-fan erhielten den Abschied und zwei neue wurden angenommen, die uns nach Ning-scha begleiten sollten. Wir verstärkten unseren Proviantvorrat und kauften einige mongolische Schmucksachen. Dem Mongolenfürsten Norvo, einem „Bang" oder Vasallenkönige des Kaisers von China, machte ich einen Besuch. Er war zugleich Oberhaupt der Stadt und wohnte in einem gewöhnlichen chinesischen Jamen innerhalb der Stadtmauer. Von verschiedenen vornehmen Mongolen mit Zopf und chinesischer Kleidung umgeben, empfing er mich sehr freundlich in einem großen, einfachen Zimmer mit kahlen Wänden. Er war ein alter Mann mit weißem Schnurrbart und trug eine hellgraue Jacke.

Die Unterhaltung war lebhaft und ging ohne Zuhilfenahme eines Dolmetschers ganz fließend. Besonders interessierte es ihn, zu erfahren, aus welchem Lande ich sei. Zu diesem Zweck mußte ich die Karte von Schweden auf einen großen Bogen Papier zeichnen und ihm zeigen, wo es im Verhältnisse zu China liegt. Darauf trug ein Sekretär die notwendigen Namen auf chinesisch in die improvisierte Karte ein.

Die Stadt liegt kaum 20 Kilometer von dem mittleren Teile des Ala-schan-Gebirges entfernt, dessen Kette sich mit meridionaler Richtung im Osten erhebt, aber jetzt vor Wolken und Staub kaum sichtbar war. Sie soll zwischen 2000 und 3000 Einwohner, halb Chinesen, halb Mongolen, haben. Ihre eigentliche Bedeutung liegt darin, daß sie der Hauptstapelplatz der Ala-schan-Mongolen ist. Hierher bringen sie ihre Produkte, und von hier beziehen sie ihre Hausgeräte, Kleider, Schmucksachen, ihr Mehl usw. Die meisten Mongolen, die wir in Bang-je-fu sahen, hatten

eine halb chinesische, halb mongolische Tracht. Sie trugen nämlich über ihren Pelzen bunte chinesische Westen mit kleinen, runden, vergoldeten oder versilberten Knöpfen.

Am 14. Januar machten wir einen kurzen Tagemarsch nach dem einsam liegenden Gasthofe von Dscho-dsche-te-schang. In der Nacht wachte ich davon auf, daß das ganze Haus krachte und bebte und Sand und Staub über mich herabregneten. Der Staub tanzte in Wirbeln in meinem Stübchen umher: ein wütender Südsturm war losgebrochen. Wir zogen nach Süden dem Sturme gerade entgegen. Um zwei Uhr trat ein eigentümlicher Umschlag ein. Der Wind sprang plötzlich nach Norden um, und undurchdringliches Schneegestöber hüllte uns ein. Gepäck, Reiter und Kamele waren mit Schnee bedeckt, als wir Dscho-va (mongolisch Törgön) erreichten.

Der Weg schwenkte allmählich nach Südosten ab. Wir traten in das Ala-schan-Gebirge ein und überstiegen langsam einen unbedeutenden Paß. Die Ebene auf der anderen Seite fiel außerordentlich langsam, aber doch merkbar nach dem Hoang-ho, dem Gelben Flusse, ab.

Nachdem wir die Nacht in der Mandschustadt Ning-scha zugebracht hatten, die sich eigentlich nur durch die wenig verschiedene Tracht und die unverkrüppelten Füße der Frauen von gewöhnlichen chinesischen Städten unterscheidet, erreichten wir am 18. Januar das chinesische Ning-scha (Abb. 106) und begaben uns direkt nach dem Hause der Missionare.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nach Peking und heimwärts!

Es war für mich eine große Freude, in Ning-scha Landsleute zu treffen, Herrn und Frau Pilquist mit zwei Gehilfen und einer Gehilfin, und in ihrem gastfreien Hause zwei Tage ausruhen zu können. Welcher Genuß, in einem gut geheizten Zimmer und in einem ordentlichen Bett zu schlafen, ohne sich, um nicht zu erfrieren, mit Bergen von Pelzen zudecken zu müssen! Es war mir, als schliefe ich auf schwedischem Boden.

In Ning-scha wurde die Missionsarbeit mit Kraft und Erfolg betrieben. Es gab dort eine Gemeinde von 30 christlichen Chinesen; jeden Morgen und Abend wurde Bibelstunde abgehalten. Es war eigentümlich, Herrn Pilquist zu hören, wenn er abends in seinem Hause im reinsten Chinesisch predigte. Er saß an einem Tische, vor ihm die Chinesen kerzengerade auf schmalen Bänken. Mit der Faust schlug er auf den Tisch, daß die Dachsparren knackten, und er predigte mit Donnerworten. Die Chinesen wagten kaum zu niesen, und ich stehe dafür ein, daß sie wach blieben und zuhörten.

Von den Frauen erzählte mir Frau Pilquist, daß man sehr selten eine zwanzigjährige Chinesin treffe, die noch nicht verheiratet sei. Oft heiraten sie mit zwölf, fünfzehn Jahren, und schon als ganz kleine Mädchen bitten sie ihre Eltern, ihnen doch die Füße verstümmeln zu lassen, und sehnen sich danach, denn sie wissen, daß kein Mann sie ansehen wird, wenn sie nicht kleine Füße haben.

Die Operation wird vorgenommen, wenn die Kinder fünf bis sechs Jahre alt sind. Zwischen der großen Zehe und ihrer nächsten Nachbarin wird der Fuß aufgeschnitten; dann werden die vier Zehen mit Gewalt unter die Fußsohle gebogen und der Fuß mit starken Bändern umschnürt, wodurch die Unförmigkeit dauernd wird. Die Schuhe müssen für jeden Fuß besonders gemacht werden, man findet sie daher in den Läden nie vorrätig. Beim Gehen schwebt der Absatz ein gutes Stück über dem Boden, und das arme Geschöpf stützt dabei das Körpergewicht auf die große, in der Schuhspitze befindliche Zehe und auf die Oberseiten der übrigen Zehen.

Man kann sich keinen Begriff von den Schmerzen machen, die diese

wahnsinnige Tortur verursacht. Die armen Mädchen können nach der Operation oft jahrelang das Bett nicht verlassen und weinen und stöhnen die Nächte hindurch bei diesen Qualen, die bei der geringsten Bewegung noch viel schlimmer werden. Da obendrein die Nägel nicht selten ins Fleisch einwachsen, kann man sich denken, daß der Gang der Chinesinnen nichts weniger als graziös sein muß. Sie watscheln wie die Enten, langsam und vorsichtig, als gingen sie barfuß auf Nadeln oder Brennesseln. Daher machen sie sich so wenig Bewegung, daß die Beine so dünn wie Streichhölzer werden. Und diese ganze Qual, dieses namenlose Leiden, nur um unter die Haube zu kommen!

Ein anderer eigentümlicher Brauch, der viel allgemeiner ist, als man glaubt, ist, daß die Eltern ihre neugeborenen Kinder aussetzen, wenn sie nicht in der Lage zu sein glauben, sie ernähren zu können. Die armen Geschöpfe werden dann gewöhnlich einfach draußen an die Stadtmauer gelegt, wo Hunde und Schweine sie auffressen, oder sie werden ertränkt. Dies ist um so seltsamer, als die Chinesen ihre Kinder, sobald sie zu gehen und zu sprechen anfangen, mit der rührendsten Zärtlichkeit behandeln. Vorher aber werden sie wie seelenlose Tiere betrachtet und, wenn sie sterben, nicht einmal in einen Sarg gelegt, sondern nur in Stroh eingewickelt eingegraben.

Auf einer schwedischen Station, die ich später besuchte, war es den Missionaren gelungen, ein neugeborenes Kind, das gerade in den Stadtgraben geworfen worden war, noch im letzten Augenblick zu retten. Das arme Kleine lag dort und schrie, wurde aufgenommen, gepflegt und genährt und wurde in ein paar Jahren ein ganz allerliebstes Kind. Erst dann kamen die Eltern und baten aufs flehentlichste um ihr Kind, das sie natürlich wiederbekamen. — Eine schwedische Familie hatte eine alte Dienerin, die ihre neun Kinder, eins nach dem anderen, sowie sie zur Welt kamen, ausgesetzt und kein einziges von ihnen am Leben gelassen hatte. Vielleicht wird der grausame, barbarische Brauch von den sozialen Verhältnissen vorgeschrieben?

Abgesehen von der religiösen Saat, die sie ausstreuen, tun die Missionare manches gute Werk der Menschenliebe. Die geretteten Kinder und die wenigen jungen Frauen, die dahin gebracht werden, die Bänder von ihren Füßen zu lösen, um diesen wieder ihre natürliche Gestalt zu geben, spielen eigentlich keine Rolle in dem Menschenmeere, das die gelbe Rasse genannt wird. Aber das Beispiel wirkt ohne Zweifel veredelnd.

Oft hörte ich von Missionaren, welche Chinesen, die sich durch Opiumessen zu töten versucht, mittels der Magenpumpe das Leben gerettet haben. Wenn ich in den Missionshäusern rastete, wurde ich bei mehr als einer Gelegenheit mitten in der Nacht durch lautes Pochen am Tore geweckt.

In diesem oder jenem Hause liege einer im Sterben, nachdem er Opium genommen habe. Die Missionare waren dann sofort auf den Beinen und retteten ihn. Manchmal waren die Chinesen dafür dankbar, das Leben wiedererhalten zu haben, aber die Dankbarkeit ist ein Gefühl, das sie gerade nicht in überschwenglicher Weise zeigen.

Selbstmord durch Opium ist bei Frauen, die in ihrer Ehe unglücklich sind, am häufigsten. Nicht selten braucht der Mann nur seine Frau zu schlagen oder ihr ein unfreundliches Wort zu sagen, damit sie, fast nur zum Trotze, Opium nimmt. Das Opiumrauchen ist ganz allgemein und unter den Frauen ebenso verbreitet wie unter den Männern. Unzählige Kinder sind daran gestorben, daß sie unbewacht auf die Opiumsofas ihrer Eltern geklettert sind und aus den Pfeifen geraucht haben. —

Vor dem ersten Dunganenaufstand war Ning-scha eine ansehnliche Stadt von zirka 60000 Einwohnern; aber die Rebellion gab ihm einen Stoß, von dem es sich noch nicht erholt hat. Jetzt zählt es zwischen 12000 und 15000 Einwohner, und an den Stadtmauern sind ganze Quartiere unbewohnt.

In Ning-scha brach der Aufruhr aus folgender Veranlassung aus. Als eine große mohammedanische Schar vor der Stadt lagerte, war ein Mandarin so unvorsichtig gewesen, seinem dunganischen Diener anzuvertrauen, daß die Chinesen am folgenden Tage alle Dunganen in der Stadt töten würden. Nachts hatte sich der Diener ins Lager hinausgeschlichen und den Häuptling benachrichtigt, und war darauf wieder in die Stadt zurückgekehrt, um mit den Dunganen der Stadt das Tor zu sprengen, als ihre Glaubensbrüder die Stadt stürmten.

Dies geschah durch das „Kleine Nordtor", das jetzt zum Zeichen, daß die Dunganen Ning-scha nicht wieder stürmen sollen, zugemauert worden ist. Die Dunganen machten wie wilde Tiere alles Lebende nieder. Nur 2000 Chinesen überlebten den Unglückstag, die meisten dadurch, daß sie sich auf die Seite der Aufrührer stellten.

Es herrscht auch jetzt noch ein nur scheinbar gedämpfter Haß zwischen Chinesen und Dunganen. Jene sind ganz in den Händen der letzteren, denn die Mohammedaner haben durch ihre Tüchtigkeit und Verschlagenheit alle einträglichen Erwerbszweige an sich gerissen und allen bebaubaren Grundbesitz angekauft. Es ist eigentümlich, daß die Dunganen, die Mohammedaner sind und fleißig den Koran lesen, sehr große Schweinezüchtereien haben und ihren Feinden, den Chinesen, zwei ihrer Hauptbedarfsartikel liefern, Schweinefleisch und Opium, Dinge, die sie selbst nicht anrühren. Aber das Silbergeld bleibt in ihren Kisten, und die Chinesen werden ausgesogen. —

Der Teil des Weges, der noch bis zur Küste zurückzulegen war,

führte durch wohlbekannte Gegenden. Ich will deshalb einige Episoden nur kurz berühren.

Noch eine Wüste breitete sich auf unserem Wege aus, bevor wir das eigentliche China erreichten. Der Zug durch die Wüsteneien von Ordos gehörte zu den schwersten Teilen meiner Reise durch Asien. Ich war jetzt müde und hatte die Einsamkeit und die Plage satt, und die 1110 Kilometer, die noch zurückzulegen waren, erinnerten fast an eine schleunige Flucht, der Zivilisation und Ruhe entgegen.

Von Ning-scha führen mehrere Wege nach Bao-to. Dorthin waren es 430 Kilometer, die in 18 Tagen zurückgelegt wurden.

Wir brachen am 21. Januar auf, und die freundlichen Missionare gaben uns eine Strecke weit das Geleit. Die vier ersten Tagemärsche führten durch eine Reihe von Dörfern, die an vom Gelben Flusse gespeisten Bewässerungskanälen lagen; über den Fluß selbst gingen wir am 25. Januar. Der Hoang-ho war mit dickem Eise bedeckt, das nicht einmal unter unseren neun schweren Kamelen krachte, denselben, die mich und mein Gepäck schon von Liang-tscheo-fu an getragen hatten. Der Fluß war 342 Meter breit und von einer öden, unfruchtbaren Landschaft umgeben. Wenn man sich mitten auf dem Eise befindet, sieht der Fluß wie eine mächtige Straße aus, die in Nordnordosten am Horizont verschwindet.

Schon das erste Lager in Ordos wurde in einer Wüstenei aufgeschlagen, und glücklicherweise hatte unser dunganischer Wegweiser uns geraten, zwei Säcke Eis vom Flusse mitzunehmen, die uns jetzt gut zustatten kamen, denn einen Brunnen gab es nicht.

Der Weg war stets vortrefflich, fest, eben und gerade und führte über wenig kupierten oder glatten Boden. Er trug Spuren lebhaften Verkehrs. Daß wir nur wenigen Karawanen begegneten, beruhte darauf, daß die meisten in dieser Zeit zu Hause blieben, um das chinesische Neujahrsfest zu feiern.

Was diese Reise so anstrengend machte, war keineswegs das Fehlen menschlicher Wohnungen, denn von diesen waren wir ziemlich unabhängig, da wir genügenden Vorrat an Reis, Brot und Schaffleisch mitgenommen hatten. Nein, die Widerwärtigkeiten waren vom Wetter veranlaßt, das die ganze Zeit über abscheulich war, denn beinahe täglich tobten Nordoststürme, die im Verein mit der großen Kälte uns zu Eis erstarren machten.

Es waren keine Winde mehr im gewöhnlichen Sinne, sondern wahre Orkane, die über die offenen Ebenen von Ordos hinfegten, und oft hatte man das Gefühl, als müßte man im nächsten Augenblick aus dem Sattel gehoben werden oder als müßte das Kamel den Boden unter den Füßen verlieren. Pelze und Kleidungsstücke nutzten nicht viel, denn der Wind

drang überall durch. Wie oft hielten wir auf dem Marsche an, wenn wir einige dürre Steppenpflanzen fanden, um sie anzuzünden und unsere steifen, gefühllosen Glieder daran zu wärmen!

Am 31. Januar tobte der heftigste von allen Weststürmen, die ich erlebt hatte. An einen Aufbruch war nicht zu denken. Wir lagerten an dem Brunnen Chara-more (das schwarze Pferd). Ringsumher war das Land offen, so daß der Sturm ungehindert über die Steppe brausen konnte. Mein Zelt fiel um und wäre vom Sturme beinahe in Fetzen zerrissen worden.

Die Leute hatten aus den Lasten einen kreisförmigen Wall gebaut, den sie mit Filzteppichen bedeckten; unter diesen kauerten sie den ganzen Tag. Keine Möglichkeit, die Körperwärme zu erhalten! Alles ist eiskalt. Verschüttet man ein paar Tropfen Tee, so erstarren sie auf dem Pelze sofort wie Stearin. Die Tinte ist zu einem Eisklumpen gefroren, und die Aufzeichnungen müssen mit Bleistift gemacht werden.

Heftiger Wind bei —17 Grad am Mittag kann recht gefährlich sein, und man muß sich in acht nehmen, wenn man nicht erfrieren will. Ich weiß nicht, wie es meinen Händen ergangen wäre, wenn ich nicht den chinesischen Handofen gehabt hätte, der stets geheizt wurde. Bei Tag hatte ich ihn oben auf dem Kamelrücken auf dem Schoße; abends, wenn ich mich schlafen legte, wurde er ins Bett geschoben. Es ist auch nicht angenehm, sich zu waschen, wenn das Wasser einem auf der Haut gefriert, falls man sich nicht sehr sputet.

Die größte Kälte trat zu Anfang Februar ein. Das Minimum in der Nacht auf den 2. Februar betrug —30 Grad, in der Nacht auf den dritten —33 Grad, während im Zelte die Temperatur gleichzeitig auf —26,8 Grad sank.

Am 8. Februar langten wir in Bao-to an, wo ich von schwedischen Missionaren, Herrn und Frau Helleberg, mit gewohnter Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Sie hatten eine kleine Gemeinde von zehn getauften Chinesen und eine Knabenschule, taten ihre Arbeit mit Lust und Liebe und waren mit die liebenswürdigsten Menschen, die ich je getroffen habe.

Jetzt war es mit meiner Geduld zu Ende, und ich fürchte, auch die meiner Leser ist durch die Schilderung dieser langen Reise auf eine gar zu harte Probe gestellt worden.

Nachdem ich meine Karawane und Islam Bai guten Händen anvertraut hatte, eilte ich am 12. Februar allein, mit nur einem Chinesen, in einem kleinen, zweiräderigen, von Mauleseln gezogenen Karren ostwärts nach Kvei-hva-tschung oder Koko-choto weiter und hatte in jeder dieser Städte die Freude, mit Landsleuten zusammenzukommen. Ja, in der letzteren traf ich 18 Schweden, einen Norweger und einen Dänen, die alle

dem genannten amerikanischen Missionsverbande angehörten. Kwei-hwa-tschung ist das Zentrum dieser Mission; hier lernen die Neuangekommenen chinesisch, ehe sie nach ihren Stationen geschickt werden.

Von dort fuhr ich in acht Tagen nach Kalgan, wo die Große Mauer sich auf dem Kamme der Berge, die sich auf beiden Seiten der Stadt erheben, hinschlängelt.

In Kalgan mietete ich einen To-dscho, eine Sänfte, und reiste, von zwei Mauleseln getragen, durch das Nan-cho-Tal und über die Bergketten, welche die Ebene um Peking im Halbkreise begrenzen und sie vom Hochlande trennen.

Am 2. März waren wir im Tieflande. Wir zogen durch zahllose Dörfer, an Tempeln vorbei und über Kanäle und begegneten Reisenden in Menge.

An diesem Tage, dem letzten auf meiner Reise durch Asien, überwältigte mich ein feierliches Gefühl. Die Stunden erschienen mir endlos lang, und wohl noch nie waren mir die Maulesel in so langsamem Schritt gegangen. „Wir sind gleich dort!" wiederholte mein chinesischer Diener oft zu meiner Beruhigung; aber immer wieder tauchten neue Dörfer, neue Tempel und Gärten auf, und immer wieder verloren wir uns in langen, winkeligen Dorfgassen. Tausendundeinen Tag war ich auf der Reise durch den Kontinent gewesen, aber dieser letzte Tagemarsch erschien mir länger als alle die vorhergegangenen. Endlich schimmerte in der Ferne zwischen Baumgruppen etwas Graues. „Die Mauer von Peking!" erklärte mein Diener. Ja, es war die Stadtmauer von Peking!

Peking war das Ziel und der Endpunkt meiner Reise durch Asien, und der Leser kann sich vielleicht denken, mit welchen Gefühlen ich durch das Südtor der Mandschustadt einzog. Über eine Stunde trippelten die Maulesel auf einem gepflasterten Wege längs der westlichen und südlichen Seite der Stadtmauer hin, die sich, 13 Meter hoch, grau und gewaltig um Pe-dsching-tsching, die nördliche Hauptstadt, erhebt, bevor wir das „Tor des Himmels" mit seinem gigantischen Ausbau erreichten, unter dessen tunnelähnlichen Gewölben Menschen, Wagen und Tiere wie Ameisen in einem Ameisenhaufen wimmelten.

Von dem Tore hatten wir nicht weit nach der Straße der europäischen Gesandtschaften, in der, wie ich wußte, auch ein französisches Hotel lag. Meine Kleidung war auf der langen Reise sehr fadenscheinig geworden, und meine ganze Erscheinung war derart, daß ich einige Tage inkognito im Hotel bleiben zu müssen glaubte, bis ich wieder einen präsentabeln Anzug hätte.

Meine Sänfte war in der Gesandtenstraße noch nicht weit gekommen, als ich ein weißgetünchtes Portal erblickte, vor dem Kosaken Posten standen.

Ich rief sie an, fragte, was dies für ein Haus sei, und erhielt die Antwort, es sei die russische Botschaft. Diese Worte hatten in meinen Ohren einen so magischen Klang, daß ich aus der Sänfte sprang und hineinging. In diesem Augenblick genierte es mich nicht, daß ich, mit den Kosaken verglichen, mehr als einfach erschien. Ich fuhr mir einmal mit der Hand durch den ungekämmten Bart, klopfte mir den ärgsten Staub ab und trat dann näher.

Von dem Tore führte ein gepflasterter Weg durch einen Garten, an dessen entgegengesetztem Ende das Botschaftsgebäude lag. Hier klingelte ich. Ein Chinese öffnete und fragte mich auf russisch, zu wem ich wollte. Ich fragte, ob der Chargé d'affaires Herr Pawloff zu sprechen sei; denn ich wußte, daß der Botschafter Graf Cassini kürzlich Peking verlassen hatte; dann wurde ich angemeldet.

Eine größere Liebenswürdigkeit als die, mit der mir Herr Pawloff sogleich entgegenkam und mich einzutreten bat, kann man sich nicht denken. Er hatte mich lange erwartet, denn er war von Petersburg aus von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet worden, und seit einem Monat standen schon Zimmer für mich bereit.

Hier legte ich mein Inkognito ab. Ich wurde in einen Salon geführt, der im raffiniertesten abendländischen Luxus prangte; er war mit kostbaren Teppichen auf dem Fußboden, chinesischen Seidenstickereien an den Wänden, antiken Vasen in Nischen und auf Sockeln und — das Beste von allem — mit einem Bett ausgestattet, in dem ich nicht ein einzigesmal von den schlechten Gasthöfen der letzten Tage träumte. Auf dem Tische in meinem Zimmer lag ein Berg von Briefen und Zeitungen aus der Heimat, von denen die ältesten 13 Monate alt waren. Sie wurden mit unaussprechlicher Wonne verschlungen, während der englisch sprechende chinesische Schneider an meinem neuen Anzug arbeitete.

Dann machte ich bei den Gesandten Besuch und wurde überall mit ausgesuchter Gastfreundschaft aufgenommen. Doch Jahre der Einsamkeit unter wilden und halbwilden asiatischen Stämmen gehen an einem Europäer nicht spurlos vorüber. Ich wurde der Feste schnell überdrüssig; kam ich mir doch in den glänzenden Kreisen, die mich umgaben, gar zu linkisch vor und fand, daß der Übergang von den Einöden der Wüste Gobi, von Tibet und Zaidam zu den europäischen Salons viel zu schroff war.

Nach zwölfstündigem Aufenthalt nahm ich von meinen neuen Freunden Abschied und reiste nach der Heimat zurück. Drei Wege standen mir nach Europa offen. Der direkteste führte nach Osten über Vancouver und Neuyork, der bequemste mit dem Postdampfer über Indien und Suez. Der beschwerlichste und der Zeit nach längste war der Weg zu Lande durch die Mongolei und Sibirien.

Ich wählte den letzteren, der mich also noch einmal, jedoch unter ganz anderen Verhältnissen, quer durch Asien führte. In einem zweiräderigen, von mongolischen Pferden mit Reitern auf dem Rücken gezogenen chinesischen Karren fuhr ich mit sausender Geschwindigkeit durch die endlosen Ebenen, Wüsten und Steppen der Gobi über Urga nach Kiachta.

Damit hatte ich eine neue Art zu reisen kennen gelernt. Die Gabeldeichseln sind am vorderen Ende mit Ösen versehen, durch die ein horizontaler Querbaum geschoben wird. Zwei Reiter nehmen diesen über dem Sattel auf die Knie, zwei andere binden sich Stricke um den Leib, die an den Enden des Baumes befestigt sind, und so sausen sie über die Steppe hin mit dem Karren, der stößt und hüpft, daß man windelweich gerüttelt wird.

Zu der Reise bedarf es eines chinesischen Passes aus dem Tsung-li-jamen, und Kuriere werden vorausgesandt, damit Pferde bereit stehen. 20 Reiter begleiteten den Wagen je zwei Stationen weit. Wenn die vier Zugpferde müde geworden sind, treten vier andere an ihre Stelle. Das Umspannen geht so leicht und schnell vor sich, daß der Reisende, der in dem Karren eingepackt sitzt, es nicht merkt, wenn er nicht aus dem vorderen Wagenfenster schaut. Wege gibt es nicht, und feste Stationen fehlen. Die frischen Pferde und Leute warten bei den Zeltdörfern der Mongolen, und man muß daher wissen, wo man die Nomaden treffen wird. Deshalb konnten wir auch keinem bestimmten Wege folgen. Die Leute jagen über unwegsame Steppen, Schluchten und Hügel in gerader Linie nach dem nächsten Zeltdorfe.

In Urga mußte ich mich von meinem treuen Diener Islam Bai, der mich in einem zweiten Karren begleitet hatte, trennen. Es tat mir weh, ihn zu verlassen, aber ich konnte ihn nicht mit nach Hause nehmen, wie sehr er es auch wünschte. Der russische Konsul Luba in Urga nahm sich seiner an und schickte ihn um seiner eigenen Sicherheit willen als russischen Postkurier nach Uljassutai, von wo er sich über Urumtschi nach Kaschgar und Osch begab. Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als ich durch Hauptmann Saizeff die Nachricht erhielt, daß Islam Bai in seiner Vaterstadt Osch glücklich bei Frau und Kindern angelangt sei. —

Dank Herrn Pawloffs Freundlichkeit hatte ich von Peking an eine Kosakeneskorte, die mich bis Kiachta begleitete. Von dort reiste ich mit Tarantas, Schlitten und Telega über Baikal und Irkutsk nach Kansk. Dann fuhr ich auf der Eisenbahn neun Tage und neun Nächte bis Petersburg.

Am 10. Mai 1897 sah ich die Türme und Häuser von Stockholm vor mir auftauchen. Und schön war es, den Fuß wieder auf heimatlichen Boden setzen zu können, nachdem ich drei Jahre und sieben Monate lang durch Asiens Wüsten gewandert war!

Regiſter.

Abdall, Dorf II 84. 87. 94. 96. 97.
Abflußloſe Gebiete I 30. 31. 32.
Adam Ignatieff I 51. 56; II 21.
Ahmed Achun, Diener Hedins II 123.
Ahmed Mergen, Jäger I 224. 228. 229; II 43. 52. 58. 69. 70. 104. 105.
Ajag-art, Paß II 2. 4.
Ak-baital I 13. 23. 27. 31. 38. 110.
Ak-ſu (Murghab) I 34; II 9.
— Stadt I 133. 203. 219. 226. 230. 232. 233. 234; II 26. 31; Bevölkerung I 234; Gebäude I 234; Produkte I 234.
Ak-ſu-darja I 232. 234. 235; II 55. 88; Wanderung nach Oſten I 235.
Ak-tuja, das weiße Kamel I 151. 155. 198. 221. 222. 232. 233.
Alai-Gebirge I 13. 14. 16; Paßhöhe I 16.
— -Tal I 12. 13. 16. 20. 29. 32. 33.
Ala-ſchan, Gebirge II 224. 225; Land II 110; Wüſte II 223.
Ala-ſchan-Mongolen II 224.
Alexander III., Zar I 126.
Alichani-gol, Fluß II 186. 187.
Alim Achun, aus Chotan II 116.
Alitſchur-Pamir I 112. 113.
Altun-tag, Gebirge II 71. 111. 112. 113. 126.
Amban (chineſiſcher Diſtriktsvorſteher) I 60. von Chotan II 30. 31. 73; von Jangihiſſar I 60. 61; von Jarkent II 22; von Kara-ſchahr II 78; von Tſcharchlik II 99.
Amu-darja I 17. 23. 30; II 8; Quellflüſſe I 32.
Amulette, tibetiſche II 178.
Anabasis ammodendron, ſ. Saksaul.
Analogien, geographiſche, in Pamir I 32.
d'Andrada, Antonio II 109.
Antilopen I 4; II 150. 222.
d'Anville I 234.
Aral-See I 4. 6. 7. 30.
Archari I 22. 36; II 62.
Architektur, tibetiſche II 208.
Argol (Kameldung) II 111.
Arka-tag, Gebirge II 114. 126. 127. 128. 130. 132. 133. 134. 138. 139. 140. 142. 145. 150. 162. 163. 165; Täler II 133. 134.
Aſtun-tag, Gebirge II 59. 126.
Atſchik-darja II 69. 74.
Avullu-köll, See II 82. 89.

Babai, Kamel I 151. 155. 174. 175. 177. 183.
Bagraſch-köll, See II 76. 77. 78.
Baiga I 28. 71—74. 75.
Bao-to, Stadt II 229. 230.
Bären I 124; II 161. 189.
Baſar-däräi-Kette I 112.
Baſſik-kul, Seen I 42. 80. 81. 82.
Belcher, Miſſionar, Herr und Frau II 217. 218.
Bergflüſſe, Waſſerſtandsſchwankungen I 65. 66. 67; II 1. 2.
Bergkrankheit I 16. 17. 92; II 125. 129. 130.
Bogdanowitſch, Geologe II 72. 114.
Boghak, Kropf II 22. 23.
Boghra, Hedins Reitkamel I 151. 154. 155. 174. 182. 221. 225.
Bonvalot II 72. 112. 113. 123. 141. 150; Lager II 150. 151.
Borajan, Dorf II 35. 49. 58; Funde in II 35—37; altes, Bedeutung II 39.
Bower, Hauptmann II 115.
Brattſing-kitt, Tempel II 201.
Buchara I 11. 29.

Bud-chane, Buddhatempel II 171; in Takla-makan II 46.
Buddhabilder aus Boraſan II 38. 39; aus Takla-makan II 46. 47.
Bukſem, Wald I 214. 218; II 55.
Bulak-baſchi, Gegend I 66. 67; II 125.
Bulungir-gol, Fluß II 41. 183. 184.
Bulun-kul, chineſiſche Feſtung I 33. 39. 41. 48; II 6.
Buran, Sturm I 4. 12; II 24.
Burchan-Budda, Gebirge II 109. 110. 184.
Burchane II 178. 179. 182. 186. 208.
Buru, Hund Hedins II 122.

Carey I 153. 154; II 72. 110. 111. 113. 114. 164.
Caſſini, Graf, ruſſiſcher Botſchafter II 232.
Chaidu-gol (Hädik-gol), Fluß II 77.
Chami, Stadt I 133; II 111. 112. 210.
Chang, Dao Tai I 40. 53. 54. 55. 58. 235; II 103.
Chara-nor, See II 186. 188.
Chara-Tanguten II 192; Bedeutung des Namens II 199.
Chara-uſſu, Fluß II 183. 184.
China, Erlaß des Kaiſers I 139; Miſſionstätigkeit, ſ. Miſſionsweſen; Verwaltung I 52. 53.
China Inland Miſſion II 209. 217.
Chineſen I 34. 218; in Pamir I 11; Anſicht über Telegraphen II 218; Bedeutung von Chotan im Altertum II 30; Zivil- und Militärgewalt, Verhältnis II 101; Chriſten II 210. 220. 226; Dankbarkeit II 228; Frauen II 228; Fußoperation der Mädchen II 226. 227; Grauſamkeit im Dunganen-Aufſtand II 213; Heirat II 226; Kinderausſetzung II 227; Kinderliebe II 227; Mißtrauen gegen Hedin I 81. 109; in Oſtturkeſtan II 30. 199; Selbſtmord II 226. 227. 228; Soldaten, Feigheit I 70. 234; als Topographen II 86; Verhältnis zu Dunganen II 228; Wegzeichen in der Wüſte II 24; Zählung der Truppen I 70.
Choat Bek, Häuptling I 72. 73.
Chodſcha Chan, Sagen I 44. 45.
Chodſchent, Stadt I 9.
Chotan, Oaſe und Stadt I 203. 204. 219; II 21. 22. 26. 30. 40. 59. 97. 102. 103. 112. 114. 116—18; Amban, ſ. Liu Darin; Ausſicht auf II 31; Bauten II 31; Baſar II 31. 32; Bewohner II 30. 32. 35. 42; Dörfer der Oaſe II 118; Frauen II 31. 32; Geſchichte II 30. 38—42; Handelswege II 31; Produkte II 30. 31. 32; Reit- und Laſttiere II 36; Steuern II 107.
Chotan, altes, Bewohner II 38; Induſtrie II 39; Schrift und Literatur II 40.
Chotan-darja I 135. 203. 208. 223. 226. 228. 229; II 31. 53. 54. 76. 87. 88. 112; Bewegung nach Oſten I 208; Verſiegen im Winter II 55.

Dach der Welt I 11.
Dalai-kurgan, Paß II 120. 121. 122. 123.
Dalai-Lama II 166. 182; Geſandtſchaft II 202.
Dalai-nor, See II 110.
Dalgleiſh I 153; II 72. 110. 114. 123. 164.
Dao Tai, chineſiſcher Beamter I 53; in Kaſchgar I 40. 53. 58. 235, Beſuch beim I 53. 54. 55, Empfehlungsſchreiben I 58; von Si-ning-fu II 209. 212.
Darin, chineſiſcher Beamter I 53; Abzeichen I 53.
Da-tien, chineſiſche Münze I 62. 155.
della Penna II 109.
Desgodins II 112.
Deſideri II 109.
Dôme du Sature II 150.
Dortſche, Führer Hedins II 172. 174. 175. 180. 182; Äußeres II 172.
Dſchaggatai, Sohn Dſchingis-Khans I 7.
Dſchaggatai-Türken I 132; II 19. 26.
Dſchanaidar, ſagenhafte Stadt I 45.
Dſchan Darin, chineſiſcher Kommandant I 39. 48. 49. 82.
Dſchingis-Khan I 7; II 42.
Dſun-ſaſſak-Mongolen II 201.
Dulan-jung, Lager II 193. 194.
Dünen I 60. 141. 142. 143. 157. 158. 159. 167. 168. 174. 175. 176. 177. 182; II 44. 45. 65. 66. 67. 223; Form II 49. 50; Abhängigkeit von Geſtalt des

Untergrundes II 50; Struktur II 49. 50; Wanderung II 48. 49.
Dunganen I 132; II 183. 197. 199. 204. 213. 228; Aufstand II 203. 210—214. 228.
Durand II 112.
Dutreuil de Rhins II 53. 97. 123. 141. 144; Mörder II 214; Tod I 128.

Eilboten, chinesische I 59; II 233.
„Eisvulkane" I 27.
Emin Mirza, Diener Hedins II 129. 135. 138. 147. 171. 189.
Enten, wilde I 7. 36. 121.
Entfernungen, Messungen I 175; Maße II 26.
Erdbeben I 108; II 7. 8.
Eski-schahr, Ruinenstätte I 136.

Faisabad, Stadt I 131.
Fergana I 10. 16.
Flugsand, Wirkung I 119. 226.
Flußbetten, alte I 142. 144; Wanderung nach Osten I 227.
Fong Schi, chinesischer Dolmetscher Hedins II 117. 123. 124. 125. 127. 128.
Forsyth I 142; II 114.
Füchse I 4. 126; II 51. 67. 68. 105. 197.
Füße der Chinesinnen, Verkrüppelung II 226. 227.

Gabet, Pater II 109. 112.
Gandhara, Stamm II 37.
Gänse I 7. 36. 121. 182; II 75. 133; Züge II 75.
Gan-su II 110. 112.
Garuda, sagenhafter Vogel II 37.
Gavo, Amulettfutteral II 178. 208.
Gebetmühlen, buddhistische II 207.
Gebettrommel II 208.
Gedjäk, Gegend I 69; II 6.
Geisterbeschwörer I 148.
Gerard, General II 9. 12. 13.
Gerdumbeh-Gletscher I 114.
Ges-darja I 32. 41. 49. 69. 77. 141; II 2.
Glasfabrikation II 27.
Gletscher, des Mus-tag-ata I 46. 47. 81. 83—89. 93. 95. 96. 97. 101. 108. 118. 125; alter, des Ike-bel-su I 78.
Gletscherbewegung I 87. 88. 108. 114.
Gletscherschliffe I 66.
Goldsucher I 138. 145. 146.
Gorumdeh-Gletscher I 83. 84.
Grenard II 123. 141.
Grenzkommission, russisch-englische II 9. 10. 12. 13.
Griechische Kunst II 37. 38.
Grombtschewskij II 53. 114.
Große Mauer in China II 216. 222.
Grueber II 109.
„Grüne Gottheit", tibetische II 182.
Grünwedel II 37. 38.
Gunt, Fluß I 32. 34. 113.

Hädik-gol, Fluß, s. Chaidu-gol.
Hahn, Dr. E. II 59. 60.
Hamdan Bai, Diener Hedins II 123. 124. 131. 134. 136. 137. 138. 140. 179.
Hamra, Hund Hedins I 131. 152. 169.
Harato, Gegend II 175.
Haschim Achun, Diener Hedins I 131. 155.
Hasen I 4. 22; II 51. 68.
Hasrett Ali, Heiligtum I 136.
Hasrett Begim, Grab I 142; II 21.
Hasrett-i-Musa = Mus-tag-ata I 44.
Hasrett Ullug-art, Heiliger II 4.
Hedin, Augenentzündung I 48. 49; Auffindung des in der Wüste verlassenen Gepäcks II 103—107; Ausrüstung I 8. 9. 12. 13. 14. 235. 236; II 20. 43. 44. 73; Desertion der Taglik-Begleiter II 135—137; Diener, s. unter Emin Mirza, Fong Schi, Hamdan Bai, Haschim Achun, Jehim Bai, Islam Achun, Islam Bai, Kasim Achun, Kerim Dschan, Kurban Achun, Loppsen, Molla Islam, Muhammed Jakub, Muhammed Schah, Parpi Bai, Rehim Bai, Roslak; Entlassung der Diener II 210; Entdeckung alter Städte II 45—49. 54. 55; Erkrankung des Mongolischen II 173; Fahrt im Tarantas I 3; Fieber I 127; II 20; gerettet I 209; Gletscheraufnahmen I 84; Hunde, s. Buru, Hamra, Jollbars, Jolldasch, Jolltschi; kein Jäger II 58; Karawane für die Pamir-Reise I 12. 13. 14, in der Wüste I 140. 145. 151—153. 154. 155. 156, in Tibet II 122. 165. 178, in China II 210. 215; Kleidung I 234; Lager in der Wüste II 44. 66. 67. 175. 176; Lager in Tibet

II 124. 139. 157. 158; tägliche Nahrung I 99. 100; II 129; Paßschwierigkeiten II 73. 99—101; Pferde II 1. 5. 163. 164; Pläne I 1. 2. 57. 58; II 43. 44; Reisekosten I 2; Sammlung von Altertümern II 36. 118; Tiefenlotungen I 24. 38. 119; Überfall von Räubern II 189. 190. 191; Weihnachten I 127; II 23.
Hedin, Abreise aus Stockholm I 2; Fahrt durch das europäische Rußland I 2. 3; in Orenburg I 4; durch Kirgisensteppe I 4; durch Wüste Kara-kum I 6; in Turkestan I 7; in Taschkent I 8; in Margelan I 10. 14; in Utsch-kurgan I 14; im Isfairan-Tal I 14. 15; Übergang über das Alai-Gebirge I 17; im Alai-Tal I 18; am Großen Kara-kul I 23—25; in Pamirskij Post I 27. 28. 34—38. 109. 110; auf chinesischem Boden I 38. 39; zum Mus-tag-ata I 41. 46; am Mus-tag-ata I 48. 68. 82. 83. 90—93. 96—100. 102—105. 113; höchstes Lager auf dem Mus-tag-ata I 102—105; in Kaschgar I 50. 54—57. 58. 126—128. 235. 236; II 20; Abschied von Kaschgar II 21; Übergang über den Ges-darja I 49; am Kleinen Kara-kul I 75. 115. 120. 122; am Jeschil-kul I 111—113; erste Wüstenreise I 145. 151—236; Eintritt in die Wüste I 154. 155; in Ak-su I 232—234; wieder in Pamir II 1—14; bei der russisch-englischen Grenzkommission II 9—13; Übergang über den Jarkent-darja II 17—19; in Kargalik II 23; in Chotan II 30. 31—34. 96—102; Abreise aus Chotan II 43. 44. 116. 117; in Korla II 76. 78. 79; in Kara-schahr II 77. 78; am Tarim II 70; Erforschung des Lop-nor II 81; in Tibet II 121—199; Übergang über den Arka-tag II 140. 165; Übergang über den Chara-ussu II 183. 184; Lager am Tossun-nor II 185. 186; Austritt aus dem abflußlosen Innerasien II 200. 201; in Ten-kar II 202. 203; in Si-ning-fu II 209. 210. 212. 214; in Liang-tscheo-fu II 217. 218—221; in Peking II 231. 232; Abschied von Islam Bai II 233; Heimkehr II 232. 233; in Stockholm II 233.
Heiße Quellen I 65. 113.
Helleberg, schwedische Missionare II 230.
Hendricks, Pater I 51. 127; II 183.
Henri von Orléans, Prinz II 72. 112. 113. 123. 141. 150.
Himalaja I 11. 46; II 36. 108. 115.
Hindhu, Stamm II 37.
Hindu-kusch, Gebirge I 11. 32. 46; II 8.
Hirten, am Chotan-darja I 218. 219; am Kerija-darja II 51. 52. 54; am Tarim II 75.
Hlakimto-Obo II 186.
Högberg, schwedischer Missionar I 127. 128. 130. 236.
Holdich, Oberst II 9. 13.
Holussun-nor, See II 183. 184. 186.
Holuin-gol, Fluß II 186.
Huc, Pater II 109. 112; über den Mani-Baum II 206.
Hui-hui = Dunganen II 203.
Hunde I 14. 159. 169; Hundestiefel I 110.
Hunter, Missionar II 209.
Hvang-ho II 110. 112. 200. 215. 225. 229.
Hven Darin, Amban II 78. 99.

Jagd, auf wilde Kamele II 62. 63. 64. 65; auf Kulane II 147; auf Yaks II 151. 152. 154. 155. 156. 165. 175.
Jagdfalke als Geisterbeschwörer I 148. 149.
Jakobuschristen II 42.
Jakub Bek I 9. 68; II 17. 24. 80; Tod II 80.
Jambau, chinesische Münze I 123. 150.
Jam-bulak-Gletscher I 47. 48. 86. 89. 93. 94. 168.
Jangi-hissar I 59. 60. 61. 64; II 20.
Jangi-schahr (Neustadt), von Ak-su I 232; von Chotan II 30; von Jangi-hissar I 61; von Jarkent II 21; von Kaschgar I 55. 61. 131.
Jang-tse-kiang II 110. 112. 113.
Jappkak, Pflanze II 125. 127.
Japptschan, Dorf I 59; II 20.
Jarkent, Stadt I 59. 61. 64. 139. 140. 227; II 21. 31. 42. 107. 114; Amban II 22. 23; Bauten II 22; Bewohner II 22; endemische Krankheit II 22; Trinkwasser II 22.

Jarkent-darja I 32. 33. 64. 67. 68. 69. 135. 136. 138. 139. 144. 145. 162. 163. 223. 226. 232; II 8. 17. 19. 20. 22. 55. 87. 114; alte Betten I 142. 144. 162; Drängen nach Osten I 139; Übergang II 17. 18. 70; Ufer I 139; Wassermenge II 23.
Jehim Bai, Diener Hedins I 74. 81. 90. 106. 109.
Jeschil-kul, See in Pamir I 45. 112. 113. — See in Takla-makan I 159.
Jgis-jar, Ort I 62. 126.
Jike-tschan-davan, Paß II 174.
Jike-tschan-gol, Fluß II 178. 181.
Jike-tschan-namen, See II 174.
Jike-ulan, Fluß II 198.
Jke-bel-su, Fluß I 76. 80. 83. 125; alter Gletscher I 78.
Jlek, Fluß II 82. 83. 90. 93; Mündung in See II 82; Seen II 83. 90.
Jli I 53; II 111.
Jlik-su, Fluß II 8; Paß II 8.
Jltschi, Stadt = Chotan II 31.
Jndien I 11; Zusammenhang mit dem alten Persien II 37.
Jndus II 8.
Jnschriftsteine (Mani-Steine), tibetische II 166. 168. 170.
Jntschikke-darja, Arm des Chotan-darja I 228. 229; (Tarim) II 74. 75.
Johannes, Missionar I 52. 59. 129. 140. 144. 147. 155.
Jollbars, Hund Hedins II 76. 146.
Jolldasch, Hund Hedins I 75. 76. 94. 110. 113. 131. 134. 152. 169. 172. 179. 182. 191. 195. 198. 200; Tod I 221.
Jolldasch III, Hund Hedins II 91. 92. 95. 98. 116. 122. 124. 141. 145. 161. 222. 223.
Jolltschi, Hund Hedins I 14. 21. 75.
Jolltschi (Kasim Achun), Diener Hedins I 152. 153. 158. 160. 162. 173. 177. 178. 179. 184. 187. 188. 189. 190. 191. 195. 196. 197.
Jonnoff, Oberst, später General I 11. 111.
Irkutsk II 111. 233.
Jsfairan-Tal I 14. 17.
Jskender, Schreiber Hedins II 33.
Jslam Achun aus Kerija, Diener Hedins II 123. 136. 137.
Jslam Achun aus Schah-jar, Führer Hedins II 75.
Jslam Bai, Diener Hedins I 13. 38. 41. 48. 58. 74. 90. 93. 102. 106. 109. 120. 132. 134. 145. 147. 151. 152. 155. 160. 171. 172. 180. 184. 187. 188. 191. 192. 194. 195. 196. 198. 199. 200. 203. 220. 221. 222. 224. 225. 228. 234. II 1. 21. 43. 58. 64. 65. 66. 69. 73. 77. 78. 79. 82. 90. 94. 117. 119. 123. 124. 125. 128. 129. 130. 131. 132. 143. 147. 151. 162. 165. 174. 183. 187. 189. 190. 204. 230. 233.
Juldus, Fluß II 77. 111.
Julgun s. Tamariske.
Jurun-kasch, Fluß II 31. 32. 118.
Jü-thien, Stadt II 38.

Kajindeh-masar, Grab I 88. 116.
Kaiser Nikolaus II.-Kette II 11.
Kalgan, Stadt II 110. 231.
Kamel, wildes I 160. 161; II 36. 58. 59. 64. 66. 74. 84. 92; Abstammung vom zahmen II 58; nach Prschewalskij II 58. 59, nach Hahn II 59, nach der Sage II 62; Abneigung gegen zahmes II 60; Äußeres II 60. 63. 64. 65; Aufenthalt II 61; Unterschied vom zahmen II 60; Jagd II 62. 63. 64. 65.
Kamel, zahmes I 140. 151. 152. 156. 158. 176. 179. 180. 181. 187. 188. 196. 198; II 36. 45. 70. 76. 160. 223; Charakter II 61. 98; Ernährung I 140; Unterschied vom wilden II 60; Verwilderung II 61; Wollwechsel I 152; als Zugtier I 6.
Kamper-kischlak, Gletscher I 87. 88. 89. 101. 108.
Kandahar-Paß II 16. 19.
Kara-buran, See II 48. 72. 82. 84. 86. 94. 98.
Kara-buran (Sturm) I 143.
Kara-dung, alte Stadt II 54. 55.
Kara-kasch, Fluß II 31; Stadt II 31.
Kara-köll, See II 82. 90.
Kara-korum I 11. 46; südlicher Teil des Mus-tag-ata I 69. 115; am Jeschil-kul I 113.
Kara-koschun, Dorf II 84; See II 82. 86. 87. 90.

Kara-kul, Großer I 13. 22. 23. 30. 31; Form I 23; Größe I 23; Insel I 23. 24; Tiefen I 23. 24; Vegetation I 23; Wassertemperatur I 24; Zufluß I 25.
Kara-kul, Kleiner I 30. 33. 42. 75. 77. 78. II 6; Entstehung I 78; Farbe I 76. 120; II 6; Fische I 120; Gestein I 76. 80; Größe I 120; Insel I 120; Moränen I 76; Tiefe I 120; Ufer I 77.
Kara-kum, Wüste I 6.
Kara-kurtschin, See II 72. 82.
Kara-muran, Fluß II 119. 120. 125. 126. 127.
Kara-sai, Gegend II 119. 122.
Kara-schahr, Stadt I 133; II 78. 114; Einwohner II 78; Lage II 78.
Kara-su, Fluß I 33. 68. 69; II 6; Paß II 8.
Karategin I 27; II 37.
Kargalik, Stadt I 146. 151; Amban II 26.
Karren, chinesische II 215. 216.
Kaschgar, Stadt I 2. 50. 51. 53. 64. 126. 140. 235; II 1. 20. 22. 26. 31. 32. 42. 102. 217. 233; Chinesen I 52. 53; chinesische Stadt I 131, s. auch Jangischahr; Europäer I 51; Inneres der Stadt I 55; Klima I 58; Konsulat, russisches I 52. 57; Pferde II 1; Straße nach I 58. 59.
Kaschgar-darja I 133. 136.
Kaschgar-Kette II 2.
Kasch-tasch (Nephrit) II 30.
Kasim Achun, aus Jangi-hissar, Diener Hedins I 152. 178. 188. 189. 191. 194. 195. 196. 200. 201. 202. 203. 205. 206. 207. 211. 212. 213. 222. 229. 234; II 1.
Kasim Achun, Jäger I 223. 229; II 43. 54. 63. 64. 69. 104. 106.
Kasim Achun, s. Jolltschi.
Katak, Wald II 55. 56.
Keng-kol, Aul und Tal I 64. 126.
Keng-schevär, Aul I 80. 82; II 14.
Kerija, Stadt II 43. 51. 52. 102. 119.
Kerija-darja I 223. 226; II 43. 51. 53. 55. 59. 119; altes Bett II 47. 54. 62; Drängen nach Osten II 53; Oszillieren des Wassers II 55; Steigen und Fallen II 53; Teilung in Kanäle II 52; Versiegen II 57.
Kerim Dschan, Diener Hedins II 43. 77. 82.
Kiachta II 110. 112. 233.
Kijik, Wildziege I 22; II 62.
Kirgisen I 3. 5. 29. 30. 33. 38. 68. 70; hohes Alter I 72. 83; Armut I 68; Beschäftigung I 4. 5; Brennmaterial I 4. 125; Charakter I 5. 70. 125; Empfang im Aul I 80; Frauen I 80. 125; Geburt I 123; Gesichtssinn I 5; Hausrat I 124; Heirat I 123. 124; Kinder I 70; Lagerplätze I 4. 5; Lebensweise I 123; Männer I 125; Nahrung I 124; Namengebung I 121; Ortssinn I 5; Tod I 124; Wanderungen I 4. 76. 77; Weideplätze I 83; Zelt I 124.
Kirgisensteppe, I 3. 4. 5. 6; Bevölkerung I 4; Pflanzenwelt I 4. 7; Salzseen I 4; Tierwelt I 4. 7.
Kisil, Dorf II 20. 21.
Kisil-art, mohammedanischer Heiliger I 22; Paß I 13. 22. 31.
Kisil-su, Fluß I 20. 32; II 88; von Kaschgar I 59. 131.
Kitschkerim, Wegmaß I 40.
Kitt (lamaistischer Tempel) II 196.
Kokan, Khanat I 34.
Koko-choto, Stadt II 230.
Koko-nor-Kette II 187. 198. 200.
Koko-nor, See II 109. 110. 113. 182. 197. 198. 200. 201; Insel II 198; Sage II 198.
Koko-schili, Gebirge II 115. 141. 164.
Kok-sel, Gletscher I 114. 125.
König Oskar von Schweden I 2. 13. 49; II 218.
König Oskar-Berg II 157.
Kontsche-darja II 76. 77. 81. 82. 88.
Korla, Stadt II 71. 76. 78. 80. 81. 88. 111. 210.
Körpertemperatur, Einfluß der Luftverdünnung I 105. 106.
Kosch-lenger, Herberge II 24. 80.
Kosloff II 87. 114.
Köttek (toter Wald) II 45.
Kö-uruk = Saksaul II 68.
Kovneh-schahr (von Jarkent) II 21.
Kovneh-schahr, Ruinenstätte II 26.
Krischna, Pundit (A—K—) II 112. 113.

Kulane (Wildesel) II 62. 143. 145. 146. 147. 157. 166. 168. 197; Äußeres II 147—148; Jagd II 147.
Kuldscha II 111.
Kul Mametieff, Begleiter Hedins I 27. 38. 40. 41. 48. 49.
Kul Muhammed, Aksakal II 77. 80.
Kum-bum, Dorf II 204; Bach II 204; Kloster II 192. 195. 204; Götterbilder II 207; Lamas II 207. 208; Prior II 206; Tempel II 206. 207. 208.
Kum-tschappgan, Dorf II 88. 94.
Kuntschekkan Bek II 87. 94.
Kurban Achun, Diener Hedins II 123.
Kurlük-nor, See II 113. 183. 186. 187. 191.
Kuropatkin II 114.
Kurruk-tag, Gebirge II 59. 78. 81.
Kuscherab, Dorf II 20; Fluß II 23.
Kusnezoff, Hauptmann I 30.
Kven-lun I 11. 46. 236; II 15. 27. 35. 48. 97. 108. 112. 114. 115. 140; Namen II 120; Pässe II 120.

Lailik, Dorf I 140. 141. 144.
Lamas in Kum-bum II 206. 207. 208; Gesang II 208.
Lan-tscheo-fu, Stadt 200. 214. 220.
Leh II 31. 110.
Lhasa II 109. 110. 112. 115. 178. 179. 182. 195. 202.
Liang-tscheo-fu, Stadt II 215. 216. 217. 218. 223; Bauten II 218; Missionare II 220; Fluß II 222.
Li Daloi, Kommandant in Korla II 79.
Li Darin, Amban von Kargalik II 23; Amban von Tscharchlik II 99.
Ling Darin (Paul Splingaert) II 100.
Littledale II 53. 72. 97. 135. 137. 140; in Kaschgar I 127; Lager im Arka-tag II 135.
Liu Darin, Amban von Chotan II 31. 73. 103. 104. 105. 106. 107. 116. 117. 118.
Loczy II 115.
Lop, Stadt II 86; Wüste II 87; Marco Polo über Lop-Wüste I 145.
Loplik (Lop-Männer) II 82. 90; Boote II 90. 93; Charakter II 92; Fischfang II 95.
Lop-nor I 30. 58; II 22. 31. 54. 55. 59. 70. 76. 77. 111. 112. 113. 114. 115. 140; historische Beweise für Veränderung der Lage II 86; Europäer am II 72; Waldgürtel II 83.
—-Frage II 70.
—, nördlicher, alter, der Chinesen II 72. 81. 82. 86. 89; Lage II 83; Salzsee II 71; alte Straße II 81.
—, südlicher, Prschewalskijs II 82. 84. 86; Süßwasserbecken II 71, s. auch Kara-buran und Kara-koschun.
—-Gebiet II 82; Winde II 83.
Loppsen, Führer Hedins II 182. 183. 184. 186. 187. 189. 190. 191. 194. 196. 198. 199. 204. 206. 208.
Löß II 1; Lager II 215; Struktur II 215.
Lotungen, im Großen Kara-kul I 23. 24. 25; im Rang-kul I 38; im Kleinen Kara-kul I 119.
Luftverdünnung, Einfluß auf Puls und Körpertemperatur I 106.

Macartney I 52. 127. 157. 236; II 6. 8. 9.
Malereien, alte, in Kara-dung II 54; in Takla-makan II 46.
Manibaum II 206, s. auch Huc.
Manuskripte, alte, aus Chotan II 40; aus Takla-makan II 46.
Maral-baschi, chinesische Festung I 133. 134. 137. 139. 154; II 31.
Marco Polo I 145. 185. 226; II 27. 28. 30. 41. 42. 70. 86. 87. 102.
Margelan I 10. 29.
Masar-alldi, Gebirge I 135. 164. 165. 166.
Masar-tag am Chotan-darja I 153.
— Gebirge bei Maral-baschi I 134. 135. 136.
Merket, Dorf I 145. 146. 155; Basar I 147; Bewohner I 147; Ehe I 149; Frauen I 147. 150; Produkte I 146; Rechtspflege I 149. 150.
Mi Darin, chinesischer Kommandant I 70.
Missionare in China I 56. 128. 129; II 227; englische II 200; katholische II 218. 220; schwedische II 226. 230. 231.
Mitt, Fluß II 120. 121. 123.
Mittelmeer, asiatisches, letzte Reste I 173.

Molla Islam, Diener Hedins I 74. 90.
Mölldscha, Fluß II 119. 120.
Mongolen II 42; Abneigung gegen Körpermessung II 179; Äußeres II 172; Ehe II 179; Feueranmachen II 172; Frauen II 179. 180; Gebete II 176; Getränke II 177. 179; Hausrat II 171. 172; Haustiere II 180; Karawane II 201; Kleidung II 172. 176. 179; Nahrung II 172. 175. 176; Pferde II 180. 198. 201; Schutzgötter II 186. 187; Waffen II 198; Zelt II 171. 172. 179.
Moränenlandschaft I 76.
Moränensee I 78. 113; II 5.
Mössöto, Ort II 172. 175.
Mudschi, Dorf II 26. 27.
Muhammed Bai II 56. 61.
Muhammed Emin, Aksakal I 232. 233. 234.
Muhammed Jakub, Diener Hedins I 137. 140. 147. 151. 157.
Muhammed Rafikoff II 32. 118.
Muhammed Schah, Diener Hedins I 152. 155. 174. 177. 183. 184. 189. 191. 194; Tod I 196.
Muhammed Togda Bek, Häuptling I 126.
Murghab, Fluß I 11. 12. 32. 34. 36. 37; II 9; Fahrt auf I 111; Gemeinde I 29; Tal I 27. 110. 112, s. auch Ak-su.
Mus-tag-ata I 30. 33. 61. 77. 114; II 15; Besteigung I 46. 106. 107, s. auch unter Hedin; Gletscher I 47. 48. 69. 83—89. 93. 94. 101. 108. 114. 125; Höhe I 46; Ostabhänge I 115; Panzereis I 95. 96. 97. 98; Sagen I 44. 45. 46; Schneedecke I 90. 91. 92. 93; Vegetation I 84.
Mus-tag-Kette I 32. 33. 49. 67. 68. 77. 81. 92; II 2. 11; Gletscher I 81.

Nagetiere II 150, s. auch Hasen, Teschikan, Wühlmäuse.
Nähr, Kamel Hedins I 151. 155. 221. 225.
Naidschin-gol, Fluß II 181.
Nain Sing II 110.
Naisa-tasch-Paß I 113; Tal I 38.
Namuren, Fluß II 181.
Nan-schan, Gebirge II 216.
Naptschitai-ulan-muren, Fluß II 160. 164.
Nasar, alte Stadt II 27.
Nephrit II 30; Arten II 32. 33; Fundorte II 30. 32; Namen II 30; Preise II 32. 33; Verwendung II 30.
Nestorianer II 42.
Nias Bek, in Merket I 146. 155; als Richter I 149.
Nias-köll, See II 83.
Nija, Stadt II 40. 41. 114.
Nija-darja II 119.
Ning-scha, Stadt II 220. 221. 223. 228. 229; Mandschu-Stadt II 225; chinesische Stadt II 225.
Niveauveränderungen, Faktoren II 83.
Numet Bek II 87.

Obo, tibetischer II 169. 170. 182. 185.
Odorico di Pordenone II 109.
Om mani padme hum II 170.
Opium II 227. 228.
Ordan Padscha, Grab I 141. 142. 143; II 21. 49; Grabhügel von Schah Jakub Scheik I 143.
Ordos II 229.
Orenburg I 2. 3.
Orongo-Antilope II 150. 166.
d'Orville II 109.
Osch I 29; II 123. 233.
Ova-tögörück, Lager II 183. 184.
Ovis Poli I 22.

Pamir I 30; II 88. 115; Bevölkerung I 27. 28. 33; Grenzgebiete I 32; höchster Punkt I 46; Klima I 12. 32. 33. 67. 68; Lage I 11; morphologische Gliederung I 30. 31. 32. 33; Pässe I 31; II 2; politische Zugehörigkeit I 11; Reisen in I 12; Sagen I 11; Sprachengrenze I 33. 34; Tierleben I 64; chinesisches I 30; russisches I 29. 30.
Pamirfrage I 12. 34.
Pamirskij Post I 13. 27. 32. 109. 110. 111. 113; Anlage I 34. 35; Einteilung der Tage I 35; Gründung I 11; Lage I 34; Leben in I 110. 111; Tierwelt der Umgegend I 36.
Pan Darin, Amban von Jarkent II 22.
Pändschfluß I 11. 32. 113; II 8.
Panggongsee II 110.
Panzereis des Mus-tag-ata I 95. 96. 97. 98. 99.

Pappeln I 138. 140. 156. 157. 159. 162. 203; II 44. 47. 50. 51. 65. 66. 83. 86. 89. 201.
Parpi Bai, Diener Hedins II 120. 123. 124. 131. 136. 137. 144. 147. 150. 162. 171. 178. 189. 202. 204.
Pas-rabat, Herberge I 64. 65. 67.
Pawalo-Schweikowskij, General I 10. 12; II 9. 11. 13.
Pawloff, russischer Gesandter II 232. 233.
Pe-dsching-tsching (Peking) II 231.
Peking II 231; Mandschu-Stadt II 231; chinesische Stadt II 231.
Peri-bakschi, Geisterbeschwörer I 148. 149.
Persien II 13. 17. 26. 37.
Persische Kunst, Einfluß auf indische II 37; in Borasan II 37.
Petersburg I 2; II 233.
Petrowskij, Generalkonsul I 50. 51. 57. 126. 235; II 20. 21. 103. 104. 118; Sammlung von Altertümern II 35.
Pferde I 16; II 36; wilde I 160.
Pjewzoff II 53. 72. 87. 97. 114. 122.
Pik Kauffmann I 19.
Pilquist, Herr und Frau, Missionare II 226.
Pi-ma, alter Ort II 39. 40.
Ping-fan, Stadt II 215.
Polu, Stadt II 114.
Populus diversifolia I 203; II 86, s. auch Pappeln.
Post, chinesische I 133. 139, s. auch Eilboten.
Poststationen, russische I 3. 5.
Potai, chinesische Wegzeichen II 26. 81.
Prschewalskij I 153. 166. 214; II 43. 52. 58. 70. 71. 81. 82. 84. 87. 92. 97. 113. 114. 190; Reisen II 110—112.
Pulsschlag, Einfluß der Luftverdünnung I 106.
Punditen II 109.

Raben I 174; II 67.
Rang-kul, Fort I 38; Gemeinde I 29; See I 31. 38.
Raskan-darja (Jarkent-darja) II 8. 17. 88.
Räuber I 49. 50; II 187. 189. 190. 191. 192.
Rehim Bai, Diener Hedins I 13. 18. 38. 41. 58.
Religionsgrenze II 16. 17.
Richthofen, Freiherr von I 30. 236; II 82. 84. 100. 115; über den Lop-nor II 70.
Ridley, englischer Missionar, und Frau II 209. 210. 212. 214.
Rijnhart, Frau II 202. 203.
Roborowskij II 114.
Rockhill II 113.
Roschan, Land I 11. 33.
Roslak, Diener Hedins II 123.
Ruinenstädte II 41, s. auch Borasan, Eski-schahr, Kara-dung, Nasar, Takla-makan, Tumschuk, Basch-schahri.
„Russen" in Ten-kar und Si-ning-fu II 200.
Rußland, Einverleibung von Pamir I 11; Eroberung von Kokan I 34.

Sadak-köll, See II 83. 92.
Sai, Talform II 118. 119.
Saizeff, Hauptmann I 28. 30. 34. 36. 111. 112; II 233.
Saizeffpaß I 112.
Saksaul I 4. 7; II 68. 185.
Salisbury-Peak II 11.
Salz I 166; II 192.
Salzhaltiger Boden I 158. 159; II 68. 71.
Salzsee I 4. 82; II 71. 129.
Salzsümpfe in Zaidam II 181.
Sand, Andrang II 27; Konservierungsfähigkeit II 48.
Sandregen, sagenhafter II 39.
Sang-po, Fluß II 112.
Sang-uja, Dorf II 27. 28.
Santschi II 36. 38.
Sarik, Gras II 142.
Sarik-buran (Sturm) II 48.
Sarik-kol, Paß II 121.
Sarik-kol-Kette I 30. 32. 38. 39. 77. 81. 92. 114; II 14.
Sarik-kol-Tal I 29. 32. 33. 41. 69. 76. 106. 116; II 6.
Sarimekgletscher I 88.
Sarimekpaß I 84.
Sa-tscheo, Stadt II 113.
Schah-dschan, Ort I 11. 111.
Schah-jar, Stadt II 56. 70. 73; Produkte II 73; Verwaltung II 74.
Schar-i-katak, alte Stadt I 144; II 74.
Schibbtik, mongolische Schutzgötter II 186.

Schi Darin, chinesischer Kommandant von Irik-jaks I 69; Kommandant in Tscharchlik II 100. 101. 102.
Schilf im Lop-nor II 89. 90. 94. 95.
Schi-ming-ho, Fluß II 216. 217.
Schinde, Tal I 67; II 14. 15.
Schin-dschao, mohammedanische Sekte II 212.
Schirge-tschappgan, Ort II 83. 93.
Schlagintweit, Adolf I 59; II 80. 110; Monument I 59.
Schneckenhäuser in der Wüste I 177.
Scho-lo, Handofen II 218. 230.
Schor-kul, See I 38. 82. 136.
Schugnan I 11. 33. 113.
Schutzgötter der Mongolen II 187.
Schver-agil, Gletscher I 114.
Seen, abflußlose, in Tibet II 140—142. 143. 146. 148. 157. 158. 160. 161. 162. — am Jarkent-darja I 135.
Seid Achram Bei, Aksakal II 103. 105. 106.
Serafschan, Fluß II 8. 17.
Serer, Volk II 37.
Shaw II 110.
Sil, Vereinigung des Jarkent- und des Chotan-darja I 223.
Sil (Überschwemmung) II 1.
Si-ning-Fluß II 214. 215.
Si-ning-fu, Stadt II 181. 182. 192. 195. 199. 200. 209. 214; Belagerung II 212. 213.
Sir-darja I 4. 7. 17.
Sirkang, Tempel II 206; Inneres II 206. 207.
Skerskij, Hauptmann I 111.
Skobeleff, General I 34.
Skorpion II 99.
Sogot, See II 87.
Sonum, Mongolenhäuptling II 179.
Sorgotsu, Lager II 187. 188.
Sor-kul (Victoria-See) II 8.
Sovurga, lamaistisches Bauwerk II 196.
Splingaert, Paul (Ling Darin) II 100.
Städte, alte, in der Wüste I 134. 144; II 45—50. 59; Eski-schahr I 136; Karadung II 54; Takla-makan II 45—50; am unteren Tarim II 74. 76; Tumschuk I 136; Basch-schahri II 102.
Staubgehalt, Einfluß auf Temperatur und Insolation I 145.
Stockholm I 2; II 233.
Stoliczka II 115.
Stürme I 170. 171. 184. 230; II 92. 93. 132. 142. 161. 163. 229. 230; Einfluß II 83. 96; s. auch Kara-buran und Sarik-buran.
Su-baschi, Aul I 47. 70. 71. 108; II 6; Festung I 42; Fluß I 69; II 6; Tal I 77.
Sugetlik, Dorf II 19.
Sultan Ali Arslan Chan I 143.
Sumeh, Ort I 112. 113.
Sunniten II 16. 17.
Su-tscheo, Stadt I 133; II 210.
Széchényi, Graf II 113.

Tabak II 73. 90.
Tadschenur-Mongolen II 183.
Tadschik I 30. 32. 33. 94; II 16; Frauen II 16.
Tagarma, Ebene I 68. 108; II 6.
Tagdumbasch-darja II 6. 8.
Tagdumbasch-Pamir II 8.
Tagdumbaschtal II 14.
Taglik, Stamm II 110. 120. 121. 122; Flinten II 155. 156; als Begleiter Hedins II 123. 124. 125. 127. 135; Desertion II 135—137. 144.
Takla-makan I 134. 137; II 41. 45. 88; Berichte und Sagen über I 134. 137; II 39. 40; Goldsucher I 138; Namen II 24; Prschewalskij über I 153; Winde II 48.
Takla-makan, alte Stadt I 134. 138; II 45—49; Anlage II 46; Alter II 47. 48. 49; Häuser II 45. 46; Industrie II 47; Ursprung II 48; Vegetation II 47.
Tamarisken I 169. 202; II 44. 45. 68. 75. 83. 89. 177. 182. 185; als Nutzholz II 179.
Tam-budda, Ort I 128; II 123. 189.
Tamerlan I 7.
Tanguten II 109. 173. 182. 187. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199; Frauen II 194. 195; Häuptling II 199. 200; Hausrat II 195; Kleidung II 194; Pferde II 198; als Schützen II 190; Sprache II 193; Waffen II 195; Zelte II 194. 195; s. auch Räuber.
Tanka (Tempelfahnen) II 182.
Tan-la, Gebirge II 109. 112.
Tarantas I 3. 6.

Tar-baschi, Fluß und Tal I 49. 66; chinesisches Fort I 40.
Tarim, Fluß I 30. 33; II 53. 55. 59. 66. 68. 69. 70. 74. 83. 84. 87. 90. 93. 111. 113; Breite II 72; Einfluß des Winddrucks auf Strömung II 97. 98; Einfluß der Uferseen auf Wassermenge II 84. 86; Ende II 88. 95; Laufänderung II 72; Salzgehalt II 71; Städte, alte II 74. 76; Wälder II 68. 69; Wasserstand II 74.
Tarimbecken II 30. 115.
Tarimsystem II 88.
Tasch (Wegmaß) I 62.
Taschkent I 3. 8; II 114.
Tasch-kurgan, chinesische Festung I 64. 68; II 6. 14.
Tatsilumpo II 179.
Tauschkan-darja I 235; II 88.
Tavek-kel, Dorf I 229. 235; II 44. 104. 105.
Tekke (Wildziege) II 62.
Telegraphenlinie durch Innerasien I 133; II 217.
Telesmat (Zauberei) I 134.
Tempelfahnen, tibetische II 182. 208.
Tengeh, Münze I 59. 218.
Tengi (Gebirgsdurchbruch) II 6.
Tengis-bai-Paß I 13. 16. 17. 22.
Tengi-tar, Tal I 65.
Tengri-chan, Berg I 233. 234.
Tengri-nor, See II 112. 114.
Ten-kar (Donchur), Stadt II 192. 200. 202; Aufstand der Dunganen II 203.
Teresken I 23.
Tergen-bulak, Gletscher I 93. 96. 101.
Terrakotten aus Borasan II 35—38. 58.
Teschikan (Nagetier) II 150.
Tesek (Dung) I 125.
Thai-tsching-jih-tung-tschi, chinesische Chronik II 38. 39. 42.
Thai Tsung, chinesischer Kaiser II 40.
Thang-Dynastie II 38. 39.
Tibet I 1. 11; II 88. 108. 109. 113. 115. 119. 196. 208; Abgeschlossenheit II 7; Abstieg nach Zaidam II 174; Entdeckungsgeschichte II 109—116; Gesteine II 126. 129. 135; Taltypus II 126; Unfruchtbarkeit II 122; Volk II 42.
Tien-schan I 11. 236; II 78. 112. 114.
Tiger I 7. 139. 218. 229; II 56.
Tikkenlik, Dorf II 81. 82. 87.
Timur I 7.
To-ba, Ort II 203. 204.
Togda Bai Bek I 94. 95. 96.
Togda Bek, Häuptling von Tavek-kel II 104. 105. 106.
Togda Chodscha I 146. 147.
Togda Mohammed Bek, Kirgisenhäuptling I 72.
Togda-raschid Nokta-raschid, Volk I 143 II 49.
Togdasin Bek, Häuptling I 42. 69. 71. 74. 78. 81. 109. 113. 116. 117. 118.
Tograk (Pappel) I 156; II 44.
Tonkus-baßte, Wald II 54. 55. 60.
Tossun-nor, See II 185. 186.
Transalaigebirge I 17. 19. 20. 32.
Trotter, Hauptmann II 110.
Tsagan-namaga, Lager II 185.
Tsagan-nor, See II 196.
Tsamba, Speise II 172. 175. 176.
Tsaring-nor, See II 112.
Tschackerem (Wegmaß) II 26.
Tschackmakden-kul, See II 9.
Tschakker-agil, See II 6.
Tschal-tumak, Aul I 94; Gletscher I 95. 97.
Tschamen-tag II 114.
Tschangpa, Volk II 110.
Tschao Darin, chinesischer Kommandant I 40.
Tschapp (Rinne) II 120.
Tschappgan (Kanal) II 104. 105. 106.
Tscharchlik, Stadt II 82. 84. 98. 101; Amban II 99.
Tschärek (Gewichtsmaß) I 62.
Tscharlung, Fluß I 64.
Tscheggelik-ui, Ort II 86. 88. 93.
Tscheo-Dynastie II 38.
Tschertschen, Stadt II 102. 123.
Tschertschen-darja II 59. 87. 102. 131.
Tschimen, Dorf II 70.
Tschimen-tag II 144.
Tsching-fan, Stadt II 221. 222; Gouverneur II 221.
Tschitral I 11.
Tschivillik-köll, See II 82. 87.
Tschokkalik, Paß II 120. 121.
Tschöll (Wüste) II 76.
Tschong-bek (Oberhäuptling) I 72.

Tschong-kara, Kamel I 151. 174. 177.
Tschong-kum (Wüste) I 158.
Tschong-sarik, Kamel I 151. 233.
Tschong-tokai, Wald II 75.
Tschong-tura (Prschewalskij) II 92.
Tschuggatai, Aul, Paß und Tal I 31. 39.
Tschullak-lenger, Station II 26. 80.
Tschum-kara-kaschka, Gletscher I 101. 114.
Tschum-kar-kaschka, Held im Heere Chan Chodschas I 44. 45.
Tsen Daloi, chinesischer Bürgermeister I 54; II 102.
Tsin-Dynastie II 38.
Tsing-hai (Koko-nor) II 198.
Tsohan-ula, Gebirge II 181.
Tso-ngombo (Koko-nor) II 198.
Tsung Kaba, lamaistischer Gott II 207.
Tsunkuk-gol, Fluß II 200.
Tsun-ula, Gebirge II 187. 198.
Tuchari, Volk II 41.
Tuff II 129.
Tugh (Opferstangen) I 22. 142; II 155.
Tu-ho-lo, Volk II 41.
Tulum (Schlauch) I 145; II 67.
Tumschuk, Berg I 136; alte Stadt I 136.
Tung-kvan, Vorstadt von Si-ning-fu II 212. 213. 214.
Tur-bulung, Aul I 108. 126.
Turfan, Stadt II 31. 115.
Turkestan, russisches I 2; Stadt I 7. 8.

Übergangsgebiet I 32; II 126.
Ugen-darja II 72. 74. 75. 82.
Uljassutai, Stadt II 233.
Ullug-art, Aul II 4; Paß II 2. 4; Gletscher II 5. 6.
Ullug-masar I 135.
Ullug-rabat, Paß I 69.
Ullug-sai, Fluß II 119.
Unkurluk, Dorf II 19.
Upal, Dorf II 1. 2.
Uprang, Paß II 8.
Uralfluß I 4.
Uralkosaken I 7.
Urga, Stadt II 110. 233.
Urna, buddhistisches Zeichen II 37.
Urumtschi, Stadt I 53. 133; II 100. 217. 233.
Uetsch-beldir, Gebiet II 20.
Uetsche, Fluß und Tal II 15.
Utsch-turfan, Ort I 234. 235.

Van de Putte II 109.
Vang (chinesischer Vasallenkönig) II 224.
Vang-je-fu, Stadt II 224; Vizekönig II 174. 224.
Vasch-schahri, Ruinen II 102.
Vei-Dynastie II 38.
Verdunstung des Wassers II 77.
Versandung von Städten II 39. 40.
Victoriasee II 8.
Vivien de Saint-Martin II 42.
Volcans de Ruysbroek II 151.

Wachan I 11.
Wachan-darja I 32; II 8.
Wakdschirpaß II 8.
Wald, am Chotan-darja I 226; am Jarkent-darja I 146. 226; am Kaschgar-darja I 132; am Wüstenrand I 163; toter (Köttek) II 65.
Waldverteilung II 86.
Wali Khan Tura II 80.
Weihnachten, in Kargalik II 23; in Kaschgar I 127. 128; in Liang-tscheo-fu II 220.
Wellby, Kapitän II 202.
Wildesel, s. Kulan.
Wildschweine I 7. 138; II 51—68.
Wildziege I 22. 38, s. Kijik und Tekke.
Wind, Sage II 26.
Wölfe I 4. 21. 22. 64. 96. 126. 139. 218; II 197.
Wolga I 3; Brücke I 3.
Wrewskij, Baron, Generalgouverneur I 12.
Wühlmäuse II 197.

Yak, wilder II 62. 122. 142. 151. 155. 156. 157. 165. 166. 175. 197; Äußeres II 151. 154. 155; Fleisch II 172; Jagd II 152. 154; Verwendung der Teile II 155.
— zahmer I 20. 41. 47. 68. 73. 93. 96. 97. 98. 101. 105; II 15. 16; als Reittier I 83. 84; Wettrennen II 10; Zucht II 198.
Younghusband I 52; II 111. 115.

Zaidam, Land II 109. 112. 113. 170. 176. 182. 184. 185; Abstieg nach II 174.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wertvolle illustrierte Reisewerke

Preisänderungen vorbehalten.

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg, Vom Kongo zum Niger und Nil. 2 Bde. Lwd. geb. 80 *M*.

Fesselnde Berichte aus dem afrikanischen Urwald, von Zwergen und Menschenfressern, von Kampfspielen und Todesgefahren.

Hedin, Durch Asiens Wüsten. 2 Bde. Geb. *M* 60.—.

Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China erschloß Hedin das Geheimnis der Eis-, Sand- und Steinwüsten Asiens und entdeckte Jahrtausende alte Städte.

—— Im Herzen von Asien. 2 Bde. Geb. *M* 60.—.

Die zweite mehrjährige abenteuerreiche Reise in das geheimnisvolle Tibet.

—— Zu Land nach Indien. 2 Bde. Geb. 80 *M*.

Gefahrvolle Wege durch die persischen Sandwüsten, die Hedin auf seiner dritten großen Reise zum Transhimalaja betrat.

—— Transhimalaja. Band I/II geb. 80 *M*, Bd. III geb. 40 *M*.

Das berühmte Hauptwerk über das verschlossene Tibet.

—— Bagdad—Babylon—Ninive. Gekürzte Ausgabe 2 *M*; auf Starkpapier 4 *M*. Große Ausgabe geb. 30 *M*.

Die Hauptpunkte Mesopotamiens im Licht der jahrtausendjährigen Geschichte Assyriens und Babyloniens.

—— Jerusalem. Gekürzte Ausgabe 2 *M*. Große Ausgabe geb. 30 *M*.

Prächtige Beschreibung des Heiligen Landes und Jerusalems.

—— Abenteuer in Tibet. Geb. 30 *M*.

Gedrängte Schilderung der vielgestaltigen Erlebnisse auf der ersten u. zweiten Durchquerung Asiens.

—— Von Pol zu Pol. 3 Bde. Jeder Bd. geb. 16 *M*.

Ein spannendes Volks- u. Jugendbuch. Entdeckungsreisen in Europa, Asien, Afrika, Amerika, Südsee.

Mawson, Leben und Tod am Südpol. 2 Bde. geb. 110 *M*, in 2 Leinenbänden 140 *M*.

Ein neues Buch über den wenig bekannten sechsten Erdteil, von dem Mawson die schönsten Bilder mitbrachte, die je auf einer solchen Reise gemacht worden sind. Mawson überlebte die furchtbaren Schneestürme, die Scott das Leben kosteten. Von seinen zwei Kameraden stürzte der eine mit allem Proviant in eine unergründliche Gletscherspalte, während der zweite den Hungertod fand. Allein trotzte Mawson den Schrecknissen und Gefahren des ewigen Eises noch über einen Monat lang, bis er bei den angstvoll harrenden Gefährten eintraf.

Mikkelsen, Ein arktischer Robinson. Lwd. geb. 30 *M*.

Eine abenteuerliche Robinsonade im besten Sinne, für jung und alt, mit wichtigen Ergebnissen für die Wissenschaft.

Nansen, In Nacht und Eis. 3 Bde. Bd. I/II geb. 70 *M*, Supplement (3. Bd.), geb. 35 *M*. Eine der gefährlichsten und aufregendsten Forschungsreisen aller Zeiten.

—— Nebelheim. 2 Bde. Lwd. geb. 60 *M*.

Geschichte der Entdeckung Nordeuropas von Anbeginn der Menschheit an.

—— Sibirien, ein Zukunftsland. Geb. 30.— *M*.

Weit mehr als eine bloße Reisebeschreibung, mit allen von Nansen bekannten Vorzügen der Darstellung.

Reisen und Abenteuer. Jeder Band geb. 12 *M*.

Neue illustrierte Volks- und Jugendausgaben berühmter Reisewerke.

Band 1: Sven Hedin, Abenteuer in Tibet;
Band 2: —— Transhimalaja (Neue Abenteuer in Tibet);
Band 3: Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch).
Band 4: Schweinfurth, Im Herzen von Afrika.
Band 5: Stanley, Wie ich Livingstone fand.
Band 6: Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Die Abenteuer der Gefährten).
Band 7: Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten.

Weitere Bände in Vorbereitung.

Scott, Letzte Fahrt. 2 Bde. Lwd. geb. 80 *M*.

Tragisches Ende einer weltberühmten Südpolexpedition.

Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. 2 Bde. geb. 90 *M*.

Erschütternde Schilderungen der aufregenden Kämpfe gegen den Mahdi; Gefangenschaft u. Flucht.

Sverdrup, Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. 2 Bde. Lwd. geb. 60 *M*.

Nansens Begleiter auf der Nordpolfahrt berichtet über seine zweite große Entdeckungsreise zum Sverdrupparchipel am Nordpol.

Wegener, Der Zaubermantel. Erinnerungen eines Weltreisenden. Geb. in Batikband 36 *M*, geb. in Halblwd. 40 *M*.

In die Welt der Schönheit, der Anmut, der Freude führt das Buch, in dem Wegener uns erzählt von den buntesten, heitersten und schönheitsvollsten Stunden, die er auf seinen Wanderungen um den Erdball erlebt hat.

TARIM-BECKEN, LOP-NOR, NORD-TIBET UND ZAIDAM.

Issik-kul
Mus-art Pass
Tengri-chan
C H A N
S
T I E N
Karin
Tarim
Tajschkan-darja
Aksu
Utsch-turfan
Aksu-darja
Tumschuk
Kaschgar-alldi
KASCHGAR
Kaschgar-darja
Yarkend-darja
Yangi-hissar
Yarkend
Kok-rabat
JARKENT
Yangi-arik
CHOTAN
Kara-kasch
Yurun-kasch
Kerija-darja
Kerija
Tschira
Tschikkar
Pialma
Sangjuja
Khotan-darja
Wald von Buksem
Hirtenlager
Ruinen einer alten Stadt
Katak-kum
Tschugulmek
Ruinen einer alten Stadt
Imam Dschafer Sadik
Tschertschen-darja
Tschertschen
Kara-schahr
Bagrasch-köl
Korla
Chaidu-gol
Buntscha
Bedel-köl
Schikjar
Tschimen
Kara-dasch
Tschong-tokai
Dung-tschaidam
Ugen-darja
Atschik-darja
Arka-darja
Muzart-darja
Intschike-darja
Konsche-darja
Kuruk-tag
Kum-darja (trocken)
Tschong-tarim
Tschakmak
Ordek-jagatsch
Tschakmak
Arghan
Tschakmak
Tschakmak
Tschakmak

ÜBERSICHTSKARTE ZU SVEN HEDIN'S REISE.

F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DS
8
H46
1919
Bd.2

Hedin, Sven Anders
Durch Asiens Wusten

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 12 24 07 007 5